Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher beträgt:

Für ein ganzes Jahr	gegen Voraus- bezahlung	13 ℳ 50 ₰
Für ein halbes Jahr		7 ℳ — ₰
Für ein Vierteljahr		4 ℳ — ₰
Für einen Monat		1 ℳ 50 ₰
Tagweise für einen Band		— ℳ 6 ₰

Für die französischen und englischen Bücher besteht ein besonderes Abonnement und zwar zu folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr	gegen Voraus- bezahlung	16 ℳ — ₰
Für ein halbes Jahr		9 ℳ — ₰
Für ein Vierteljahr		5 ℳ — ₰
Für einen Monat		2 ℳ — ₰
Tagweise für einen Band		— ℳ 10 ₰

Verdorben oder beschädigt zurückgebrachte Bücher sind mit dem vollen Wert sogleich baar zu ersetzen.

Bei Umtausch der Bücher bitten wir eine möglichst große Anzahl von Nummern aufzuzeichnen, damit den Wünschen um so sicherer entsprochen werden kann, da bei der starken Benutzung nicht immer alle Bücher vorrätig sein können.

Die Kosten der Sendungen trägt der Abonnent.

J. Lindauer'sche Leihbibliothek (Schöpping).
16. Maximiliansplatz 16.

Eulen und Krebse.

Eulen und Krebse.

Roman

von

August Niemann,

Verfasser von
„Bakchen und Thyrsosträger“, „Eine Emancipirte“, „Die Grafen von Altenschwerdt“, „Katharina“, „Bei Hofe“, „Des rechten Auges Ärgernis“ etc. etc.

Gotha
C. F. Windaus' Buchhandlung (J. Goetsch)
1888.

Erstes Kapitel.

Friedrich Schottmüller! Wem in Neustadt war dieser Name unbekannt? Welchem Fremden, der auf dem Bahnhofe ankam und sich nach der Firma Friedrich Schottmüller erkundigte, hätte nicht jeder Packträger, jeder der draußen auf dem Droschkenplatze sich umhertreibenden dienstfertigen Knaben, jeder Eingeborene, der ihm in den Straßen der Provinzstadt begegnete, Auskunft geben können, wo das stattliche Gebäude der angesehenen Buchhandlung zu finden sei? Auf dem „Neustädter Anzeiger", der die Stadt davon unterrichtete, welche finsteren Pläne der Kaiser von Rußland verfolge, welche Verlegenheiten der Königin Viktoria durch ihre weitausgedehnte Herrschaft erwüchsen, welche Ideen dem gewaltigen Haupte des Reichskanzlers entsprängen, und wo frisches Wildpret, ein unfehlbares Mittel gegen Zahnschmerz und andere tägliche Bedürfnisse der Einwohnerschaft zu haben seien, war der Name Friedrich Schottmüller als der des Besitzers täglich zu lesen. In den Kreisen jener bevorzugten Stände, die an warmen Sommerabenden im schattigen Garten der „Erholung" den Klängen der städtischen Musikkapelle lauschen durften, soweit sie nicht das Gebirge oder die See aufsuchten, und die den Winter in einer reizend verschlungenen Kette von Kaffees, Thees, Bällen,

Diners, Soupers, Theatervorstellungen und Konzerten verbrachten, war der Name Schottmüller beliebt und verehrt als der des gastlichsten Hauses. In den Kreisen jener anderen Stände aber, die mit harten Händen dem harten Schicksale das tägliche Brot abzuringen genötigt waren, stand der Name Friedrich Schottmüller ähnlich dem des Nilgottes in Ägypten da, des „Getreidespenders," des „Brotfreundes," der die Fluren mit Wasser überzieht, um die Welt der lebenden Wesen zu ernähren. Denn wenn Friedrich Schottmüller auch nicht Ueberschwemmungen veranlaßte, um die Neustädter Fluren fruchtbar zu machen, so besaß er doch eine Druckerei, in welcher viele Leute Brot fanden für sich und ihre Familien, und beschäftigte er ein zahlreiches Personal, welches in dem stattlichen Gebäude an der Breiten Straße mit der Herstellung, Versendung und Berechnung von Druckwerken beschäftigt war und seinerseits wieder mit Weib und Kind Wurzel geschlagen hatte im Neustädter Boden. Auch gab er vielen Leuten Verdienst, die mittelbar zu ihm gehörten, hauptsächlich der Papierfabrik und den Buchbindern, aber auch noch anderen Geschäften — wie denn im vielfältig gegliederten Kulturleben ein Rad in das andere greift, ein Faden sich um den anderen schlingt zum gemeinsamen gedeihlichen Betriebe bürgerlichen städteerhaltenden Erwerbes.

In diesen Tagen aber war von Friedrich Schottmüller besonders viel die Rede, und es herrschte sogar in den die Firma enger umgebenden Kreisen große Aufregung; denn die Firma stand im Begriff, ihr fünfzigjähriges Jubiläum zu feiern. Die von einem solchen Feste unzertrennlichen Vorarbeiten erhitzten die Köpfe von jung und alt, und die Geschäftigkeit der Angehörigen des angesehenen Hauses teilte sich den weiteren Kreisen mit, wie von dem ins Wasser geworfenen Steine Schwingungen der Oberfläche über den

ganzen Teich sich ausdehnen. Gerüchte über Gehaltserhöhungen, in den innersten Heiligtümern der Kasse und des Kontors entstanden, breiteten sich unter mannigfaltigen Gestaltungen aus und erregten durch das gesamte Personal hin freudige Erwartungen. Besprechungen über die Art der Feier nahmen manche Stunde in Anspruch, gleich Verschwörern gingen zu ungewöhnlichen Zeiten die Mitglieder des Festkomitees umher, sammelten Geld, feuerten den Eifer der Trägen an, hemmten die vorwitzige Begeisterung der Sanguinischen und lenkten den Strom der Debatten, Streitigkeiten, ungeordneten Vorschläge und übertriebenen Erwartungen in das Bett des Maßvollen und Schönen. Kränze und Sträuße in verschwenderischer Fülle, Flaggen und Wimpel, Mastbäume von Guirlanden umwunden wurden zugerichtet, Adressen entworfen, genehmigt und von Schreibkünstlern auf Pergament gebracht, eine zierlich mit Eulen und Krebsen geschmückte silberne Säule ward allseitig bewundert und in einem diebessicheren Schranke verwahrt. Diese Säule sollte beim Feste als Geschenk der Angestellten der Firma dem Chef feierlich überreicht werden als bleibendes Andenken an seinen Ehrentag.

Auch die Stadt selbst nahm teil. Es ging die Rede, daß eine Deputation der städtischen Behörden, den Bürgermeister an der Spitze, gratulieren werde, dazu eine Deputation der Schulen, daß auch an dem Fackelzuge, den die Angehörigen der Firma veranstalteten, zweihundert Gewerbtreibende sich beteiligen wollten, es ging die Rede, daß viele Häuser flaggen würden, es ging die Rede, daß . . . ja, es ging von vielem die Rede, obwohl nicht alles sich erfüllte, was die heißesten Köpfe für annehmbar und glaubhaft hielten. Gewiß jedoch war, daß ungewöhnliche Quantitäten Bier in diesen Tagen an gewissen vom Festkomitee bezeichneten Punkten sich aufspeicherten.

Ein junger Mann von mittelgroßer und geschmeidiger Gestalt, dessen hervorragendstes Merkmal rotgoldiges Haupthaar und ein feiner rotgoldiger Bart waren, stand am Vorabend des Festes barhäuptig inmitten der Straße vor dem Gebäude der Firma und lenkte eine Schar von Arbeitern, welche die Front schmückten. Gar klug und scharf blickten seine graublauen Augen unter der breiten weißen Stirn hervor, und mit heller Stimme gab er den Leuten Anweisungen, wie sie hier Kränze um die Fenstersimse legen, dort Flaggen aufstecken sollten. Die Arbeit war beinahe vollendet, und es wollte auch schon zu dämmern beginnen. Die Septembersonne warf ihre letzten Strahlen die Straße entlang und übergoß die prächtige Reihe von bekränzten Mastbäumen und die Flut von lustigen Wimpeln mit rötlichem Scheine.

Der junge Mann hatte den Kopf ein wenig der Schulter zu geneigt und beobachtete kritischen Blickes die künstlerische Wirkung seiner Anordnung, indem er die linke Hand, in welcher er eine kolorierte Zeichnung hielt, sinken ließ. Wahrhaftig, das machte sich noch schöner als er erwartet hatte, und übertraf den Effekt, den ihm seine Einbildungskraft bei Ausführung der Vorlage ausgemalt hatte. Es würde noch prächtiger geworden sein, wenn er noch hundert Mark mehr zur Verfügung gehabt hätte, aber mit den vorhandenen Mitteln glaubte er das Mögliche erreicht zu haben.

Inmitten dieser Betrachtungen wurden seine Sinne von einem Etwas getroffen, welches die Richtung seiner Gedanken veränderte. Hatte er es gehört, hatte er es gesehen oder war es ihm auf noch eine andere Art zugekommen, genug, ein Erröten flog plötzlich über sein Gesicht, und er drehte sich rasch zur Seite, um die Straße hinauf zu blicken. Unwillkürlich trat er zwei Schritte zurück, wie um Platz zu machen — ein kleiner Reitertrupp kam daher, eine Dame zwischen

zwei Dragonerofffizieren. Die Dame war jung und sah im Reitanzuge auf dem eleganten braunen Pferde ungemein vorteilhaft aus. Der Hut saß ihr keck auf dem kastanienbraunen Haar, und im Geplauder mit ihren Begleitern lachten ihre Augen und ihr ganzes Gesicht. Der Offizier zu ihrer Linken war auf den ersten Blick als ihr Bruder zu erkennen, es bestand eine große Aehnlichkeit zwischen beiden, obwohl der Offizier nicht die heitere unschuldige Miene der Schwester, sondern eher einen etwas mürrischen Ausdruck des Gesichts hatte, zu ihrer Rechten aber ritt ein Leutnant von ganz anderem Blute als diese beiden. Sein Pferd war ein Fuchs mit rot scheinenden Nüstern und erregt aufstehenden Ohren, ein Tier, das so aussah, als vermöge nur die kundigste Hand es von den gewaltsamsten Unternehmungen abzuhalten. Es peitschte die Flanken mit dem Schweife, es setzte die kleinen Hufe auf das Pflaster, als ob ihm eigentlich Flügel gebührten, um durch die Lüfte zu fahren, und deutlich wahrnehmbar traten die Adern unter der seidenartig schimmernden Haut hervor. Der Reiter aber war von ebenso verwegenem Äußeren wie sein Roß. Er saß mit einer nachlässigen Kühnheit im Sattel, als ob nicht ein Tier unter ihm ginge, das den geringsten Fehler mit einem Riesensatze beantworten würde, und spielte scheinbar mit den Zügeln, obwohl der Kenner sehen konnte, daß er in Wahrheit das Gebiß mit der äußersten Vorsicht wirken ließ. Unter einer scharf gebogenen Nase starrte ein rotbrauner Schnurrbart mit langen scharfen Spitzen, und dunkle gelbgrün leuchtende Augen blickten unter dunkelbraunen Augenbrauen hervor. Dieser Offizier sah aus wie ein Mann, mit welchem niemand gern Händel anfangen möchte, wie ein Mann, der schnell zum Zorn und behend mit der Waffe sein würde. Es lag etwas vom Löwen in seiner Erscheinung, und obwohl er für den schönsten Mann im Regimente galt, hatte

doch der Ausdruck seines Gesichtes mit den starken Kiefern, wenn die weißen Zähne zwischen den schmalen Lippen hervorschimmerten, auch etwas von der Grausamkeit jener großen starken Katze. Als der junge Mann mit der Zeichnung in der Hand am Rinnstein stand, diese drei betrachtend, hatte er das Gefühl, daß der Reiter auf dem edlen Fuchs seine Begleiter beherrsche und gleichsam auf ihnen laste mit dem Einflusse seiner energischen Persönlichkeit. Es rührte sich ein Pochen in ihm, ein sich aufbäumendes Streben nach Empörung, indem er sich sagte, daß dieser Einfluß zum Bösen und nicht zum Guten neige.

Die Reiter sahen ihn nicht, ihre Aufmerksamkeit war auf den Schmuck der Fassade gerichtet, und er stand auf der entgegengesetzten Seite der Straße. Sie hielten ihre Pferde an und tauschten Bemerkungen über die Dekorierung des Gebäudes aus.

„Ah, das ist wunderhübsch!“ rief die junge Dame, „das alte Haus sieht ganz verjüngt aus. Das ist sehr geschickt ausgeführt.“

„Erinnert es nicht ein bißchen an Schützenfeste?“ fragte der ihr ähnlich sehende Leutnant, indem er den Mund zu einem verächtlichen Lächeln verzog. „Was meinst Du, Busstedt, sieht es nicht der großen Bude ähnlich, in der wir neulich die Alpengesellschaft jodeln hörten?“

„Eine gewisse Ähnlichkeit besteht wohl immer zwischen geschmückten Häusern,“ antwortete der Offizier mit dem langen roten Schnurrbarte, indem er sein ungeduldiges, aufsteigendes Pferd beruhigte. „Indessen ist dieses Gebäude doch sozusagen dein Herrschaftssitz; und wenn ich an deiner Stelle wäre, würde ich es mit dem Stolze eines Kronprinzen betrachten.“

Seine Stimme war tief und metallischen Klanges, und der junge Mann, welcher ihm unbemerkt zuhörte, fühlte sich

seltsam von dem Tone berührt. Er hatte sich geärgert, als sein Kunstwerk mit dem Schützenfeste verglichen worden war, und Busstedts Bemerkung konnte ihn wohl versöhnlicher stimmen, gleichwohl verstärkte sich bei ihm das Gefühl der Empörung. Inzwischen war die junge Dame bei einer Wendung ihres Pferdes aufmerksam auf ihn geworden und nickte ihm jetzt freundlich zu. „Da ist Herr Petersen," sagte sie. „Friedrich, Herr Petersen selbst steht hier."

Der junge Mann verneigte sich und trat einen Schritt näher. „Ich freue mich sehr, daß der Schmuck Ihnen gefällt, Fräulein Schottmüller," sagte er.

Auch die Offiziere hatten sich ihm nun zugewandt, und Friedrich grüßte ihn mit etwas nachlässiger Handbewegung, während Busstedt gemessen und höflich die Hand an die Mütze legte.

„Also Sie sind der Meister," sagte Friedrich. „Dirigieren Sie den ganzen Zauber?"

„Welchen Zauber, Herr Schottmüller?" fragte Petersen ernsthaft.

Der junge Offizier lachte, doch etwas gezwungen. Es schien, als sei ihm die Anrede, indem er nicht mit seinem Titel, sondern mit seinem Namen genannt wurde, unangenehm. „Ich meine das ganze Fest, den Fackelzug und all das übrige, Sie verstehen mich schon, Herr Petersen," sagte er.

„Ich habe nur einen Teil der Anordnungen übernommen," antwortete Petersen kühl.

„Na, ich denke, wir reiten weiter," sagte Friedrich. „Busstedts Gaul mag nicht mehr stehen."

Der kleine Trupp setzte sich wieder in Bewegung, die Hufe der Pferde klapperten auf dem Pflaster, und Petersen sah nachdenklich dem wallenden Reitkleide zwischen den blauen Uniformen nach, als sich eine Hand auf seine Schulter legte,

so daß er zusammenfuhr und sich umwandte. Neben ihm stand ein alter Herr in langem schwarzen Rocke, einen hohen altmodischen Cylinderhut auf dem Kopfe.

„Kommen Sie mit, Petersen?“ fragte der alte Herr. „Wir wollen ein Glas Bier trinken.“

Die Stimme des Alten klang dünn und gleichsam verschleiert, als ob Staub darauf liege. Auch seine ganze Erscheinung hatte etwas wie von Staub Bedecktes. Der lange Rock und das schlotterig herabhängende Beinkleid waren kahl und graufarbig, man sah ihnen langjährigen Dienst, ein beständiges Reiben auf dem Kontorbock und Schreibpult an. Auf dem linken Ärmel war eine große blanke Stelle, und man erkannte die Wirkung der tausendfach ausgewischten Stahlfeder, welche durch den Schreibärmel hindurch das Tuch angegriffen hatte. Selbst das lange schmale Gesicht sah staubig aus. Die Haut war grau und faltig, ein dünner, weißlicher Bart rahmte die Wangen ein, glanzlos, trübe blickten graue Augen unter langen weißlichen Wimpern und Brauen hervor.

„Ein Glas Bier trinken?“ wiederholte Petersen mechanisch. „Ja, die Arbeiter sind wohl fertig, und es wird auch dunkel.“

„Es ist nichts mehr drinnen“, sagte der Alte. „Sie sind alle fort. Diese Aufregung ist zu groß.“ Er langte in die Westentasche, zog eine von Horn geschnittene Schnupftabaksdose hervor und bot sie Petersen an. Als dieser dankend ablehnte, beförderte er selbst eine reichliche Prise in seine Nase. „Ja, ja,“ sagte er dann, „fünfzig Jahre! fünfzig Jahre!“ War es die Wirkung des Tabaks oder war es Rührung, seine Augen wurden feucht, als er zu dem stattlichen, schön geschmückten Hause hinübersah. „Fünfzig Jahre,“ wiederholte er langsam. „Ich entsinne mich noch der Zeit, wo ich ganz allein das ganze Personal ausmachte. Ja, ja, die Zeit geht

hin, die Zeit geht hin. Damals war ich ganz allein da. Das Kontor war in dem alten Hause an der Feldstraße, wir hatten ein einziges Zimmer, hier stand des alten seligen Herrn Pult und dort stand meins." Der alte Herr machte Bewegungen mit der langen, weißlichgrauen, faltigen Hand, um die Stellung zu bezeichnen, welche die Pulte gehabt hatten.

„Und was ist Friedrich Schottmüller jetzt!" setzte er hinzu. Er faßte unwillkürlich an die schmale Krempe seines verblaßten Hutes und hob den Hut in die Höhe, wie um dem hochthronenden Namen seine Ehrfurcht zu bezeigen.

„Wenn Sie einen Augenblick auf mich warten wollen," sagte Petersen, „so begleite ich Sie. Die Arbeiter haben nur noch einige Nägel einzuschlagen. Ich hole meinen Hut und bin gleich wieder hier."

Er ging in die von dicken Laubgewinden eingefaßte Thür und erschien bald darauf wieder mit seinem Hute. „Mein Pult haben sie mir fortgenommen," sagte er zu dem Alten. „Es steht ein Büffett auf meinem Platze, und eine ganze Batterie Flaschen wird aufgefahren."

Es wurde dämmerig, während er mit dem alten Buchhalter die Straße entlang schritt und beide an zahlreichen Gruppen vorbeikamen, mit denen sie mehrfach Grüße austauschten. Das Haus Schottmüller war ein Gegenstand beobachtender Neugier für die ganze Nachbarschaft und für Scharen von Kindern, die zusammengeströmt waren, um die Mastbäume und Flaggen anzustaunen. Der Alte war von jedermann gekannt und wurde häufig gegrüßt, seine hagere eckige Gestalt wurde in der ganzen Stadt als ein Wahrzeichen des Fleißes und der Pünktlichkeit betrachtet. So kamen sie zu einem Bierhause in der ersten Seitenstraße und traten in ein verräuchertes, von zwei Gasflammen schwach beleuchtetes Zimmer ein, wo der Stammtisch des Alten stand. Seit vielen

Jahren traf er hier genau fünfzehn Minuten nach sieben Uhr abends ein, zog seine große altmodische silberne Uhr aus der Tasche, überzeugte sich, daß er die Zeit nicht versäumt habe, bestellte sich seinen Schoppen und pflanzte seine Tabaksdose auf dem Tische auf. Auf demselben Platze saß er seit vielen Jahren genau bis acht Uhr und erhob sich alsdann, um zum Abendessen nach Hause zu gehen.

Heute war das Zimmer mehr als sonst gefüllt, wohl ein Dutzend Angestellte der Schottmüllerschen Buchhandlung waren da, nebst anderen Gästen. Die Erregung des bevorstehenden Festes gab sich bereits in erhöhtem Durste und lebhafterer Unterhaltung kund. Bei dem Kellner rief der Anblick des alten Buchhalters großes Erstaunen hervor, und er blickte nach dem Regulator an der Wand, als ob er eher diesem Instrumente, das erst auf sechs zeigte, als der Regelmäßigkeit des sonst so pünktlichen Gastes mißtrauen möchte. Es hatte in der That gewaltiger Ereignisse bedurft, um eine Regelmäßigkeit zu erschüttern, wie die des Buchhalters der Firma Friedrich Schottmüller, des Herrn Gabriel Meiners. Die beiden Herren setzten sich hinter ihr Bier, und inmitten der allgemeinen Unterhaltung führten sie ihr besonderes Gespräch fort, das freilich ziemlich einseitig vom Buchhalter geführt wurde, während Petersen sich gefällig auf Zuhören beschränkte. Denn er kannte des guten Alten Erzählungen ganz genau, kannte seine Vorliebe für das Wörtchen „dieser“, welches er oft ohne dringende Notwendigkeit anstatt des Wortes „der“ gebrauchte, kannte auch alle die alten staubigen Witzchen, die bei bestimmten Gelegenheiten ebenso regelmäßig eintrafen, wie alles, was der pünktliche Mann ausführte. Mit ganz besonderer Rührung erzählte der Buchhalter heute die oft vorgetragene Geschichte des Wachstums der Firma, wie aus kleinem Anfange

allmählich das große Geschäft geworden war, wie Friedrich Schottmüller nach und nach durch Fleiß und Unternehmungsgeist Stein auf Stein zu dem großen Gebäude zusammengefügt hatte. Erst hatte Friedrich Schottmüller der Vater das Geschäft gehabt, dann war es noch sehr klein auf den Sohn übergegangen, und dieser Sohn hatte es auf seine jetzige erhabene Höhe gebracht. Und eine grenzenlose Ehrfurcht vor Friedrich Schottmüller leuchtete aus allen diesen Berichten hervor, Friedrich Schottmüller füllte Geist und Herz des treuen Buchhalters gänzlich aus, soweit nicht seine Frau und Kinder in Betracht kamen. Die Welt war der Spielplatz für Friedrich Schottmüllers Unternehmungen, Friedrich Schottmüller war ihm Kaiser und Papst, der gesamte Buchhandel und alle Geschäfte auf Erden hatten in den Augen dieses Alten, der seit fünfzig Jahren Neustadts Bannkreis nicht überschritten hatte, nur den einen leuchtenden Mittelpunkt: Friedrich Schottmüller.

Petersen hörte mit scheinbarer Aufmerksamkeit zu, seine Gedanken aber schweiften ab, und nur sein Körper saß noch an dem Stammtische beim Biere. Er stand im Geiste auf der Straße vor dem Geschäftshause mit den Flaggen und Kränzen und sah die flatternde Bewegung eines blauen Schleiers, das Wallen eines Reitkleides zwischen zwei Dragoneroffizieren. Ob Neustadt der Wahrheit auf der Spur war, indem es davon sprach, daß der Leutnant von Busstedt sich über kurz oder lang mit Anna Schottmüller verloben werde? Und warum krampfte sich sein Herz zusammen, indem er das Bild dieses Brautpaares vor sich sah? Was konnte Anna Schottmüller ihm sein? Was kümmerte es ihn, ob die Tochter seines Chefs diesen oder jenen Mann erwählte? Warum empörte ihn der Gedanke, dies liebliche Antlitz, diese anmutige Erscheinung als eine Beute des Leutnants von Busstedt zu sehen? War es

nur das lebhafte Interesse an der Firma, was ihn gegen den löwenähnlichen Offizier aufbrachte? Er wußte, wie in eingeweihten Kreisen über die Freundschaft zwischen Busstedt und dem einzigen Sohne der Firma geurteilt wurde. Geschäftsleute hielten es überhaupt schon für einen schweren Fehler, daß dieser Sohn, welcher dereinst an der Spitze eines ausgedehnten Geschäfts stehen sollte, Leutnant geworden war, anstatt sich dem Studium des Geschäfts zu widmen. Sie meinten, der Geheime Kommerzienrat Schottmüller hätte der Eitelkeit seiner Frau darin nicht nachgeben sollen. Diejenigen, welche dem Hause näher standen, beklagten den Einfluß, welchen Busstedt auf den jungen Mann ausübte. Petersen hatte darüber manches erfahren, denn die Stadt war zu klein und Friedrich Schottmüller war zu groß, als daß die Angelegenheiten des letzteren hätten in Verborgenheit bleiben können. Manches hatte Petersen auch selbst gesehen und erlebt, was ihm ein ungünstiges Urteil über Busstedt gegeben hatte. Er hielt Busstedt für schlau und eigennützig. Er wußte, daß der Fuchs, auf dem er ihn gesehen hatte, das Eigentum des Leutnants Schottmüller war, und er kannte zufällig den Preis, den dieser dafür bezahlt hatte. Schottmüller hatte den Fuchs von Busstedt für viertausend Mark gekauft, Busstedt aber ritt das Pferd nach wie vor. Schottmüller hatte nur einmal auf des Tieres Rücken gesessen, alsdann hatte Busstedt aus Freundschaft die Aufgabe übernommen, das Pferd zu bändigen. Schottmüller war kein schlechter Reiter. Um seinen Dienst bei den Dragonern zu thun, bedurfte es schon eines gewissen Maßes von Geschicklichkeit, aber die stählernen Schenkel und die sichere Hand Busstedts waren ihm von der Natur nicht verliehen worden.

Erst als der Buchhalter in vertraulichem Flüstern auf einen anderen Gegenstand des Gespräches kam, erwachte Petersen aus

seinem Brüten. Der Buchhalter hatte ein sehr interessantes Thema berührt. Schon seit Monaten war die Rede davon gewesen, Friedrich Schottmüller wolle eine Stiftung oder Schenkung oder etwas der Art zum Besten der Angestellten der Firma machen. Aber es war nichts Bestimmtes darüber verlautet. Jetzt vertraute der Buchhalter, welcher ins Geheimnis gezogen worden war, seinem jungen Freunde Petersen, den er für besonders zuverlässig und vertrauenswert hielt, das Nähere an. Der Geheime Kommerzienrat hatte die Absicht, am Festtage selbst seinen Plan zu veröffentlichen, einen Plan, vor dem der Buchhalter mit staunender Bewunderung stand. Der Geheime Kommerzienrat wollte die Summe von hunderttausend Mark hinterlegen als den Stamm einer Pensions- und Hilfskasse für die Angehörigen des Geschäfts, und er gedachte außerdem das Gehalt sämtlicher Angestellten zu erhöhen. Er hatte geäußert, die Staatsbeamten stiegen ja auch im Gehalte empor, obwohl ihre Arbeit nicht wüchse, jüngere Kräfte thäten ja überall das meiste, und älteren Leuten sei es zu gönnen, daß sie ruhig an das Schicksal ihrer Angehörigen denken könnten. Wenn ein Geschäft gut gehe, habe es die Verpflichtung, für die Leute zu sorgen. Bei manchen, sagte der Buchhalter, würde diese Erhöhung nur unbedeutend, bei anderen, sehr verdienten Männern aber wieder erheblich sein, und für ihn, für Petersen, würde sie sehr beträchtlich ausfallen, denn er werde anstatt der bisherigen dreitausend Mark ein Gehalt von dreitausend sechshundert Mark jährlich erhalten.

Petersen hörte dieser Mitteilung aufmerksam zu. Es war ihm sehr angenehm, dies zu hören, er konnte nicht umhin, eine Verbesserung seiner Stellung sehr gern zu sehen, es wäre unnatürlich gewesen, wenn er sich nicht gefreut hätte. Auffallenderweise jedoch sprachen die beiden Männer, während

sie sich über die Absicht des Geheimen Kommerzienrats Schottmüller unterhielten, mit den Augen noch eine andere Sprache, welche anders lautete als die gesprochenen Worte. Es lag wie ein stillschweigendes Einverständnis zwischen ihnen, und nur ein kleiner Seufzer, welcher aus der Brust des Buchhalters emporstieg, als er die Summe genannt hatte und von dem edelmütigen Herzen des Chefs sprach, verriet etwas von den heimlichen Gedanken, welche sie beide bewegten. Es stand wie etwas Ungeheures, wie ein Unaussprechbares im Hintergrunde. Eher hätte sich der alte Buchhalter zu sonst etwas Schwerem entschlossen, als daß er mit den Lippen die Vermutung hätte laut werden lassen, Friedrich Schottmüller unternehme etwas, was über seine Kräfte gehe, Petersen aber behielt aus Rücksicht auf ihn seine Gedanken für sich. Er wußte, daß bei der Firma Friedrich Schottmüller die innerliche Gesundheit nicht ganz dem glänzenden Aussehen entsprach. Er wußte, daß der Chef bei seiner großen Gutmütigkeit zuweilen der Klugheit vergaß. Der alte Herr Schottmüller hatte eine harte Jugend verlebt, war von seinem strengen Vater rauh erzogen worden und hatte, nachdem das Geschäft sein geworden war, mit Verstand, Ausdauer und Glück aus Kleinem Großes gemacht. Aber nun schien es, als wolle er, von seinem Erfolge befriedigt, im Alter nachholen, was er in der Jugend versäumt hatte, und für die Entbehrungen früherer Jahre sich durch Genüsse entschädigen. Er führte eine reiche Tafel, trank die teuersten Weine, und es war, als ob seine frühere Energie und Klugheit unter dem Einflusse üppigen Lebens hinwegschmölzen. Wie seine Gestalt und seine Gesichtszüge die festen Formen verloren, so schien auch sein geistiges Sein sich zu erweichen. Er ging allem Unangenehmen aus dem Wege, er konnte es nicht vertragen, wenn die alten gewiegten Geschäftsleute auf seinem Kontor ihn warnten, er

wollte alles großartig machen und wandte sich, soviel er konnte, solchen Dingen zu, die ihn erheiterten. Er liebte es zu lachen und bevorzugte ersichtlich die leichtlebigen, fröhlichen Leute auch unter seinen Angestellten. Seinem Sohne Friedrich gegenüber zeigte er sich, wie man allgemein dachte, viel zu schwach. Der Jüngling hatte wenig Neigung für ernste Beschäftigung überhaupt, gegen kaufmännische Thätigkeit aber hatte er eine wahre Abneigung. So hatte der Vater seinen Bitten nachgegeben und ihn Offizier werden lassen, unter dem Vorbehalte, daß Friedrich in späterer Zeit Buchhändler werde. Denn der Stolz auf den Namen Friedrich Schottmüller und auf die großen Leistungen, welche von dieser Firma dargestellt wurden, ließ denn doch den Gedanken nicht zu, daß das Geschäft dermaleinst in fremde Hände übergehen sollte. Der Gedanke, daß ein gewöhnlicher Sterblicher dort schalten und walten sollte, wo Friedrich Schottmüller gestrebt und geherrscht hatte, war unerträglich. Der Nimbus, welcher in den Augen aller, die zu dieser Firma gehörten, den großen und berühmten Namen Friedrich Schottmüller umgab, war wie der Strahlenkranz, der heilige Häupter umgibt, seine Lichtpfeile verscheuchten die Geister der Finsternis. Zu den Geistern der Finsternis aber gehörten in gewissem Sinne alle, die nicht echte Schottmüllers waren. So fühlten und dachten wenigstens die Intimen.

Während die beiden Herren sich dergestalt unterhielten und leise sprachen, so daß die übrige Gesellschaft am Tische sie in dem allgemeinen Stimmengewirr nicht verstehen konnte, trat ein anderer Herr vom Geschäfte herzu und rückte einen Stuhl zwischen die beiden. Dieser Herr war einer der Gelehrten des Geschäfts, der Professor Dr. Ebmeier, Redakteur der „Statistischen Annalen.“ Er war erst seit einem halben Jahre im Geschäfte, über seine Befähigung für dasselbe und über

seine sonstigen persönlichen Eigenschaften waren die Ansichten geteilt. Daß er sich besonderer Beliebtheit erfreut hätte, konnte nicht behauptet werden, doch fand die Ehrfurcht vor der Gelehrsamkeit, welche einen so schönen Grundzug im deutschen Nationalcharakter bildet, in dem akademischen Titel Ebmeiers einen Gegenstand der Verehrung auch unter dem Schottmüllerschen Personale, und der alte Buchhalter rückte beiseite, um Platz zu machen, obwohl er für seine Person den Professor nicht leiden mochte. Ebmeier war von großer, etwas schwerfälliger Statur, aus seinem breiten Gesichte ragte als dessen bemerkenswertestes Kennzeichen eine ungewöhnliche Nase hervor. Sie ging zu Anfang ihren Weg wie andere Nasen auch thun, nur etwas großartiger und etwas röter als die Mehrzahl ihrer Schwestern, gegen die Spitze hin aber nahm sie plötzlich einen Aufschwung, indem sie breit wurde und sich aufwölbte gleich einem Entenschnabel. Ein Lächeln des Wohlwollens und zugleich der Verschmitztheit strahlte aus Ebmeiers kleinen, halb zusammengedrückten Augen hinter der Brille, als er sich niederließ und mit einer breiten bequemen Sprechweise fragte: „Meinen Sie denn nicht auch, Herr Petersen, daß Friedrich Schottmüller mir den Artikel im letzten Hefte bezahlen wird?“

„Das kann ich Ihnen wirklich nicht sagen, Herr Professor,“ antwortete Petersen.

„Ich meine ja auch nur, ob Sie es meinten,“ sagte der Professor. „Was meinen Sie denn, Herr Meiners?“

Der Buchhalter, an den er sich mit dieser Frage wandte, bewegte unwillig den greisen Kopf. Der Ton, in welchem der Professor von der Firma sprach, behagte ihm nicht. Ein Zwiespalt entstand in seinen Empfindungen, indem ein Mann mit akademischem Titel in einer beinahe frivolen Art den ehrwürdigsten Namen im Munde führte.

„Diese Sache betrifft nicht meinen Wirkungskreis, dies ist Sache des Chefs," erwiderte er nach einigem Besinnen mit seiner dünnen eingestaubten Stimme.

„Hm," machte der Professor. „Ich meine doch, Friedrich Schottmüller müßte den Artikel bezahlen."

Petersen stieß den Buchhalter unter dem Tische mit dem Fuße an. Er durchschaute den Professor. Er hatte dessen Thätigkeit beobachten können und hatte keine hohe Meinung von derselben.

„Wieviel Artikel haben sie denn schon für die Annalen geschrieben, Herr Professor?" fragte er, als ob er das nicht wisse und nicht genau gesehen habe, daß der Professor mit Not und Mühe einen einzigen Artikel zustande gebracht hatte, während er beständig bemüht war, sich Vortheile aus der Redaktionsarbeit herauszurechnen.

„Ja, wissen Sie, mein lieber Freund, dieser über die Berufsstatistik war sozusagen die erste größere, in sich abgeschlossene, selbständige Arbeit," erwiderte der Professor in seinem breiten bequemen Tone. „Er hat kolossale Vorarbeiten nothwendig gemacht. Wir haben es da mit einer wissenschaftlichen Frage von der größten Bedeutung und von den größten Schwierigkeiten zu thun. Ich meine doch, Friedrich Schottmüller müßte den Artikel bezahlen."

„Daß der Artikel viele Schwierigkeiten gemacht hat, kann ich bezeugen," sagte Petersen trocken. „Die Setzer klagten, daß sie das Manuskript nicht lesen könnten, und der Korrektor stand acht Tage lang auf dem Kopfe. Ich habe die Rechnung für Korrekturen in Händen gehabt, sie war nicht unbedeutend."

Der Professor veränderte keine Miene, obwohl er sich über den Ausfall des jungen Mannes hätte ärgern können. Dasselbe verschmitzte Lächeln blieb auf seinem breiten Gesichte.

Es klang noch wohlwollender und zutraulicher, als er sagte: „Wollen Sie mich denn nun wirklich elenden, Herr Petersen? Es liegt an der Feder, daß die Setzer meine Handschrift nicht lesen können. Ich habe hier noch keine richtige Feder finden können, daran liegt das.“

Petersen zuckte die Achseln.

„Aber ich meine darum doch, daß Friedrich Schottmüller das Heft bezahlen müßte,“ fuhr der Professor fort. „Wollen Sie nicht so gut sein, Herr Petersen, und es so einrichten, daß ich mein Honorar für den Artikel erhalte?“

Petersen preßte die Lippen zusammen. Er war der Firma so aufrichtig zugethan, daß die Ansprüche des Professors ihn verdrossen. Der Professor war auf Grund der Empfehlung eines anderen Gelehrten von der Firma aufgefordert worden, die Stelle als Redakteur der Statistischen Annalen zu übernehmen, und der Herr Kommerzienrat hatte ihm sogleich, ohne zuvor nach des Professors Bedingungen zu fragen, sehr vorteilhafte Anerbietungen gemacht. Das hatte der Professor benutzt und sich eine glänzende Stellung gesichert.

Für den Mann des Kontors, der, wie Petersen, Einblick in die Abrechnung hatte, und der genau wußte, daß die Statistischen Annalen nichts einbrachten, sondern nur Unkosten verursachten, war es keine erfreuliche Wahrnehmung, zu sehen, daß ein Redakteur für diese Zeitschrift engagiert wurde, der so viel Gehalt bekam, wie drei der alten erprobten nützlichen Männer vom Kontor zusammen, und daß demselben noch dazu für den Fall, daß die Firma ihm kündigte, eine Entschädigungssumme von fünfzehntausend Mark zugesichert wurde. Dieses Gefühl mußte sich natürlich noch sehr verschärfen, wenn sich herausstellte, daß die Leistungen des Redakteurs durchaus nicht den Anforderungen der Sache entsprachen. Petersen beschloß, kein Blatt vor den Mund zu

nehmen. Da der Professor ihn einmal darauf anredete und sich seiner bedienen wollte, um ein Honorar zu erlangen, das ihm nicht zustand, wollte er ihm seine Ansicht nicht vorenthalten.

„Herr Professor," sagte er, in Ihrem Kontrakte steht nicht, daß die Artikel, welche Sie für die Annalen schreiben, extra honoriert werden, und . . ."

„Erlauben Sie," sagte der Professor, ihn unterbrechend, „wenn das auch nicht ausdrücklich darin steht, so liegt es doch im Sinn des Kontrakts, und außerdem ist es allgemeiner Gebrauch, daß ein Redakteur für die Arbeiten, welche er liefert, außer dem Redaktionshonorar noch ebensoviel bekommt, wie jeder andere Mitarbeiter für diese Arbeiten erhalten würde."

„Die Sache liegt hier anders," erwiderte Petersen. „Ihr Vorgänger hat den größten Theil der Annalen selbst geschrieben, und niemals Honorar beansprucht außer seinem Gehalte. Er hat überhaupt nur den dritten Teil des Gehalts gehabt, welches Sie beziehen. Es liegt in der Natur der Sache, daß der Redakteur der Annalen den Hauptteil des Textes selber schreibt, weil es eine Arbeit ist, die lediglich eine Kompilation ist und . . ."

„Erlauben Sie," warf der Professor ein, ohne den ruhigen Ton seiner breiten Stimme zu ändern, „wenn mein Vorgänger so leichtsinnig war, seine Arbeiten zu verschenken, so habe ich doch deshalb nicht die Verpflichtung, es auch zu thun. Warum wollen Sie mich denn nur damit elenden, Herr Petersen? Friedrich Schottmüller hat viel Geld. Ich meine doch, daß er den Artikel bezahlen könnte. Wenn Sie die Rechnung einfach so vorlegen wollen, daß mein Honorar mit darauf steht, so wird Friedrich Schottmüller sich nicht weiter besinnen, zu bezahlen. Meinen Sie nicht auch?"

„Ob die Firma reich ist oder nicht, das kommt hierbei gar nicht in Betracht," sagte Petersen. Ich richte mich nach dem Kontrakte. Darin steht nichts von Honorierung der Artikel, die der Redakteur liefert, und bis jetzt ist es bei uns nicht Gebrauch gewesen, sie extra zu bezahlen. Ich werde die Rechnung nach meiner eigenen Ansicht aufstellen."

„So!" sagte der Professor, „so! Ich meine doch, daß Friedrich Schottmüller bezahlen könnte. Friedrich Schottmüller ist reich genug. Guten Abend, meine Herren!"

Damit erhob sich der Professor, trank sein Glas aus und ging davon, das unzerstörbare Lächeln der Verschmitztheit auf dem Gesichte. Petersen und der alte Buchhalter hatten inzwischen ihre Gläser geleert und brachen ebenfalls auf. Ihr Weg führte sie noch eine Strecke gemeinsam, und so kamen sie zusammen an die Ecke der Breiten Straße, wo dieselbe auf den Markt mündet. Hier blieben sie unwillkürlich stehen und blickten in einen hell erleuchteten großen Laden hinein, einen Buchhändlerladen, über welchem der Name Gottfried Niedermeyer in goldenen Lettern prangte.

„Gottfried Niedermeyer," sagte der alte Buchhalter nachdenklich, „ein schönes Geschäft." Er seufzte, das unausgesprochene Etwas, das Ungeheuer der Tiefe, drängte sich, vielleicht durch das Gespräch mit dem Professor hervorgelockt, zur Oberfläche empor. „Ein schönes Geschäft," sagte er noch einmal, dieser Sortimentshandel bleibt doch immer die Grundlage dieses Geschäfts."

„Freilich," entgegnete Petersen, „darin liegt viel Wahres. Der Verlag ist immer mehr oder weniger Glücksspiel."

„Der Selige hat das oft gesagt; der Selige hat mir oft gesagt: «Ein solider Sortimentshandel ist die Grundlage des Geschäfts,»" fuhr der Buchhalter mit seiner verschleierten Stimme fort. „Damals hatten wir noch ein Sortiments=

geschäft. Dieser alte Gottfried Niedermeyer hat es noch. Dieser alte Gottfried ist am Leben geblieben, er ist magerer als der Selige." Der Buchhalter schien mit Wohlgefallen sich selbst zu betrachten, als schöpfte er aus der eigenen Magerkeit die Hoffnung, sein Leben noch viele Jahre durch den Kontorstaub hinausspinnen zu können. „Niedermeyers haben auf der letzten Messe fast den doppelten Betrag von unserer Einnahme gehabt," sagte er dann flüsternd. „Sie haben keine Villa vor dem Thore und laden keine Offiziere und keinen hohen Adel ein. Wie vor fünfzig Jahren, so sitzt dieser alte Gottfried noch heute an dieser Ecke, wo jeder Mensch des Tages wenigstens zweimal vorbeikommt, und diese jungen Niedermeyer verkaufen mit demselben Gesichte für zwanzig Pfennig ein Heft Reklam wie für zwanzig Mark ein Prachtwerk. Es ist und bleibt so: «Dieser Sortimentshandel bleibt die Grundlage dieses ganzen Geschäfts.»"

Der Alte seufzte, doch schien es ein Seufzer der Erleichterung zu sein, und da nun die Schleusen einmal geöffnet waren, strömte es nach. „Dieser jüngste Niedermeyer hat ein Auge auf Fräulein Anna," sagte er, „und es wäre ja gar so dumm nicht, wenn der Herr darauf einginge. Dieses wäre eine bessere Partie als mit diesem Baron von Busstedt. Niedermeyer hat etwas, dieser Baron will erst etwas haben. Die gnädige Frau Geheime Kommerzienrat freilich . . ."

„Sagt man, Karl Niedermeyer wolle Fräulein Schottmüller heiraten?" fragte Petersen. „Ich dächte, Karl Niedermeyer wollte in jedem Monat eine andere."

„Je nun, wie man so spricht," antwortete der Buchhalter, ohne den Blitz in Petersens Augen zu bemerken. „Es wäre ja gar nicht so übel. Aber in jetziger Zeit will ja alles in die Höhe, alles wird hinaufgeschroben und keiner mag in seinem

Stande bleiben. Diese gnädige Frau Geheime Kommerzienrat will ja nun gar in den hohen Adel, und Karl Niedermeyer ist ihr sicherlich nicht gut genug. Daß doch diese Eltern in der jetzigen Zeit so thöricht sind, aus ihren Kindern etwas Besseres machen zu wollen, als sie selber sind! Was folgt daraus? Daß diese Kinder ihre Eltern verachten, wenn sie groß sind. Da ist mein Nachbar, dieser Schuster Ey. Er hat seinen Sohn studieren lassen, dieser ist nun Lehrer an der höheren Bürgerschule und ist Doktor geworden und kennt den eigenen Vater nicht mehr. Es taugt nichts, wenn die Kinder gebildeter sind als die alten Leute. Da hätten meine Jungen mir kommen sollen! Nein, die habe ich in strenger Zucht gehalten. Ich bin Kaufmann und Buchhalter, dieses ist ein schöner Stand und ein ehrenwerter Stand, und meine Söhne sind es auch geworden."

Es war für Petersen verwunderlich, zu sehen, daß der Buchhalter trotz seiner scheinbar unbegrenzten Verehrung vor der Firma sich zu solchen Äußerungen hinreißen ließ, und er schloß daraus auf des alten Mannes tiefe Verstimmung über gewisse Zustände und Ereignisse. Die Bemerkung des Buchhalters über das Streben der Eltern, ihre Kinder zu höheren Dingen zu erziehen, hatte übrigens für Petersen den Erfolg, daß er beschloß, noch vor dem Fackelzuge an seinen Vater zu schreiben und ihm Mitteilung von der bevorstehenden Gehaltserhöhung zu machen.

Sie trennten sich und Petersen ging auf dem kürzesten Wege nach Hause. Er stieg die beiden Treppen hinan, die zu seiner Wohnung in einem sehr einfachen Hause der inneren Stadt führten, fand im Dunkeln die Streichhölzer, zündete die Lampe an, holte aus dem Schranke in der Küche seiner Wirtin Brot und Butter hervor, aß zu Abend und setzte sich dann an den Schreibtisch.

Er schrieb einen langen Brief an seinen Vater, und sein Gesicht, das den ganzen Tag hindurch ernst, beinahe traurig gewesen war, hellte sich beim Schreiben mehr und mehr auf. Er sah die Eltern vor sich und ihr Anblick that ihm wohl. Die alten Leute hatten, solange sie bei Kräften gewesen waren, für ihn und seine Geschwister treulich gesorgt. Nun hatten die Mühen des Lebens sie gebeugt, und es war dem guten Sohne eine Freude, für sie zu sorgen und sich dabei der empfangenen Liebe zu erinnern. Er schrieb dem Vater einen Bericht über die neuesten Veranstaltungen zur großartigen Feier des Jubiläums, denn er wußte, daß es dem alten Manne wohlthat, seinen Sohn in einem so angesehenen Hause zu wissen. Zugleich machte er ihm Mitteilung über die neuesten Erscheinungen auf dem Büchermarkte. Der Vater war ein pensionierter Oberfeuerwerker und Wallaufseher in der Festung Spandau. Er hatte sich sein Lebenlang viel um Kanonen und Granaten, niemals jedoch um die Litteratur bekümmert. Seitdem aber sein ältester Sohn Buchhändler geworden war, fing er an zu lesen und machte ein so wichtiges Gesicht dazu, daß die alten Kameraden den Kopf schüttelten und meinten, der Petersen würde vor Gelehrsamkeit wohl noch überschnappen. Arthur Petersen aber wußte, daß es dem Herzen des Vaters wohlthat, sich in seinen alten Tagen für ein Stück von einem Gelehrten zu halten, und er richtete seinen Bericht so ein, daß er dem Verständnis des Alten schmeichelte. Er liebte den Vater nicht nur wegen seiner liebenswerten Eigenschaften, sondern nahm auch dessen Schwächen gern mit in den Kauf. Die Schwächen eines Mannes, der ihn mit Liebe groß gezogen und ernährt hatte, waren ihm heilig. Sein Vater hatte ihm eine Bildung geben lassen, die über den eigenen Stand hinausging. Arthur Petersen hatte eine Schule besucht und war in eine Laufbahn gekommen, die ihn über die

Stellung des Unteroffiziers hinausführten, aber er lohnte den Eltern nicht dadurch, daß er sie wegen ihrer geringen Bildung verachtete, sondern dadurch, daß er ihnen einen guten Teil seines Verdienstes abtrat. Er hatte, sobald er eine feste Einnahme gehabt hatte, den Eltern regelmäßig Geld geschickt, um ihnen den Abend ihres Lebens angenehm zu machen und es ihnen zu erleichtern, für die anderen Kinder zu sorgen. Seine Sendungen hatten zu der Höhe seines Verdienstes in gleichem Verhältnisse gestanden. Jetzt bezog er 3000 Mark jährlich und er wußte mit der Hälfte auszukommen, so daß er dem Vater monatlich 125 Mark schicken konnte. Wie ihm der Buchhalter gesagt hatte, sollte er von nun an 3600 Mark jährlich erhalten, und er schrieb dem Vater, daß er ihm jetzt 150 Mark monatlich senden könne.

„Weshalb sollte ich mich auf einen luxuriösen Fuß setzen?" fragte sich Petersen, als er den Brief beendigt hatte. „Besser, die Alten gönnen sich einige Bequemlichkeit."

Wer sich in Petersens Wohnung umgesehen und seine Lebensweise beobachtet hätte, würde Interesse daran genommen haben, zu erfahren, was Petersen unter einem luxuriösen Fuße verstand. Vielleicht eine Einrichtung, bei welcher das Bett nicht in der Stube gestanden und das Mittagsessen mehr als 75 Pfennig gekostet hätte. Es ist nicht gewiß, wie Petersen sich das dachte, aber es steht fest, daß er seinen Brief voller Zufriedenheit schloß und dann mit gutem Gewissen seine Fackel ergriff, um Friedrich Schottmüller zu huldigen.

Zweites Kapitel.

Sehr lebhaft ging es an diesem Abend in Herrn Schottmüllers Gartenhause zu. Der Herr Geheime Kommerzienrat besaß eine schöne Besitzung vor dem Thore und pflegte dort auch im Sommer und bis zum Beginn der kalten Zeit mit der Familie zu wohnen. Er hatte viel Gefallen an der Besitzung. Nachdem er schon vor langen Jahren, bevor die Stadt in Blüte gekommen war, ein großes Stück Land für wenig Geld erworben, hatte er im Laufe der Zeit mehr und mehr angrenzende Stücke zugekauft und das Ganze in einen riesigen Garten verwandelt. Nach der Straße zu hatte er ein Haus in diesem Garten erbaut, das anfänglich klein gewesen war, nach und nach aber sich durch Anbau vergrößert hatte. Nun war es zwar nicht stilgerecht, aber groß und bequem. Die kleinen Räumlichkeiten der ersten Zeit bildeten den Kern, und beim Eintreten sah das Haus sehr bescheiden aus, aber wer dann weiter ging, kam in einen großen Gartensaal, von dort in Galerieen, die sich zu beiden Seiten ausdehnten, und überblickte, im Garten stehend, eine weite Flucht von Gemächern, die viel prächtiger waren als die Zimmer nahe dem Eingange. Dies Gebäude stellte in seiner Art das allmähliche Anwachsen des Geschäfts dar.

Die ganze Familie des Jubilars hatte sich versammelt, und sie war nicht klein. Da waren zunächst die Schwestern des Kommerzienrats, die in Neustadt verheiratet waren.

Ihre Verbindungen waren dem Glanze des Schottmüllerschen Hauses nicht ganz ebenbürtig, sie hatten zu einer Zeit geheiratet, welche weit zurücklag, zu einer Zeit, wo das Geschäft noch verhältnismäßig unbedeutend gewesen war. Die eine hatte einen Materialwarenhändler, die andere den Besitzer eines Tuchgeschäfts zum Manne. Beide Männer waren in sehr guten Verhältnissen, aber mit Friedrich Schottmüller, dessen Besitz vom Glanze der Wissenschaft umstrahlt ward, konnten sie sich nicht messen. Dann waren da die Kinder des Kommerzienrats. Die beiden verheirateten Töchter waren mit ihren Männern von auswärts gekommen, hatten eine muntere Kinderschar mitgebracht und bewohnten die Logirzimmer. Die älteste Tochter war mit einem Juristen verheiratet, der Referendar in der Provinzstadt gewesen, nun aber vortragender Rat im Ministerium in Berlin war. Es hieß, daß seine vermögende Frau ihm für seine Laufbahn von Vorteil gewesen sei, jedenfalls machte ihm ihr Vermögen das Leben in Berlin angenehm. Die zweite Tochter war mit einem Rittergutsbesitzer in der Provinz Sachsen verheiratet. Derselbe hatte als Leutnant um sie gefreit, und das Rittergut war ihm von seiner Frau zugebracht worden. Dem Namen nach gehörte freilich das Gut dem Geheimen Kommerzienrat und der ehemalige Leutnant verwaltete es nur, aber in Wahrheit wurden die Einkünfte von dem jungen Paare aufgezehrt. Es bestand ein etwas gespanntes Verhältnis zwischen dem Juristen und dem ehemaligen Offizier, indem der erstere diesem gegenüber benachteiligt zu sein glaubte, und die älteste Tochter beklagte sich zuweilen bei ihrem Vater. Aber der frühere Offizier war ein so liebenswürdiger Mann und wußte seine Schwiegermutter so gut zu behandeln, daß die Eifersucht des Juristen und die Klagen seiner Frau ohne Erfolg blieben. Er war bei jeder Familienversammlung, wenn nicht

gerade die Seele des Ganzen, so doch der Mittelpunkt geselliger Anordnung. Er vereinigte in seiner Person die Ämter, welche an fürstlichen Höfen dem Zeremonienmeister, dem Hausmarschall und dem Oberkammerherrn obzuliegen pflegen.

Dann war da noch der weitere Anhang, aus Schwägerschaften in zweiter und dritter Linie bestehend, und es war auffallend, wie groß derselbe sich zeigte. Wenn der Kommerzienrat ein armer Mann gewesen wäre, so würde sich vielleicht das Gedächtnis mancher Leute und ihre genealogische Befähigung geringer erwiesen haben. Vielleicht würden dann nur seine beiden Schwestern, seine vier leiblichen Kinder, sein einziger Sohn und seine drei Töchter bei dieser Gelegenheit um ihn versammelt gewesen sein. Aber der Ruf seines Reichtums hatte offenbar etwas Anziehendes und Belebendes und hatte die Erinnerung an verwandtschaftliche Beziehungen bei einigen Vettern und Basen erweckt, die dem Blute nach ziemlich fern standen. Alle diese Leute wußte der erfinderische, lustige Schwiegersohn unter einen Hut zu bringen und auf Wege zu leiten, welche zu ihrem Vergnügen führten. Aber auch die sonst noch für diesen Abend geladene Gesellschaft nahm er zur Erleichterung seiner Schwiegereltern unter seine lenkende Hand, besorgte den Weinkeller, richtete einen behaglichen Winkel für ein Fäßchen Bier ein, traf Maßregeln zu ausgiebiger, leiblicher Verpflegung im Verein mit der Köchin, und bereitete ein von Militärmusik begleitetes Feuerwerk im Garten vor.

Schwieriger als dies alles aber hatte sich die Auswahl der zu ladenden Gäste erwiesen. Die Sache war nicht einfach gewesen, und hier erst hatte sich das Talent des Schwiegersohnes im hellsten Lichte gezeigt. Zu Anfang hatte der Jubilar im Ueberströmen seines guten Herzens der ganzen für sein Haus beschäftigten Menge ein großes Fest in seinem Garten-

hause geben wollen. Seine Augen erhellten sich bei dem Gedanken, alle die braven Leute, die jahraus jahrein für ihn arbeiteten, an diesem Tage in seinen Gemächern schmausen und in dem herrlichen großen Garten unter dem Einflusse ungezählter Gläser guten Getränkes und guter Zigarren einmal so recht nach Herzenslust sich austoben zu sehen. Aber die Frau Geheime Rätin warf die schmale Oberlippe auf, als sie von dieser Idee vernahm. Gewiß, es war den Leuten zu gönnen, daß sie einen frohen Tag hatten, aber was sollte denn aus der guten und feinen Gesellschaft werden, wenn diese ganze Schar, Buchhalter, Kommis, Setzer, Buchbinder, wohl auch Packer und Laufburschen an dem festlichen Tage das Haus überschwemmten? Wollte man akademisch gebildete Leute mit der gewöhnlichen Menge vermischen? Wollte man die Doktoren und Professoren, die Räte und gar die Leutnants an einen und denselben Tisch mit den jungen Leuten des Geschäfts setzen? Das müsse man doch als ersten Grundsatz festhalten, sagte die alte Dame mit großer Entschiedenheit, daß kein gesellschaftlicher Umgang mit den Leuten stattfinden dürfe, die im Geschäfte angestellt seien. Gewiß wären es auch anständige Leute, anständig in ihrer Art, aber gesellschaftlicher Verkehr sei doch wieder ein Ding für sich. Schottmüller bleibe Schottmüller."

Der alte Herr gab seufzend sein Unrecht zu. Aber wie wollte man es denn machen? Die Leute vom Geschäfte seien doch eigentlich, so meinte er, die Hauptpersonen bei dem Jubiläum. Denn ihre Arbeit habe das Jubiläum erst möglich gemacht.

In diesen Ueberlegungen und Debatten gab der Schwiegersohn den Ausschlag. Nach seinem Vorschlage sollten die zur eigentlichen Gesellschaft gehörigen Bekannten und Freunde des Hauses am Vorabende des Festes geladen werden. Für

die Angestellten des Hauses aber und die für die Firma beschäftigten Leute aus der Stadt sollte am Jubiläumstage selbst nach Beendigung der Gratulationen und des Empfanges der Deputationen ein Mittagessen im Gasthause stattfinden, welchem der Chef selbst präsidierte. Als Ausnahme von dieser allgemeinen Bestimmung sollten nur der Prokurist der Firma, der Redakteur der der Firma gehörenden Zeitung, Professor Ebmeier, und die drei anderen Gelehrten gelten, welche feste Anstellung im Geschäfte hatten. Diese Herren sollten, teils wegen der Wichtigkeit ihrer Posten, teils wegen ihrer akademischen Titel, auch schon in das Gartenhaus geladen werden. Dieses Programm erlitt jedoch noch eine Änderung, indem sich herausstellte, daß es noch etwa sechzig Personen gab, welche eingeladen werden mußten, ohne daß genau bestimmt werden konnte, wohin sie zu rechnen wären. Dazu gehörten unter anderen Niedermeyers und andere Kollegen, mit denen die Firma befreundet war, ohne daß gesellschaftlicher Umgang mit ihnen gepflogen wurde. Es war daher beschlossen, diese auch ins Gasthaus zu laden, dort aber in zwei Sälen speisen zu lassen, um die Aristokraten von den Plebejern sondern zu können.

Während nun in Küche und Keller sowie in den meisten anderen Räumen des Gartenhauses eine rege Thätigkeit herrschte und unter des liebenswürdigen und gewandten Schwiegersohnes Leitung die Vorbereitungen zum Empfange und zur Bewirtung einer zahlreichen Gesellschaft getroffen wurden, saß in einem Zimmer zu ebener Erde der Sohn und Erbe des Hauses, dem solche Sorge eigentlich hätte obliegen sollen, unthätig und gleichgültig da, rauchte türkischen Tabak und führte mit seinem Freunde Busstedt ein Gespräch, dessen Unkosten hauptsächlich dieser Freund bestritt. Friedrich Schottmüller hatte nach dem Spazierritte Anstalten getroffen,

sich zur Gesellschaft anzukleiden, und hatte bereits zierliche Lackstiefel angezogen, auch die Reithose mit einem feinen Beinkleide vertauscht, das der zur Zeit herrschenden Mode gemäß an den Knieen so eng wie eine Aalhaut anschloß, unten aber fast wie eine mexikanische Hose auf die Füße fiel. Damit schienen aber seine Anstalten vorläufig beendigt zu sein. Er saß in Hemdärmeln und mit der schwarzen Halsbinde im Lehnstuhle, dem von zwei Lichtern erhellten Spiegel schräg gegenüber, so daß er sein Profil und die rechte Hälfte des hübschen braunen Schnurrbarts sehen konnte, hatte die Beine auf einen samtenen Faulenzer gelegt, so daß er seine Füße bewundern konnte, und schlürfte von Zeit zu Zeit zwischen dem Rauchen aus einem Glase ein Getränk von starkem Aroma. Ihm gegenüber saß Busstedt auf der Lehne des Sofas, vollständig angekleidet, frisch rasiert, den langen rötlichen Schnurrbart starr und spitz gedreht, das rötliche Haar zu beiden Seiten des in der Mitte laufenden Scheitels mit kühnem Schwunge rückwärts gebürstet, und hielt den Kameraden gewissermaßen unter dem überlegenen Feuer seines lauernden Blickes.

Das Zimmer trug das Gepräge eines Aufenthaltsortes für einen verwöhnten jungen Mann, dem die Zärtlichkeit der Eltern hinsichtlich seiner Ansprüche weite Schranken gestellt hat. Es war ein großer, geschmackvoll ausgestatteter Raum, an den Wänden mit solchen Gegenständen und Bildern dekoriert, wie sie dem Geschmacke eines Offiziers angemessen waren. Eine Trophäe von Säbeln und Hellebarden baute sich hier auf, dort hingen Rapiere für Hieb und Stoß nebst Fechthandschuhen und Fechthut, dort wieder eine Sammlung von prächtigen Pfeifen und Tschibuks mit Bernsteinspitzen und glänzend umsponnenen Rohren, dazwischen Abbildungen von berühmten Pferden und einige vortreffliche Ölgemälde,

Jagddarstellungen von Meisterhand. Im Kamin brannte ein knisterndes, leuchtendes Holzfeuer, davor stand eine mit türkischem Stoffe überzogene Chaiselongue und zwischen dieser und dem Kamine lag ein Jagdhund auf dem Felle eines Eisbären und schien sich im behaglichen Dehnen der Wärme zu freuen. Zwei Lampen brannten im Zimmer, die eine auf dem Kaminsims, die andere auf dem Tische vor dem Sofa, und das Gemach erschien von dem dunklen Rot übergossen, welches die Grundfarbe in den Vorhängen, den Überzügen der Möbel und im Teppiche war. Allerhand kleine Dinge eleganten Bedürfnisses, wie glänzende Dosen und Büchschen, Fläschchen und Etuis lagen und standen auf Tischen und Konsolen umher, und endlich zeugten umherliegende Handschuhe, Binden, Peitschen und Sporen, sowie Briefschaften, Bücher und Zeitungen von dem launenhaften oder unordentlichen Wesen seines Bewohners. Wie sich dem Auge hier ein Gemisch heterogener Dinge zeigte, empfand auch die Nase eine seltsame Mischung von Gerüchen; der schwere Dampf des türkischen Tabaks verband sich mit dem Dufte wohlriechender Essenzen, die der Leutnant von seinem Burschen zerstäuben zu lassen pflegte, und mit denen er seine Uniform bespritzt hatte.

„Du machst mir heute einen etwas katzenjämmerlichen Eindruck, mein guter Schott,“ sagte der Leutnant von Busstedt, nachdem er auf mehrere Anreden nur kurze Antworten erhalten hatte.

Sein Freund im Lehnstuhle seufzte und drehte mit der wohlgepflegten Hand den kleinen koketten Schnurrbart. „Ich werde alt,“ entgegnete er, „die Welt erscheint mir fade.“

„Das heißt auf deutsch, man verlangt von der reizenden Komtesse Werba, daß sie sich uns zu Füßen legen soll. Du mußt nicht zu viel verlangen, Schott. Was Du erreicht hast, ist phänomenal.“

Das feine hübsche Gesicht Friedrichs überzog sich mit Rot, und er machte eine Bewegung, als ob er aufspringen wollte.

„Wie Du das sagst, Busstedt!" rief er mit unterdrückter Stimme. „Ich bitte Dich ganz ernstlich, laß uns davon schweigen. Du weißt so gut wie ich, wie es damit steht. Wenn Du nicht wärest, so hätte ich . . ." Er sprach seinen Satz nicht aus, lehnte sich wieder zurück und preßte unmuthig die Lippen zusammen. Busstedts Lippen verzogen sich zu einem kurzen Lächeln, als ob er die Thatlosigkeit und Unzufriedenheit seines Freundes verachte, dann aber sprach er ernst: „Du wolltest etwas sagen, Schottmüller. Ich bitte Dich, halte nicht damit zurück. Wenn es etwas giebt, woran mir liegt, so ist es das, daß sich kein Mißverständnis zwischen uns einschleicht. Ich dächte doch, Du hättest Beweise genug von meiner aufrichtigen Freundschaft erhalten. Aber Du läßt Dich zu sehr von den Eindrücken des Augenblickes beherrschen. Bald bist Du hoch oben, bald wieder tief unten, und zwar ohne genügenden Grund. Bei Deiner Stellung ist das schade. Du feindest, möchte ich sagen, das Glück an. Es hat Dich mit guten Dingen überschüttet, und Du machst es ungeduldig durch Deine Undankbarkeit."

„Vielleicht hast Du recht," entgegnete Friedrich nachdenklich. „Wenn ich das nur gewiß wüßte! Denn ich denke manchmal auch, Du hättest nicht recht. Ich bin in einer peinlichen Lage. Bald zieht es mich hierhin, bald dorthin. Und dazu ewig diese Schulden!"

„Widersacher, Weiber, Schulden! Ach, kein Ritter wird sie los," sagte Busstedt in heiterem Tone.

„Du hast gut reden," fuhr Friedrich schmollend fort. „Du hast niemals Schulden, und die Weiber machen Dir auch kein Kopfzerbrechen." —

„Mit mir ist das auch etwas anderes," erwiderte Busstedt. „Ich bin kein Erbprinz und habe von Anfang an gewußt, daß ich mich nach der Decke zu strecken habe. Ich kann mich nicht mit Dir vergleichen. Denn wenn Du einmal Thorheiten machst, so weißt Du, daß nachher alles wieder hübsch ins Gleiche gebracht wird, wer aber wie ich nur seinen Säbel, sein Pferd und seinen alten Namen hat, der muß behutsam sein."

Es trat eine kleine Pause ein. „Was that denn die Komtesse hier in der Stadt? Ich habe sie gar nicht zu sehen bekommen," sagte Friedrich plötzlich, indem er seine Bitte, von der Komtesse zu schweigen, offenbar vergessen hatte.

„Nun, sie hatte einige Besorgungen zu machen, mein guter alter Schott, und Du mußt ihr verzeihen, daß sie Dich nicht benachrichtigte. Ich brachte die Rede auf Dich, sagte, wie sehr Du bedauern würdest und so weiter, und da lag, hol' mich der . . ., eine Art von Ton in ihrer Stimme und ein Glanz in ihren Augen, als sie Deinen Namen hörte, daß ich sogleich meinen inneren Menschen am Ohre packte und ihm sagte: Busstedt, alter Sünder, wenn dir einmal so etwas widerführe!"

Friedrich ward von dieser Darstellung lebhaft betroffen. Er lächelte selbstzufrieden, stieß den Rest seiner Zigarette in den Aschenbecher, stand auf und schritt im Zimmer umher. „Siehst Du, Buß," sagte er, „manchmal hoffe ich auch, aber dann kommen mir wieder Zweifel, und ich möchte die ganze Geschichte zum Teufel schicken und mich selber auch. Du kannst ja die Verhältnisse beurteilen. Sag' selber . . ."

„Entschuldige, daß ich Dich unterbreche, alter Junge," unterbrach Busstedt, der seine Uhr gezogen hatte, „aber denkst Du denn gar nicht daran, daß es hohe Zeit ist, oben zu erscheinen? Wir verräuchern uns hier und kommen nachher

wie die Tabaksteufel zu den Damen. Zieh Dein Kleid an und komm mit."

„Ach, wir kommen immer noch früh genug," entgegnete Friedrich. „Mache Dir nur keine Illusionen über den Zauber. Mir hängt das ganze Fest mit seinen Reden und Begeisterungen schon lange zum Halse heraus."

Busstedt war nicht einfältig genug, diese Worte buchstäblich zu nehmen. Er kannte die Gedanken seines Freundes ebenso genau wie er dessen Reden hörte, und durchschaute die Affektation des Erben. Friedrich fühlte sich als Buchhändlerssohn und zukünftiger Buchhändler leicht etwas befangen gegenüber den Kameraden und wollte es nicht Wort haben, daß er im Grunde doch zu einem erwerbenden Stande gehörte. Aber wenn er auch gern spöttisch vom Buchhandel sprach, war er doch heimlich auf das Ansehen seines Hauses stolz. Busstedt lenkte ihn an dieser seiner Schwäche so leicht, wie er sein Pferd am Zügel führte. Es hatte zwar den Anschein, als ob Friedrich seinen Freund mit seinen Launen lenke und als ob dieser gefällig nachgebe, in Wahrheit aber war es anders.

„Ich begreife Dich nicht," sagte er kopfschüttelnd. „Du bist doch ein ganz verdrehter Kerl. Was anderer Leute höchster Stolz und höchste Freude sein würde, das wirfst Du weg wie einen alten Handschuh. Wo ist denn ein Haus zu finden wie das, dessen Chef Du einmal sein wirst? Ein altes, vornehmes Haus, das sein halbhundertjähriges Jubiläum feiert. Ein ganz toller und verrückter Kerl bist Du, Schott!"

Friedrich lachte. „Du siehst das so an, weil Du es nicht kennst," sagte er. „Gehst du der Sache auf den Grund, so findest Du, daß der Buchhandel ein Geschäft ist wie jedes andere auch. Ob Du mit Käse handelst oder mit Büchern, ist schließlich einerlei, nur daß der Käse etwas stärker riecht. Und

wenn die Leute ein fünfzigjähriges Jubiläum feiern, so feiern sie fünfzig Jahre Schlaumeierei, womit sie dem Publikum das Geld aus der Tasche gelockt haben."

„Aber ein schönes Stück Geld habt ihr herausgelockt. Alle Wetter, das hättet Ihr mit Käse nicht verdient. Ich begreife nicht, wie Du nur eine Silbe über Schulden verlieren magst. Du brauchst doch nur ins Kontor zu Deinem Vater zu gehen und ihm zu sagen: Lieber Papa, die Juden wollen zwanzigtausend Mark, oder vierzigtausend Mark, oder achtzigtausend Mark — so legt er Dir das Geld auf den Tisch und sagt: Ich freue mich, mein lieber Friedrich, daß Du so bescheiden bist."

Busstedt betrachtete, indem er so sprach, Friedrich mit dem lauernden Blicke seiner phosphoreszierenden Augen und erforschte den Ausdruck im Gesichte des jungen Mannes mit ganz besonderem Interesse. Friedrich fand nicht, daß Busstedt die Verhältnisse richtig geschildert habe. Er würde nicht besorgt gewesen sein, wie er doch in Wirklichkeit war, dem Vater seine Schulden einzugestehen, wenn er sich deren Erledigung so leicht vorgestellt hätte. Aber der Gedanke, daß Busstedt das Schottmüllersche Vermögen für unermeßlich groß halte, schmeichelte seiner Eitelkeit. „Du scheinst von der Natur der Väter sehr günstige Vorstellungen zu haben," entgegnete er. „Ich versichere Dir, daß ein Vater, der Geschäftsmann ist, genauer rechnet als Du denkst und als mir lieb ist."

„Du willst doch nicht etwa behaupten, daß Dein Vater Schwierigkeiten machen würde, wenn Du, beladen mit dem ganzen Bündel Deiner Rechnungen und Wechsel, vor ihn trätest? Laß sehen, was beträgt denn der ganze Schwamm? Gib mir fünfundsiebzigtausend Mark, und ich übernehme die Verpflichtung, Dich rein und glatt wie einen frischgewaschenen Säugling hinzustellen."

„Laß sie Dir von meinem Vater geben und erledige die Sache," erwiderte Friedrich seufzend. „Ich würde Dir sehr dankbar sein. Ich muß Dir gestehen, daß ich gar keine Lust verspüre, dem Alten zu beichten."

„Das ist Deine kolossale Bescheidenheit, Schott. Dein Vater würde gewiß keine Miene verziehen. Oder meinst Du, daß es einem Manne wie dem Geheimen Kommerzienrat Friedrich Schottmüller Verlegenheiten bereiten könnte, fünfundsiebzigtausend Mark auf die Beine zu bringen?" Busstedt richtete seinen forschenden Blick beharrlich auf des Freundes Miene.

„Nun, Verlegenheiten wohl gerade nicht," antwortete Friedrich zögernd, „aber ich bilde mir doch auch nicht ein, daß er sich darüber freuen wird, wenn ich beichte. Ich will wenigstens bis nach dem Feste damit warten, obwohl der infame Hund, der Silberstein, heute schon sehr unangenehm wurde."

Busstedt ergriff ein Fläschchen mit Eau de Cologne und besprengte mittelst des daran angebrachten Zerstäubungsapparates das Futter seiner Uniformschöße. Dann trat er vor den Spiegel, gab seinem Schnurrbart noch eine kunstgerechte Drehung und begann seine Handschuhe anzuziehen. Aus dem Spiegel blickte ihm das männliche, gebräunte, kühn geschnittene Antlitz siegesgewiß entgegen. Er hatte seinen Plan und heute gedachte er einen entscheidenden Schritt vorwärts zu thun.

„Es ist Zeit," sagte er zu Friedrich. Dieser rief seinen Burschen, der alsbald aus dem Schlafzimmer hervorkam, und ließ sich den blauen Uniformsrock über die Schultern ziehen. Noch eine Minute, um die letzte Hand anzulegen, dann verließen beide Offiziere, die klirrenden Säbel an der Seite, das Zimmer und stiegen die Treppe zu den Gesellschaftszimmern hinan. Es war dort oben schon sehr belebt,

besonders im Zimmer der Frau Geheimen Kommerzienrat, wo die Geschenke ausgestellt waren, welche bei dieser Gelegenheit aus den Kreisen der Verwandtschaft und Freundschaft zusammenkamen. Die silberne Säule aus dem Geschäfte selbst war noch nicht dabei, sie sollte erst am Jubiläumstage von einer Deputation der Würdigsten überreicht werden. Aber andere Sachen waren zahlreich da: Service von Porzellan und Silber, mit Widmungen versehen, Stickereien und andere Beweise der Teilnahme, wie sie reichen Leuten in reichem Maße zu teil zu werden pflegen, dazu schön geschriebene und kunstvoll gedruckte Adressen und Gratulationen aus den Kreisen der geschäftlich mit der Firma verbundenen Geschäfte und Personen. Der Jubilar selbst war umringt von einer Schar von Verwandten, Freunden und Freundinnen, und insbesondere wich ihm die jüngste Schwester nicht von der Seite, welche mit dem Materialwarenhändler verheiratet war. Sie hatte einen litterarischen Anflug, sie war nicht allein stolz auf den Bruder, sondern auch auf den Buchhändler, und es gewährte ihr eine gewisse Befriedigung, ihrem Manne von Zeit zu Zeit von der Seite ihres Bruders einen Blick zuwerfen zu können, der ihm seine Stellung und die ihrige klar machte, der ihn an seine durch gar nichts ausgezeichnete Existenz und an ihre gebildete Herkunft erinnerte. Sie hatte eine Stickerei angefertigt, einen kleinen Teppich, der im Kontor des Bruders unter dessen Stehpulte liegen sollte, und sie hatte eine Inschrift nach eigener Erfindung hineingestickt. Mit bescheidenem Stolze rollte sie den Teppich auf und zeigte ihn dem Bruder. „Ich weiß, daß er hinsichtlich der Schönheit Deiner nicht würdig ist,“ sagte sie, „aber sicherlich ist es Wahrheit und kennzeichnet Deinen Standpunkt, wenn ich von Dir gesagt habe: Ich stehe auf dem Boden der Wissenschaft.“

„Ist das die Inschrift?" fragte er.

„Das ist die Inschrift," sagte sie und hielt ihm den Teppich vor, so daß er die Worte lesen konnte.

Es verlief an diesem Abend alles wunderschön im Gartenhause. Die Gemächer füllten sich, im Salon begann das junge Volk sich nach den Klängen der Musik zu drehen. Es war laut und lustig, bei den Festen dieses Hauses regte schon das gutmütige, gastliche Wesen des Herrn vom Hause zur Fröhlichkeit an.

Der Geheime Kommerzienrat ging behaglich, wenn auch etwas schwerfälligen Schrittes, da die Rundung seines Leibes ihm Mühe verursachte, von Zimmer zu Zimmer, und sein rundes rotes Gesicht strahlte von Wohlwollen, indem er die muntere Gesellschaft sich umhertreiben, essen, trinken und tanzen sah. Er unterhielt sich lebhaft und bewegte unablässig eine blitzende Schnupftabaksdose zwischen den runden Fingern. Nur einmal wurde er nachdenklich und verlor sein Lächeln. Das war, als er seinen Sohn in einem entlegenen Zimmer mit mehreren anderen Offizieren bei einer Bowle fand. Der junge Mann saß, eine Zigarre zwischen den Lippen, mit gleichgültiger Miene in einer Sophaecke, und seine Augen hatten einen Ausdruck, als ob er schon recht viel getrunken hätte. Der Anblick war dem Vater nicht erfreulich. Friedrich hatte, nach des Vaters Ansicht, schon vor dem Feste sehr wenig Antheil an dem für die Firma bedeutungsvollen Ereignisse genommen, und nun saß er da, als ginge ihn die Unterhaltung der Gäste nichts an. Der Vater rief ihn, und langsam stand Friedrich auf.

„Willst Du nicht tanzen?" fragte ihn der Vater. „Es ist doch noch zu früh, um sich hier festzusetzen!"

„Tanzen?" entgegnete Friedrich gedehnt. „Das ist ein bißchen anstrengend, weißt Du."

„Anstrengend! In Deinen Jahren! Dein Schwager Reinhard ist zehn Jahre älter und er ist unablässig im Gange."

„Nun, da nimmt sich ja ein Sachverständiger des Schwindels an. Jeder sucht sein Vergnügen auf seine Weise."

Der Vater fühlte sich verletzt. „Schwindel!" sagte er. „Wie kannst Du nur bei diesem Ehrenfeste unseres Hauses so sprechen?"

„Na, verzeih, ich habe es nicht böse gemeint. Ich wollte nur sagen, das Tanzen, weil man sich dabei doch dreht, wäre gewissermaßen ein Schwindel. Weißt Du, die Ananasbowle ist so vorzüglich, daß ich sie nur ungern verlasse."

„Thue wie Du willst," sagte der Vater ernsthaft und ging weiter. Er dachte in diesem Augenblicke an seine Jugend zurück und sah sich im Geiste fünfundzwanzig Jahre alt, so jung wie jetzt sein Sohn war. Es war ein großer Unterschied. Er war damals voll Lust und Kraft zur Arbeit gewesen, lebhaft, unternehmend, und sechs Stunden Schlaf in der Nacht waren ihm als eine Vergeudung nützlicher Zeit erschienen. Für den Sohn war das Tanzen schon eine lästige Anstrengung.

Dieser blieb mit unzufriedener Miene auf dem Flecke am Fenster stehen, wo der Vater ihn verlassen hatte, und kaute nervös an seiner Zigarre. „Langweilig!" sagte er sich. „Diese spießbürgerlichen Feste haben wahrhaftig nichts Erheiterndes." Auch seine Gedanken schweiften ab von der Gegenwart und richteten sich auf einen Gegenstand in der Ferne. Ja, wenn *sie* dagewesen wäre! Sie, die in seinen Augen als Idealbild dastand, da hätte es der Mühe verlohnt, liebenswürdig zu erscheinen. Aber ihre Familie war zu vornehm, um mit der Buchhändlerfamilie zu verkehren. Immer würde ihm doch, obwohl er die Uniform trug, seine bürgerliche Geburt als Hindernis wahren Lebensgenusses

ankleben. Und wie würde es nun gar werden, wenn er selbst das Geschäft übernehmen und Handel treiben müßte! Er überschlug die ganze hier versammelte Gesellschaft mit einem Blicke. Wer war da? Kameraden freilich, jedoch nur unverheiratete. Von den adeligen Familien der Umgegend verkehrte keine einzige mit Schottmüllers, und die einzige adelige Familie aus der Stadt, die gegenwärtig war, hatte so wenig Vermögen, daß sie überhaupt nicht wählerisch war.

Jetzt ging eine Bewegung durch die Gesellschaft, Musik erscholl von der Straße her, dann tönte lautes Rufen durch die Zimmer: Der Fackelzug! Der Fackelzug!

Man eilte an die der Straße zu liegenden Fenster, alle Vorhänge wurden beiseite geschoben, ein Feuermeer strahlte von draußen herein. Ein unübersehbarer Strom von rot glühenden Fackeln ergoß sich durch die gewundene Straße und staute sich vor dem Hause auf. Dann gab es einen Tusch, der Herr Geheime Kommerzienrat erschien, sorglich in einen Paletot gehüllt und den kahlen Scheitel mit dem Hute bedeckt, vor der Thür, Reden wurden gehalten, brausendes Hochrufen erscholl, und die Begeisterung flutete gewaltig.

Kaum war dieser Akt des Festes vorüber, so tönte vom Garten her scharfes Krachen, und als Friedrich nach dieser Seite zum Fenster hinausblickte, sah er einen flammenden Körper in die Luft steigen. Das Feuerwerk begann. Die Gesellschaft strömte nach der Gartenseite hin, und das junge Volk, welches die Erkältung nicht fürchtete, begab sich aus dem Gartensalon hinaus auf die Terrasse.

Es war ein schöner stiller Abend, und die frische Luft kühlte die erhitzten Köpfe. Auch Friedrich holte seine Mütze und ging mit den Kameraden hinaus. In zauberhafter Beleuchtung standen die dichten dunklen Baumgruppen und

Gebüsche da, im Hintergrunde stiegen Leuchtkugeln und Raketen zu den hellen Sternen auf, und die jungen Damen, mit Tüchern und allerhand anderen, eilig ergriffenen Hüllen drapiert, brachen in freudige Rufe über die Schönheit des Anblickes aus und überlegten dabei, wie die eigene Schönheit sich im bengalischen Lichte ausnehmen möchte. Friedrich sah im Gedränge ein Paar, das seine besondere Aufmerksamkeit erregte: seine Schwester Anna am Arme seines Kameraden, des Freiherrn von Busstedt, und eng an dessen Seite geschmiegt! Es war ein hübsches stattliches Paar. Anna hatte ein weißes flockiges Tuch um die Schultern geschlungen, in ihrem dunklen Haar glänzten Rosen, und ihr feines Gesicht war vom Widerschein der Flammen rosig überhaucht. Zärtlich blickte ihr Begleiter auf sie nieder. Seine stattliche Gestalt in der blauen Uniform, sein kriegerisches, unternehmendes Gesicht bildeten einen prächtigen Gegensatz zu ihren weiblichen Reizen.

Friedrich blieb in einiger Entfernung stehen, und seine Miene hatte einen Ausdruck wie zwischen Vergnügen und Mißvergnügen schwankend. Nach einer Weile kehrte er um, ging in das Haus zurück, stieg die Treppe hinauf und begab sich zu seiner Mutter, die von einem Balkonfenster des oberen Stockes aus dem Feuerwerke zusah. In diesem Augenblicke blitzte gerade dem Balkon gegenüber am Rande der Terrasse ein neues feuriges Kunstwerk auf, und die Anfangsbuchstaben des Herrn und der Frau vom Hause, ein F und ein H erschienen in bläulichen leuchtenden Zügen. Ein brausendes Hochrufen stieg zugleich vom Garten auf und pflanzte sich in den Zimmern fort.

„Sehr schön! Sehr schön!" sagte die alte Dame und klatschte in die Hände. „Ist es nicht sehr schön, Friedrich?"

„Wirklich sehr gelungen," antwortete dieser.

„Er hat sich sehr viel Mühe gegeben, der gute Reinhard, er ist ein dankbarer Mensch," fuhr sie fort.

Die Frau Geheime Kommerzienrat sagte das in einem Tone, als könne sie wohl Dankbarkeit verlangen, und als nun eine Prozession von Herren und Damen sich herein zu ergießen anfing, welche Gläser trugen, auf ihr Wohl tranken und ihr Komplimente machten, nahm sie es gnädig auf. Sie ward nicht bedrückt von dem Gefühle, daß ihr gehuldigt werde, im Gegenteil sah sie so aus, als könne sie viel Huldigung ertragen und wohl verlangen, Freude zu erleben. Sie war eine wohlkonservierte Dame, freilich etwas mager, denn die Lebhaftigkeit ihres Temperaments hatte ihr nicht gestattet, viel Fleisch anzusetzen, und an den Winkeln ihrer Augen zeigten sich die Krähenfüße, welche die Zeit eingräbt, aber doch rüstig, lebenslustig und unternehmend. Das schwere Seidenkleid und der reiche Schmuck an Hals und Armen drückten sie ebensowenig nieder, wie Huldigungen dies zu thun vermochten. Sie hatte ein lebhaftes Bewußtsein des eigenen Wertes, und pflegte demselben schon durch die eigenthümliche Art ihres Grüßens Ausdruck zu geben. Sie gehörte nicht zu den Personen, welche Höflichkeit für ein Attribut der Vornehmheit halten. Wenn sie auf der Straße von Leuten gegrüßt wurde, welche sie für geringer hielt als sich selbst, so zwinkerte sie zum Danke nur ein klein wenig mit den Augen oder nickte höchstens einen Centimeter tief mit dem Kopfe. Männer von weltstädtischer Bildung, welche den Neustädter Ton nicht kannten, waren schon mehrfach durch diesen Gruß in Verwunderung gesetzt worden.

Inzwischen hatten mehrere ältere Damen, welche neben der Frau vom Hause gestanden hatten, sich vom Balkonfenster entfernt, und Friedrich war allein mit seiner Mutter. Sie sah um sich, um gewiß zu sein, daß niemand nahe genug sei,

um lauschen zu können, und sagte dann: „Hast Du etwas gehört, Friedrich?"

Er schüttelte den Kopf.

„Es muß doch kommen," sagte sie. „Vielleicht kommt es erst morgen."

„Offen gestanden, liebe Mama," erwiderte der Sohn, „glaube ich nicht recht daran, und Du würdest meiner Meinung nach besser thun, Dich nicht so fest darauf zu verlassen, damit Du keine schmerzliche Enttäuschung erlebst."

„Es muß aber kommen. Wozu hätte denn Dein Vater sich sein Leben lang abgequält? Wozu gäbe er denn eine konservative Zeitung heraus? Es wäre eine Taktlosigkeit, eine Ungeschicklichkeit der Regierung — wer war es doch, der einmal gesagt hat: Dies ist schlimmer als ein Verbrechen, es ist ein Fehler?"

„Ich glaube, Du meinst Talleyrand. Der soll einmal so etwas gesagt haben. Aber Talleyrand ist aus der Mode gekommen, liebe Mama."

„Nun, gleichviel. Es wäre ein Fehler von seiten der Regierung, wenn es nicht geschähe. Und ich bin überzeugt, sie wissen in Berlin ihre Leute auch in der Provinz zu schätzen. Geheimrat Derschau hat mir bestimmte Versicherungen gemacht."

Friedrich zuckte die Achseln. „Wenn Du nur nicht Geheimrat Derschaus Worte gar zu sanguinisch aufgefaßt hast, liebe Mama. Ich bin ja nicht dabei gewesen, als er Dir die Versicherungen gab, aber ich weiß, daß Papa von ihm ein Werk verlegt hat, und ich halte es für möglich, daß der Geheimrat bei der Gelegenheit den Mund etwas voll genommen hat. Sie sind in Berlin nicht übermäßig freigebig mit Adelspatenten. In der Armee ist das etwas anderes, aber für einen Buchhändler —"

„Du bringst mich in die höchste Aufregung, Friedrich, das ganze Fest wäre mir verdorben, wenn es nicht käme. — Pst, der Vater!"

Der alte Herr war ins Zimmer getreten. In der rechten Hand trug er ein gefülltes Champagnerglas, sein rundes, wohlwollendes Gesicht strahlte, und sein kahler Schädel glänzte in hellem Rot. „Meine liebe gute Helene," sagte er, die Gattin mit dem linken Arme zärtlich umfassend, „ich muß doch auch noch kommen, um mit Dir anzustoßen und Dir zu gratulieren."

Thränen der Rührung schimmerten in seinen Augen und er küßte seine Frau.

Sie war von einem Gedanken durchzuckt, der sich auf die Idee bezog, von welcher sie fast ausschließlich beherrscht wurde.

„Ist etwas gekommen?" fragte sie.

„Etwas gekommen? Wieso?" fragte der Alte dagegen.

„Ich meine eine Depesche. Ist etwas von Derschau gekommen?" fragte sie ungeduldig indem sie sah, daß das Zimmer sich wieder ganz mit Menschen anfüllte.

„Von Derschau? Es sind wohl schon ein Dutzend Depeschen und mindestens zwei Dutzend Briefe da. Aber von Derschau ist, soviel ich mich erinnere, nichts dabei. Mir ist es auch eigentlich lieber," fügte er lächelnd hinzu, „wenn von Derschau nichts kommt. Der gute Geheimrat! Der liebenswürdigste Mann, den ich kenne, aber sein großes Werk über Staatsrecht liegt mir wie Blei im Keller. Hier! Bringen Sie meiner Frau und meinem Sohne auch ein Glas!" rief er einem Diener zu, der mit einem besetzten Präsentierteller umherging. „Und nun", rief der alte Herr, seine Stimme laut erhebend, „trinken wir, meine Frau und mein Sohn und ich, auf das Wohl unserer lieben Gäste, die uns durch

ihre Gegenwart erfreuen und beehren, und bitten die alten Freunde insgesamt, auch fernerhin unser Haus als das ihrige anzusehen, die neuen Freunde aber, es den alten nachzumachen."

Der alte Herr hatte mit etwas zitternder Stimme gesprochen, und sein Glas verschüttete einen Teil des Inhalts, da die Anstrengungen des Tages allmählich ein wenig über seine Kräfte gingen, aber der Klang seiner Stimme war so herzlich, daß er allen zu Herzen ging. Wie ein Bild der Gastfreundschaft stand er da mit seiner beleibten Gestalt, mit dem leuchtenden roten Antlitze. Die Gesellschaft umdrängte ihn, einige jüngere Leute eilten, die im unteren Stocke befindliche Welt heraufzuholen, und mehrere Minuten lang ertönte unablässig das Klingen der Gläser. Unter den heraufströmenden Menschen befanden sich auch Anna und der Leutnant von Busstedt. Sie gingen Arm in Arm. Annas schönes Gesicht war freudig verklärt. Busstedt gab ihr einen Wink mit den Augen, sie machte sich von ihm los, und er glitt alsdann geschmeidig und mit sanftem, doch unwiderstehlichem Drucke seiner starken Schultern durch das Gedränge hin vorwärts. Bald erschien sein kühnes Gesicht mit dem starrenden rotbraunen Schnurrbart unmittelbar neben der Frau Geheimen Kommerzienrat. Er neigte sich zu ihrem Ohre nieder, und seine Augen phosphoreszierten, als er ihr zuflüsterte: „Meine allergnädigste Frau, ich bin so glücklich, Ihnen die ergebenste Meldung machen zu können."

Da belebte sich das Gesicht der Dame von neuem. Sie hatte eine Zeitlang mit zusammengepreßten Lippen den Schwall der Begrüßungen über sich ergehen lassen, nun aber gewannen ihre Augen neues Licht, sie legte ihre Hand auf den Arm ihres Gatten und rief dann, während erwartungsvolle Stille eintrat: „Lieber Schottmüller, verkünde unsern

lieben Gästen die soeben vollzogene Verlobung unserer Anna mit dem königlichen Leutnant Hans Freiherrn von Busstedt!"

Hatte der alte Herr eine ungeschickte Bewegung gemacht, hatte seine Frau ihn gar zu lebhaft angefaßt, oder war seine Erregung bei dieser freudigen Nachricht gar zu groß gewesen, genug, das Glas entglitt seiner Hand und zersplitterte klirrend auf dem Fußboden. Es entstand eine Pause, während die Gäste einander fragend ansahen, und ein älteres Fräulein ihrem Nachbar zuflüsterte, daß dies ein böses Omen sei. Dann sagte der Geheime Kommerzienrat mit unsicherer Stimme: „Liebe Helene — das ist mir ja etwas ganz — ich meine, davon habe ich ja gar nichts gewußt, daß . . ."

„Die jungen Leutchen haben das ganz unter sich ausgemacht, wie wir auch zu unserer Zeit," sagte seine Gattin mit vernehmlichem Tone, indem sie ihn unterbrach und fest ansah. „Nur die Mutter war im Vertrauen."

„Ja, ja, nun dann —"

Anna hatte den Vater mit ihren weichen Armen umschlungen und erstickte seine ferneren Worte durch ihre Liebkosungen. Busstedt stand daneben und erhaschte des alten Herrn rechte Hand. Die übrige Gesellschaft drängte sich herzu und ein allgemeines Rufen und Glückwünschen verschlang alle Einwendungen, die der überraschte Hausherr etwa hätte machen können. Und es schien wirklich so, als ob er geneigt wäre, Einwendungen zu machen und den Strom der Begebenheiten nicht so ohne weiteres über sein Haupt hinweggehen zu lassen. Er machte seine Hand aus der Umklammerung los, wehrte Anna ab und öffnete mehrere Male den Mund, wie um etwas Ernsthaftes zu äußern. Aber er besaß nicht die Kraft, seinen Willen zur Geltung zu bringen. Der Blick seiner Gattin ruhte auf ihm mit einem Gewichte, welches

zu schwer für ihn war, und die gratulierende Menge umwogte ihn wie die Brandung den einzeln stehenden Felsen. Ehe er noch recht wußte wie ihm geschah, hatte er ein frisches Glas in der Hand und stieß mit den Glückwünschenden an. Dann sah er Anna mit ihrem Erwählten Arm in Arm triumphierend, lächelnd, strahlend im Gewühle Hände drücken und glückselige Worte austauschen.

Es war ein schönes Paar. Die jungen Mädchen, welche Anna beteuerten, daß sie entzückt seien und ihr das schönste Glück gönnten, hatten im Herzen einen heimlichen Neid oder doch eine stille Sehnsucht, auch einmal einen Bräutigam zu erlangen wie diesen da, einen so bewundernswerthen Kavalier, der so vortrefflich tanzte und ritt, so reizend zu unterhalten wußte, von so vornehmer Familie und so glänzendem Aussehen war. Die Herren aber tauschten Bemerkungen darüber aus, daß der Busstedt ein verteufeltes Glück habe, das schönste Mädchen in der Stadt und einen tüchtigen Sack Geld dazu zu erwischen. „Was das letztere betrifft, so kann er es gebrauchen.“ Und ein bayrischer Leutnant, der zum Regimente kommandiert war, nickte und sagte: „Das Madel hat ja ein dumm's Geld.“

Die Verkündigung dieser Verlobung bildete den Gipfelpunkt des Abends, und das Fest ging nun allmählich wieder thalwärts. Mehr und mehr zog sich der gesetztere Teil der Herrenwelt um die Bowlen und Flaschen zusammen, und Zigarren dampften im größeren Teile der unten gelegenen Räume. Nur die Schmetterlinge der Gesellschaft flatterten noch bis weit über Mitternacht hinaus im Tanzsaale umher.

In der verschwiegenen Ecke, wo der alte Herr seinen Sohn beim Trunke aufgestöbert hatte, saßen der Professor Ebmeier und der Redakteur Doktor Willers beisammen. Der Letztere machte sich Notizen in seinem Taschenbuche,

um am folgenden Tage einen Bericht über das Fest in seiner Zeitung zu veröffentlichen. Des Professors Entenschnabel glühte feurig und seine verschmitzten Augen lachten der Bowle zu. „Friedrich Schottmüller hat viel Geld," sagte er von Zeit zu Zeit mit einem behaglichen Seufzen.

„Sagen Sie mal, Doktorchen," fragte er dann, als der Redakteur sinnend emporblickte und den Bleistift an die Lippen hielt, „wie machen Sie denn das nur, das Sie sechs Tage in der Woche täglich einen Leitartikel fertig kriegen? Für mich ist das der Gegenstand höchster Bewunderung und übertrifft meiner Ansicht nach die sieben Wunder der Welt."

„Nichts einfacher als das," antwortete der Redakteur. „Über nichts läßt sich leichter schreiben als über das, wovon man gar nichts weiß. Haben Sie das noch nicht bemerkt?"

„Ich sollte doch meinen, Sie schrieben jedes Jahr so acht bis zehn Foliobände zusammen," sagte der Professor kopfschüttelnd. „Bezahlt denn Friedrich Schottmüller das auch nur dem Werte nach?"

In diesem Augenblicke kam der alte Herr zur Thür herein. Er sah müde aus, sein Gang war sehr schwerfällig. „Gut, daß ich Sie finde," sagte er zu dem Redakteur, nachdem er sich mit lautem Ächzen ihm gegenüber hatte auf einen Stuhl sinken lassen. „Ich wollte ihnen nur sagen, lassen Sie in dem Berichte, den Sie über die Sache schreiben werden, die Mitteilung über die Verlobung meiner Tochter noch weg — vorläufig, verstehen Sie. Es ist eine Privatangelegenheit, die das große Publikum nichts angeht."

Drittes Kapitel.

Das Jubiläum nahm seinen Verlauf. Es gab viel freudige Erregung, viele Depeschen und Glückwunschschreiben, viele Reden, in denen der Glanz der Firma, die Verdienste des Jubilars und die Bedeutung des Festes dargelegt, auseinandergesetzt und von allen möglichen und unmöglichen Seiten aus beleuchtet wurden. Es gab viele Blumen, viele Fracks, von denen die einen weniger schön waren als die anderen, viele weiße Handschuhe und Halsbinden, und es kamen unglaubliche Cylinderhüte in den Reihen der weniger hervorragenden Mitglieder des Geschäfts zum Vorschein. Es gab ein großes Essen und Trinken in zwei Sälen des Gasthauses, und der alte Herr war bald bei der Aristokratie, bald bei dem Plebs, um Reden zu hören und zu beantworten, am längsten und liebsten aber weilte er doch bei dem letzteren, bei seinen eigenen Leuten, mit denen ihn die innigsten Bande verknüpften. Hier fand er das wärmste Herz und das lauteste Rufen, und obwohl hier schon beim Braten einige Unvorsichtige hinausgeschafft werden mußten, welche vor der Suppe ihren Tischwein ausgetrunken hatten und ihrer Freude in gar zu krampfhafter Weise Ausdruck gaben, fühlte er sich doch hier am wohlsten. Herz schlug dem Herzen entgegen, es war hier niemand, der den alten Herrn nicht liebte und nicht Beweise seiner Gutmütigkeit und Teilnahme hätte beibringen können. Sie wußten alle, daß der Chef niemals

einen der Seinigen im Stiche ließ, der etwa in Not war, sie erinnerten sich, wie offen seine Hand war, wenn irgend ein fröhliches oder trauriges Ereignis in jemandes Familie eintrat, wohl wissend, daß bei so kleinen Leuten außerordentliche Ausgaben nicht in den Rahmen des gewöhnlichen Budgets paßten. Und nun hatte dieses Fest noch eine Erhöhung der Gehälter und eine Altersversorgung mit sich gebracht. Der Jubel war groß, und Thränen der Rührung stand in vieler Augen, als der Alte seine große Rede hielt und selbst vor Rührung nichts Rechtes herausbringen konnte, sondern nur sein wohlwollendes Antlitz wie eine rote Sonne bald nach diesem, bald nach jenem Saale richtete und abgerissene Sätze voll guten Willens hervorstieß.

Nun war das Fest vorüber, das Geschäft nahm seinen alltäglichen Gang wieder an, und der alte Herr saß nachdenklich auf seinem Kontor. Er hatte, nachdem der Jubel verrauscht war, lebhafter als sonst das Gefühl, daß nicht alles ganz so war, wie es sein sollte, die Verlobung seiner Tochter mit dem Dragoneroffizier war das Steinchen gewesen, das die Lawine seiner Besorgnisse ins Rollen gebracht hatte, und er entschloß sich, über das Pult weg an den herbstlichen Himmel starrend, noch heute mit seiner Frau ein ernstes Wort zu reden. Die Aufgabe war nicht leicht, das fühlte er, und länger als eine Stunde saß er unschlüssig da, bis er sich endlich eine Droschke holen ließ und nach dem Gartenhause hinausfuhr. Er hatte seine Gattin heute noch nicht gesehen. Sie war, wahrscheinlich von den vergangenen Tagen ermüdet, noch nicht auf gewesen, als er sich in die Stadt begeben hatte. Er hielt es für besser, sie noch vor dem Mittagsessen zu sprechen, als mit einer Unterredung, die voraussichtlich angreifend wurde, bis nachher zu warten.

Ob er jedoch die Stunde gut gewählt hatte, war fraglich. Die Frau Geheime Kommerzienrätin war gerade in außerordentlich schlechter Stimmung. Sie saß in ihrem Boudoir allein mit ihrem Sohne, und Friedrich zerzupfte mit verdrießlicher Miene die Fransen einer kleinen Decke auf dem Nähtische. Der sehnlichste Wunsch der Dame war nicht erfüllt worden, es war keine Botschaft vom Geheimrat Derschau eingetroffen, es war kein amtliches Schreiben aus Berlin gekommen, der Name Schottmüller stand noch so nackt und kahl da wie er immer dagestanden hatte, und keine Adelskrone schwebte über der bürgerlichen Erscheinung. Nur ein Orden war angelangt. Aber Orden, obschon an sich sehr verehrungswürdig und schön, genügten ihrem Ehrgeize nicht. Ihr Gatte besaß deren schon vier, darunter einen von einem süddeutschen Staate verliehenen, welcher den persönlichen Adel verlieh, aber der kluge Geschäftsmann hatte zum Kummer der Gattin verweigert, sich adlig zu nennen. Sie klagte über die Zustände im allgemeinen und schalt dann insbesondere auf ihren Schwiegersohn, den vortragenden Rat, der sich, wie sie sagte, in dieser ganzen Angelegenheit durchaus unkindlich und ungefällig gezeigt habe, indem er seine Stellung im Ministerium nicht habe benutzen wollen, um etwas für die Familie zu thun.

Ihr Sohn hatte etwas auf dem Herzen, deshalb widersprach er ihr nicht. Er ließ die Mutter ruhig reden und nickte zustimmend mit dem Kopfe. Eine ernste Sache beschäftigte und bedrückte ihn. Er hätte gern einen günstigeren Zeitpunkt als den gegenwärtigen gewählt, um davon zu sprechen, aber die Verhältnisse zwangen ihn zu reden, und es war Gefahr im Verzuge. So sprach er denn, und was er vorbrachte, war nicht geeignet, seiner Mutter Stimmung zu verbessern.

„Friedrich!“ sagte sie, die Hände zusammenschlagend, „das ist doch wirklich zu stark! Vor einem Jahre erst hat der Vater soviel bezahlt, und nun ist es schon wieder soweit?“

„Vor anderthalb Jahren war es, liebe Mama,“ entgegnete er. „Weiß der Himmel, ich kann nichts dafür. Es werden solche Anforderungen an unsereinen gemacht, und die Standesausgaben sind zu groß . . .“

„Wieviel ist es denn?“ fragte sie.

„Ich hatte die Absicht, es dem Vater schon vor dem Feste zu sagen, aber ich wollte ihm doch das Jubiläum nicht verderben. So habe ich gewartet bis alles vorüber ist, und wende mich nun an Dich, weil Du es dem Vater in schonender Weise beibringen kannst.“ Friedrich sprach mit dem Ausdrucke eines Menschen, dem Lob für die zarte Behandlung eines notwendigen Übels gebührt.

„Wieviel ist es denn?“ fragte sie von neuem.

„Es ist ziemlich viel. Ich weiß nicht ganz genau wieviel. Sieh mal, da war die unglückliche Geschichte mit dem Vollblut, das plötzlich einging — dann war . . .“

„Sag’ mir doch nur, wieviel es im ganzen ist. Das ist doch die Hauptsache,“ wiederholte sie.

Friedrich stöhnte und schien sich mühsam zu besinnen. „Es mögen im ganzen — wenn ich berechne — vorausgesetzt, daß alles glatt gemacht würde, was wohl das Beste wäre — es möchten zusammen alles in allem wohl so annähernd dreißigtausend bis höchstens fünfzigtausend oder nahe an sechzigtausend Mark sein. Natürlich Mark, nicht Thaler.“

„Aber Friedrich!“ rief sie erzürnt. „Das ist doch wirklich außer dem Spaße, und ich weiß nicht, wie ich das dem Vater mitteilen soll. Sechzigtausend Mark Schulden! Das ist ja ein Vermögen! Wie hast Du das nur angefangen?“

„Wie man das so anfängt,“ entgegnete er. „Wenn man anständig leben will und nicht hinter den Kameraden zurückstehen mag, so gleitet einem das bißchen Geld gar rasch durch die Finger. Es ist so wie so nicht angenehm,“ fügte er bitter hinzu, „als Konzessions-Schulze zwischen fast lauter Adligen dazustehen.“

Auf diesem Punkte war die Unterhaltung angekommen, als der Geheime Kommerzienrat in das Boudoir trat. Friedrich bemerkte, daß sein Vater etwas Wichtiges zu besprechen hatte, und benutzte eiligst die gute Gelegenheit, sich davon zu machen. Seine Bombe war abgeschossen — mochte nun die Mutter ihr Bestes thun, um den ferneren Lauf des Geschosses zu regeln und es am rechten Orte platzen zu lassen. Er wußte, sie würde ihn nicht im Stiche lassen. Tief aufatmend lief er davon und begab sich in den entlegensten Teil des großen Gartens, wo er die Hühnerställe und den Taubenschlag besah, aber an etwas ganz anderes dachte als an die seltenen und schönen Rassen, welche sich dort eines beschaulichen Lebens erfreuten.

Inzwischen hatte der Vater mit einiger Verlegenheit das Gespräch begonnen, nachdem seine Gattin ihn etwas erstaunt nach dem Grunde seines frühzeitigen Erscheinens gefragt hatte.

„Meine liebste Helene,“ sagte er in weichem und freundlichem Tone, „wie ist denn das eigentlich so plötzlich gekommen mit der Anna und dem Leutnant von Busstedt?“

Seine Frau maß ihn mit einem scharfen Blicke ihrer lebhaften Augen und wußte in dieser Sekunde schon alles, was ihr Gatte zu sagen vor hatte. Es war nicht viel Verborgenes in seiner Seele für sie, die seit achtundzwanzig Jahren in ihm gelesen hatte wie in einem offenen Buche. Von Anfang an, sobald sie die zärtliche Neigung der jungen

Leute zu einander bemerkt hatte, war sie bestrebt gewesen, mit einer vollendeten Thatsache vor dem Gatten zu erscheinen, und Anna hatte sich der Mutter gegenüber als lenksame Tochter gezeigt.

„Vor allem, lieber Mann — daß ich das nicht vergesse" — sagte sie, „hast Du denn die Karten besorgt? Es wird doch Zeit, sie zu versenden."

„Die Druckerei hat natürlich gefeiert," antwortete er. „Aber die Karten lassen sich immer noch schnell genug herstellen, sobald . . ."

„Immer noch? Wieso immer noch? fragte sie. „Die Verlobung ist öffentlich, und die Versendung der Karten ist nur ein Gebot der Höflichkeit gegenüber unseren Freunden und Bekannten."

„Gewiß, gewiß, liebste Frau. Jedoch, um noch einmal auf die Sache selbst zu kommen — ich bin, wie ich gestehen muß, äußerst überrascht durch die Plötzlichkeit dieser Verlobung. Mit keinen Gedanken ist es mir in den Sinn gekommen, oder habe ich auch nur vermutet, daß Anna — sie ist noch so jung . . ."

„Anna ist siebzehn Jahre alt," sagte seine Frau, ihn unterbrechend, „und was das betrifft, daß Du nichts gemerkt hast — ja, liebes Männchen, da hast Du wieder einmal Deine grenzenlose Arglosigkeit bewiesen. Freilich, wie ist Dir auch zuzumuten, daß Du zwischen Deinen Büchern und Geldschränken auf solche Dir ganz aus dem Wege liegende Dinge achthaben solltest! Du hast es ja auch nicht nötig. Du hast Dich bis jetzt in allen häuslichen Angelegenheiten auf Deine Frau verlassen und kannst es auch ruhig fernerhin thun."

„Ja, ja," sagte er, sich räuspernd, „nur ist dies ein Fall, der doch wichtig genug ist, um sich ernstlich damit zu beschäftigen, und offen gestanden, liebste Helene, so sehr ich

unserm Kinde das schönste Glück wünsche, mir scheinen da doch ernste Bedenken gegen die Verlobung gerade mit diesem jungen Manne . . ."

„Wie?" rief sie. „Was meinst Du? Hast Du irgend etwas Nachteiliges über Busstedt gehört? Ist irgend etwas gegen seinen Namen, seine Stellung zu sagen?

„Das nicht," entgegnete er, „aber . . ."

„Nun denn, was willst Du? Ich begreife Dich nicht."

„Gewiß, aber . . ."

„Er ist von bester Familie, er ist Freiherr."

„Wir haben jetzt zwei Töchter mit Männern verheiratet, welche nichts besitzen. Rudloff hat ja ein schönes Gehalt, aber ich gebe Elisen doch jährlich einen bedeutenden Zuschuß, Reinhard hat nichts, und das Paar liegt mir mit den Kindern vollständig auf der Tasche. Wenn jetzt Anna auch . . ."

„Busstedt ist Freiherr," sagte seine Gattin.

„Ganz recht. Busstedt ist auch ein ganz charmanter Mann, den ich sehr gern habe. Aber Busstedt hat ebenfalls nichts. Wenigstens wird seine Leutnantsgage wohl nur für seine Zigarren und Handschuhe ausreichen. Er ist aber ein eleganter Herr, der viel gebraucht. Man sagt das allgemein. Und wenn ich bedenke, wieviel ein Hausstand jetzt kostet, wo selbst bei bescheidenen Ansprüchen fünftausend bis sechstausend Mark jährlich noch kein bequemes Auskommen für eine Familie der guten Gesellschaft gewähren, so erscheint mir die Sache wirklich bedenklich. Wie ich Busstedt taxiere, wird er mit Anna wohl jährlich eine Summe von zehn- bis zwölftausend Mark mindestens gebrauchen, und ich muß doch auch rechnen."

„Busstedt ist Freiherr!"

„Wenn ich die Ausgaben für einen Haushalt, wie der dieses jungen Paares sein wird, auch noch tragen soll, so

wird das Ausgaben-Konto ein bißchen stark belastet. Ich will nichts gegen Busstedt sagen. Sicherlich liebt er Anna, aber ich würde mich sehr wundern, wenn er bei dieser Partie nicht auch die materielle Seite ins Auge gefaßt hätte. Er macht mir den Eindruck eines überlegenden, um nicht zu sagen kaltgründigen Herrn. Ich möchte nicht, daß er sich enttäuscht fände. Wieviel Zuschuß würde er denn wohl Deiner Meinung nach beanspruchen?"

„Busstedt ist Freiherr," erwiderte seine Gattin als einzige Antwort.

„Nun meinetwegen, Busstedt ist Freiherr!" rief der Alte ärgerlich, „aber wenn dieser Freiherr nun erwartet, daß ich ihm jährlich zwanzigtausend Mark ins Portemonnaie stecke?"

„So steckst Du sie ihm eben hinein, Schottmüller," entgegnete seine Gattin.

„Ich werde mich wohl hüten," rief er und schlug mit der Faust auf den Tisch.

„Bitte!" sagte sie gedehnt und rückte zur Seite. „Es ist wirklich traurig," setzte sie nach einer kleinen Pause hinzu, „wenn man sieht, daß alle zarteren Empfindungen im ordinären Geschäftsleben zu Grunde gehen."

„Helene, mache mich nicht böse," rief er, „Du darfst mir nicht vorwerfen, daß ich kein Herz für die Kinder hätte. Du darfst mich nicht als einen verhärteten Geldsack hinstellen, das ist unrecht von Dir. Gerade mit Annas Zukunft habe ich mich oft in Gedanken beschäftigt, und ich kann Dir auch sagen, welche Pläne ich mit dem Kinde hatte, und warum mich diese Liebelei, die man mir verheimlicht hat, so unangenehm überraschte."

„Da bin ich wirklich sehr neugierig," sagte sie.

„Meine Idee war, daß Anna sich mit einem tüchtigen Geschäftsmanne verheiraten sollte, damit doch wenigstens ein

Schwiegersohn im Hause wäre, der Besitz und Zukunft repräsentierte. Ja, es war mein Lieblingsgedanke, daß Friedrich dermaleinst, wenn ich nicht mehr sein werde, einen Freund und Beistand und Bruder zur Seite hätte, weil er selber doch vorläufig durchaus noch nicht das Zeug dazu zeigt, ein so großes Geschäft allein zu leiten. Mein alter Freund Niedermeyer . . .“

„Niedermeyer!“ rief seine Frau entsetzt.

„Allerdings.! Niedermeyer, ein alter Freund und Kollege, und ein so tüchtiger Geschäftsmann wie ihn der deutsche Buchhandel nur aufzuweisen hat, sprach mir vor längerer Zeit einmal davon, daß sein Sohn Karl sich für Anna interessiere, und gab mir einen Wink, den ich seitdem oft überlegt und für praktisch gehalten habe. Karl Niedermeyer . . .“

„Karl Niedermeyer!“ rief die Dame. „Ein Mensch, der im offenen Laden steht!“

„Ein Mensch, der seine Viertelmillion Mark ins Geschäft bringen würde, während mir die Freiherren das Geld daraus herausfressen!“ rief der Alte heftig.

Seit sehr langer Zeit hatte der Geheime Kommerzienrat nicht so leidenschaftlich gesprochen, und er war selbst über den Ton seiner Stimme erschrocken. Noch mehr aber erschrak er über die Wirkung seiner Worte auf seine Gattin. Die Dame bewegte heftig den Kopf und die Hände, öffnete mehrere Male die Lippen, wie um etwas zu entgegnen, sagte aber vorläufig nichts, sondern brach zunächst in ein krampfhaftes Lachen, dann aber in ein ebenso krampfhaftes Schluchzen aus.

„Also so steht es!“ rief sie endlich, ohne auf die beruhigenden Worte ihres Gatten zu hören. „Du kannst es nicht! Deine Mittel sind erschöpft! Das Geschäft steht schlecht. Du mußt versuchen, einen reichen Schwiegersohn zu bekommen,

der das Geschäft stützt. Du bist in Verlegenheit, vielleicht nahe dem Bankrott! Vielleicht bist Du schon bankrott! O, so laß uns doch wieder klein werden! Laß uns sehen, was noch zu retten ist! Verkaufe das Haus, laß uns in die Stadt ziehen! Verkaufe die Equipage! Verkaufe meinen Schmuck! Hier! Hier! Und sie nestelte an ihrer Uhrkette und an ihrer Brosche, um sie abzureißen.

„Aber Helene! Aber liebste Helene! Aber beste Frau!" sagte der alte Herr einmal über das andere. „So besinne Dich doch nur! So fasse Dich doch nur! So übertreib doch nicht so furchtbar! So beruhige Dich doch nur!"

„Was giebt es da zu beruhigen? Was gibt es da zu fassen?" rief sie. „Du hast es ja ganz klar ausgesprochen. Wir haben nicht mehr die Mittel, unsere Tochter nach ihrer Neigung heiraten zu lassen. Wir müssen suchen, ein Geschäft aus ihrem Glücke zu machen. Ich bin ja bereit. Du siehst es ja. Ich bin ja zu allem bereit."

Der alte Herr ergriff, als sie fortfuhr so zu reden und mit den Händen umherzufahren, das einzige Mittel, welches er bei früheren Anlässen ähnlicher Art wirksam gefunden hatte. Er schwieg und ließ den Strom vorüberrauschen. Als aber seine Gattin endlich das Taschentuch an die Augen drückte und sich schweigend ihrem Kummer überließ, sagte er: „Wenn Du einer vernünftigen Überlegung zugänglich sein willst, so möchte ich Dir folgendes vorhalten: es wäre klüger gewesen, mich zu befragen, bevor Annas Verlobung proklamiert wurde. Die Einwilligung des Vaters ist doch kein Ding, über das man so ohne weiteres hinweggeht. Ebenso scheint es mir mit Busstedts Eltern zu sein. Daß wir Karten umherschicken, ehe der Vater des Leutnants . . ."

Die Geheime Kommerzienrätin fuhr plötzlich wieder in die Höhe. „Schottmüller!" rief sie, wie Du jetzt nur wieder

sprechen kannst! An Dir liegt doch die Schuld. Du bist der Vater, Du bist der Herr! Wenn Du die Verlobung nicht billigtest, warum gabst Du denn da Deine Einwilligung? Bist Du nicht der Herr im Hause? Wenn Du die Verlobung nicht zugeben wolltest, so mußtest Du sofort sagen: Nein! Aber da bist Du nun wieder ganz wie Du bist! Jetzt willst Du Dich hinter den alten Freiherrn von Busstedt verstecken."

„Aber Helene . . ."

„Was sich schickt, weiß ich gottlob noch so ziemlich. Du brauchst mir nicht erst zu sagen, wann die Karten verschickt werden müssen. Soviel Takt habe ich denn doch noch, daß ich ohne die Zustimmung von Busstedts Eltern nichts proklamieren würde. Glaubst Du vielleicht, die alten Busstedts werden Dich noch groß bitten? Es sind vornehme Leute, die es sicherlich erst überlegen, ob es nicht eine Mesalliance ist. Und . . ."

„Du sprichst ganz ohne Logik," warf der Alte ein. Er war betrübt und verdrießlich. Er antwortete nur noch wenig auf die ferneren Reden seiner Frau. Er wollte sie nicht noch mehr aufbringen, es schmerzte ihn, daß sie so aufgeregt war. Er sagte sich, es sei besser, nichts Entscheidendes in der Sache zu thun, sondern der Zukunft zu vertrauen, dem Dinge seinen Lauf zu lassen und die Verlobung weder aufzuheben noch auch durch Versendung von Karten zu veröffentlichen. War die Liebe des Leutnants so groß, daß er sich mit der Kaution begnügen und keine großen Ansprüche machen wollte — gut, so sollte er Anna haben, und das schöne Projekt mit Niedermeyer sollte begraben werden. Aber besonderes Entgegenkommen beschloß der alte Herr nicht zu zeigen.

Als er zu diesem Entschlusse gekommen war, versuchte er seine Frau zu begütigen, und es gelang ihm auch, durch schmeichelnde Worte auf ihr Gemüt beruhigend zu wirken.

Aber der eigentliche Gegenstand des Streites blieb in der Schwebe, und es wurde keine Entscheidung über die Verlobung der Tochter getroffen. Vielleicht hätte die Frau Geheime Kommerzienrätin doch noch schärfer gekämpft und einen vollständigen Sieg errungen, wenn sie sich nicht der Schulden ihres Sohnes bewußt gewesen wäre. Der Gedanke, ihrem Manne auch noch diese Nachricht beibringen zu müssen, lastete auf ihr, dämpfte ihren Mut und machte sie geneigt zur Versöhnung. So ging sie zuletzt am Arme ihres Gatten zu Tische und machte ihn glücklich durch ein freundliches Nicken. Beiden wollte jedoch das Essen nicht recht schmecken, obwohl sie im Kreise ihrer Kinder, Schwiegersöhne und Enkel saßen.

Sowohl Anna, die heute ohne ihren Bräutigam war, als auch Friedrich befragten der Mutter Augen mit ihren Blicken. Beide lasen etwas Ungewöhnliches in ihrer Miene und bezogen dies auf die eigenen Interessen. Sie nickte Anna zu, aber streifte nur kalt über Friedrichs Gesicht hin, so daß er sich auf die Lippe biß und seinen Kopf auf den Teller hinabbeugte.

Der alte Herr fühlte sich nicht in guter Stimmung. Das Schläfchen nach Tisch war unruhig, Kaffee und Zigarre wurden rasch genossen, dann fuhr er wieder in das Geschäft. Es gab vielerlei zu erledigen, und mehrere der Gratulationsschreiben wollte er selbst beantworten. Auf seinem Tische im Kontor lag ein umfangreiches Manuskript, welches ihm sein älterer Schwiegersohn, der vortragende Rat, gegeben hatte. Er rief Petersen herein, übergab ihm das Paket und trug ihm auf, eine Kalkulation aufzustellen. Dann ging er selbst an die Arbeit, aber immer kehrten die störenden Gedanken wieder. Die Szene mit seiner Frau hatte seine Nerven stärker angegriffen, als er erwartet hatte.

Petersen trat wieder herein und brachte das Manuskript zurück. „Herr Schottmüller," sagte er, „ich habe berechnet, daß wir eine Auflage von fünfhundert Exemplaren verkaufen müssen, um auf die Kosten zu kommen, wenn wir das Buch so herstellen, wie wir ähnliche Werke hergestellt haben." Er legte eine ausführliche Berechnung vor und schloß dann mit den Worten: „Ich glaube nicht, daß mit dem Werke ein Geschäft zu machen ist. Es enthält nicht viel Neues, der Markt ist mit ähnlichen Sachen überfüllt, es ist mehr eine Kompilation als eine selbständige Arbeit, und es ist viel zu weitläufig. Wenn der Verfasser das Manuskript um die Hälfte kürzte, wäre es immer noch zu lang."

„Herr Petersen," sagte der Chef, „das Werk hat meinen Schwiegersohn, den Herrn Geheimen Regierungsrat Rudloff, zum Verfasser."

Petersen zuckte die Achseln. „Meiner Meinung nach ist kein Geschäft damit zu machen," sagte er. „Wir würden höchstens zweihundertundfünfzig Exemplare davon absetzen."

„Herr Petersen," sagte der Chef, „ich hatte Ihnen aufgetragen, eine Kalkulation zu machen. Ihre Meinung über den Wert des Buches zu wissen, hatte ich von Ihnen noch gar nicht verlangt."

Petersen errötete, der alte Herr aber fuhr, einmal in Erregung gekommen, fort: „Ich finde, daß Sie etwas zu sehr geneigt sind, mit Ihrer Meinung hervorzutreten. Ich habe das schon öfters bemerkt und mir vorgenommen, es Ihnen einmal zu sagen. Es ist gar nicht Ihre Sache, die Arbeiten von Gelehrten und wissenschaftlichen Autoritäten zu beurteilen, denn dazu haben Sie nicht die Kenntnisse und die nötige Vorbildung."

„Erlauben Sie, Herr Schottmüller," versetzte Petersen mit bleichem Gesicht, doch festem Tone. „Mich leitet das Interesse

für das Geschäft, und ich habe meine Erfahrung. Wenn ich sehe, wie ähnliche Werke wie dieses in Tausenden von Exemplaren unverkäuflich auf Lager liegen, so ziehe ich daraus meine Schlüsse."

„Das ist meine Sache, das geht Sie gar nichts an," entgegnete der Chef. „Sie sind überhaupt geneigt, sich in Dinge zu mischen, die Sie nichts angehen. Dieser Tage beschwerte sich auch der Herr Professor Ebmeier über Sie. Sie hätten seine Thätigkeit an den »Statistischen Annalen« kritisiert und gemeint, sein Artikel würde nicht bezahlt werden. Warum sollte sein Artikel nicht bezahlt werden?"

„Weil er es nicht wert ist, Herr Schottmüller. Es ist zusammengestoppeltes Zeug aus anderen Drucksachen, und der Kontrakt lautet außerdem nicht zu Ebmeiers Gunsten."

„Das ist wiederum meine Sache, Herr Petersen. Ich bin sonst mit Ihren Leistungen zufrieden, aber Sie sind mir zu scharf. Sie wollen sich an den Ton im Geschäfte nicht gewöhnen und Sie mischen sich in Dinge, die Sie nichts angehen. Beiläufig bemerkt, könnten Sie sich auch verbindlichere Formen angewöhnen. Ich bin nicht Herr Schottmüller, sondern der Geheime Kommerzienrat Schottmüller. Es thut mir leid, daß ich so bald nach einer freudigen und festlichen Vereinigung in dieser Weise mit Ihnen sprechen muß."

„Mir thut es auch leid," entgegnete der junge Mann, und seine Stimme bebte ein wenig, als er hinzufügte: „Wenn ich mich Ihrer Zufriedenheit nicht sicher weiß, da ist es besser, ich gehe."

„So sind Sie nun," versetzte der Chef. „Gleich gekündigt. Das ist es eben, was ich Ihnen vorwerfe. Sie sind so scharf wie ein Messer. Ich habe Ihnen doch ausdrücklich gesagt, daß ich mit Ihren Leistungen zufrieden, sehr zufrieden bin, und Sie müssen das doch auch immer empfunden haben. Sie

sind ein sehr tüchtiger Arbeiter, und es fällt mir nicht ein, Sie gehen zu lassen. Sie dürfen nicht gleich so empfindlich sein, wenn Ihr Chef Ihnen einmal einen gut gemeinten Rat gibt."

Petersen entfernte sich und ging wieder an seinen Platz im Kontor, der Geheime Kommerzienrat aber blätterte in dem Manuskripte seines Schwiegersohnes. Es war eine Bearbeitung der historischen Entwickelung des Völkerrechts. Der alte Herr dachte insgeheim selbst, es würde kein großes Geschäft mit dem Buche zu machen sein. Es gehörte zu einer zahlreichen Klasse von Werken, welche er schon als wenig gangbar kennen gelernt hatte, und er war geneigt, Petersen recht zu geben. Nur hatte es ihn verdrossen, daß Petersen so unverhohlen mit der Sprache herausgegangen war. Es hatte fast den Anschein, als table Petersen einen ganzen Zweig des Verlags und wolle klüger sein als der Chef. Es war, als ob dieser junge Mann ein Revolutionär sei. Er zeigte gar keinen Respekt vor Dingen, die dem alten Herrn verehrungswürdig erschienen, und das Schlimmste war, daß der alte Herr selbst im Zweifel war, ob er die rechten Dinge verehre. Auf der einen Seite war er zu glauben geneigt, daß hochgestellte Leute, wenn sie Bücher schreiben, Wertvolles zu Tage fördern, und daß Professoren und sonstige gelehrte Herren in der Litteratur Bedeutendes leisten müßten, auf der anderen Seite aber stand eine buchhändlerische Erfahrung, welche diesem Glauben nicht selten widersprach. Er fühlte in der Unruhe, die ihn heute peinigte, das Bedürfnis, seine Zweifel an jemanden auszulassen und rief nach einiger Zeit Petersen wieder zu sich.

Als dieser wiederum den Raum betrat, welcher als das Privatkontor des Chefs gleichsam das Heiligtum des Geschäfts war und von allen Angestellten mit scheuer Ehrfurcht betrachtet wurde, fand er den Chef nicht mehr am Stehpulte, sondern

im Lehnstuhle neben dem Ofen sitzend. Von der Gasflamme oberhalb des Pultes fiel das Licht auf den kahlen Kopf des Chefs, und Petersen hatte den Eindruck, daß der alte Herr sehr müde und älter als sonst aussehe. Das gutmütige Gesicht lag in ernsten Falten, die dicken roten Wangen hingen schlaff herab, die Augen hatten einen unsicheren Blick, und etwas Wässeriges glänzte an ihren Rändern, der Atem kam kurz und hörbar aus der Brust hervor. Petersen hatte das Gefühl, daß der Chef den Höhepunkt seines Lebens und seiner geschäftlichen Thätigkeit überschritten habe. Das Jubiläum hatte den Gipfel seines Glanzes gebildet, aber es schien Petersen so, als habe das Geschäft gleich der untergehenden Sonne, wenn Wolken über dem Horizonte stehen, mit hellem feurigen Aufblitzen nur gleichsam einen strahlenden Abschiedsgruß über die Erde hinsenden wollen. Ein wehmütiges Gefühl überkam den jungen Mann, der mit warmem Herzen an seinem Berufe und an dem Geschäfte hing, in welchem er arbeitete. Er hatte eine zu gute Kenntnis der Verhältnisse, um sich nicht ein Bild von den Sorgen machen zu können, die den Chef erfüllen mußten, er hatte sich des öfteren schon gewundert, daß der Chef so sorglos und scheinbar in derselben Meinung befangen sei, die außerhalb des Geschäfts über dessen Glanz und Größe herrschte. Gern hätte er schon bei früheren Gelegenheiten seine Ansicht ausgesprochen, er wußte aber, daß der Chef es nicht leiden konnte, wenn Bedenklichkeit vor ihm auftauchte, daß der Chef mit einem Optimismus, der die Kundigen oft in Staunen versetzte, aber auch mit Besorgnissen erfüllte, alles von der hellen Seite auffaßte und zuversichtlich wie ein unerfahrener Jüngling in große Unternehmungen eintreten konnte.

„Sie ließen mich rufen, Herr Geheimer Kommerzienrat?“ fragte Petersen, indem er vor den alten Herrn hintrat.

„Ja, Herr Petersen, ich habe Sie rufen lassen," sagte dieser, indem er in die Westentasche faßte und seine Dose hervorholte. „Ich habe Sie rufen lassen, weil ich Sie noch einmal zu sprechen wünsche. Sie thaten da vorhin Äußerungen, über die ich Sie noch einmal befragen wollte."

Er nahm eine Prise und steckte die Dose wieder ein, seine Bewegungen hatten etwas Unruhiges und sie schienen der Ausdruck seiner Empfindungen zu sein.

„Nun sagen Sie mal," fuhr er fort, „was dachten Sie sich denn dabei, als Sie vorhin so sprachen? Wie kamen Sie denn auf einmal auf den Gedanken, daß das Werk des Herrn Geheimen Regierungsrat Rudloff nicht gehen würde? Und was haben Sie gegen den Professor Ebmeier? Wollen Sie denn vielleicht behaupten, daß jemand deshalb, weil er ein hoher Beamter oder weil er ein akademisch gebildeter Mann ist, nicht schreiben könne? Wollen Sie behaupten, daß jemand deshalb, weil er eine wissenschaftliche Autorität ist, kein gutes Buch verfassen könne? Oder was wollten Sie sagen?"

Petersen überlegte, ob er auch wohl sagen dürfte, was er dachte. Seine Ansicht war, daß der Chef schon seit einer Reihe von Jahren sich in schwer begreiflicher Art und Weise von Namen und Titeln habe blenden lassen. Seitdem er selber einen großen Titel führte und mehrere Orden erhalten hatte, war der Chef von einer gewissen Schwäche für Vornehmheit befallen worden, und es hatte sich eine Verwechselung der Begriffe in seinem Kopfe vollzogen, indem er Werke von hochgestellten Leuten und solche Werke, welche sich auf vornehme Personen bezogen, für hochstehende Werke hielt. Petersens Blick fiel auf den Teppich vor dem Stehpulte des Chefs und er las die Inschrift, welche dessen Schwester dort mit roter Wolle eingestickt hatte. „Ich stehe auf dem Boden der Wissenschaft," las er und dachte daran, daß das Wort „Wissenschaft"

ein magisches Wort bei Friedrich Schottmüller und der Titel „Professor" in diesem Geschäfte von einem geheiligten Nimbus umgeben sei. Er hätte des alten guten Herrn Liebhabereien und Vorurtheile gern geschont, aber hier handelte es sich doch um das Gedeihen des Geschäfts.

„Herr Geheimer Kommerzienrat," antwortete er, „das habe ich nicht sagen wollen. Ich meine nur, daß das, was dem Publikum imponiert, doch die Verleger selber nicht bestechen darf. Wenn andere große Verlagsgeschäfte die Listen ihrer Mitarbeiter veröffentlichen, so stehen da immer wunderschöne Namen, wenn wir aber näher zusehen, wer die Artikel an den großen Werken wirklich schreibt und wer die Redaktion besorgt, so finden wir, daß es nicht gerade die berühmten Männer sind. Die eigentliche Arbeit wird doch meistens von geschickten Leuten gemacht, die gleich dem Veilchen im Verborgenen blühen."

Der alte Herr lächelte, und das gab Petersen Mut, fortzufahren.

„Ich will damit sagen, daß für uns doch nur die Güte der Arbeit und ihre Brauchbarkeit in Frage kommt. In unserm Verlagskatalog kann ich aber mindestens fünfzig Werke aufweisen, die innerhalb der letzten fünf Jahre erschienen sind und nur Unkosten verursacht haben, während sie sehr angesehene Leute und wissenschaftliche Autoritäten zu Verfassern haben. In unserm Lagerraume sind gegen zwanzigtausend Krebse aufgestapelt, lauter schwergelehrte Werke, und mindestens vierzigtausend Bände, die ganz unverkäuflich sind, lagern auf dem Boden im alten Hause. Sicherlich sind es gute Bücher, sehr gute Bücher in ihrer Art, aber das Publikum hat kein Bedürfnis danach. Wir haben so viele Werke über Staatsrecht und Völkerrecht und römische Verfassung und griechische Republiken verlegt, wie kaum irgend ein anderes

Verlagsgeschäft, und das ist gewiß eine Ehre für die Firma. Auch theologische und philosophische und historische und andere wissenschaftliche Werke sind bei uns in reichster Auswahl vorhanden und die Firma ist berühmt wegen der Gediegenheit ihrer Artikel. Aber ein Geschäft ist mit diesen Büchern nicht gemacht worden. Die Herren Autoren haben stets hohe Honorare erhalten, Druck und Ausstattung sind vornehm, die Kritik hat ihnen Beifall gespendet, aber die Bücher selbst sind uns von den Sortimentern wieder zurückgekommen. Bei etwa fünfzig der letztjährigen Verlagsartikel dieser Art können wir auf je ein verkauftes Exemplar zehn Krebse rechnen."

Der Chef stöhnte, während er diese Darstellung anhörte, und bewegte sich unruhig auf seinem Sitze. Petersen sagte ihm nichts Neues, er wußte das alles selbst, aber er hatte die Erkenntnis der Wahrheit stets in den hintersten Winkel seines Bewußtseins geschoben, um sie nicht zu sehen und nicht von ihr gestört zu werden. Er hatte seine Gedanken lieber auf die angenehmen Seiten des ausgedehnten Geschäfts gerichtet, auf die Bücher, welche gut gingen und ihm regelmäßige Einnahmen brachten, auf die Einkünfte aus der Druckerei, auf den Ertrag der Zeitung; so kam ihm die altbekannte Wahrheit fast wie etwas Neues vor.

„Sie malen das alles viel zu schwarz," erwiderte er mit einem neuen Versuche, sich blind zu machen. „Die Werke, welche Sie meinen, haben auch ihr Publikum. Es könnte einem die Freude am Buchhandel ganz verleiden, wenn man sich sagen müßte, daß ernste, gediegene, wissenschaftliche Werke nur Verlust bringen."

„Das möchte ich auch nicht behaupten, Herr Geheimer Kommerzienrat, nur müssen wir berücksichtigen, daß doch schließlich die Bücher für das Publikum da sind und nicht das Publikum für die Bücher. Es wird vielfach gesagt, das

Publikum sei dumm. Ich kann mich dieser Ansicht nicht anschließen. Das Publikum ist nicht dumm. Die gelehrten Männer pflegen auf die Einfalt der Menge zu schelten, weil ihre Bücher nicht gelesen werden, aber wenn sie es recht verständen, zur Menge zu sprechen, so würde diese ihnen schon zuhören. Die Wahrheit hat eine gewaltige Kraft, nur gibt es nicht viele Autoren, die imstande sind, sie zu verkündigen. Ich bin überzeugt, daß das Gute schließlich immer durchdringt, und daß der einzige Beweis für die Güte eines Buches seine Lebenskraft ist. Deshalb kann man nicht sagen, das Publikum sei dumm. Das Publikum ist der in letzter Instanz entscheidende Richter über den Wert eines Buches und ein Richter, der sich niemals irrt. Aber es gibt viele Gelehrte, die sich in ihr kleines Spezialfach eingebohrt und eingesponnen haben, bis sie endlich meinen, ihr Gespinnst sei für die Welt ebenso interessant wie für sie selbst. Dann schreiben sie Bücher darüber und schelten, wenn die Welt gleichgültig an ihren Büchern vorbeigeht. Wer aber über etwas Wichtiges zu schreiben hat, und in der rechten Weise schreibt, der kann gewiß sein, daß er Leser findet."

„Sie halten mir da einen schönen Vortrag, Herr Petersen," sagte der Chef unwirsch. „Ich höre das mit an, weil ich gern auch einmal junger Leute Ansicht vernehme, aber Sie urteilen beständig über Dinge, die über Ihren Horizont hinausgehen. Was verstehen Sie denn von der Wissenschaft?"

„Ich will nicht weiter lästig fallen," sagte Petersen und wollte sich entfernen.

„Bleiben Sie doch gefälligst jetzt mal hier," rief der Chef. „Sagen Sie erst mal, was haben Sie denn eigentlich mit Professor Ebmeier vorgehabt?"

„Das ist sehr einfach. Der Professor fragte mich, ob sein Artikel über Berufsstatistik honoriert werden würde, und ich

antwortete ihm, dem Kontrakte nach würde er nicht honoriert. Das hat er übelgenommen."

„Wie lautet denn der Kontrakt?" fragte der Chef.

„Herr Geheimer Kommerzienrat," sagte Petersen, „im Kontrakte steht nichts darüber. Ich möchte mir erlauben, die Sachlage mit kurzen Worten darzustellen. Der Vorgänger des Herrn Professors hatte dreitausend Mark Gehalt und schrieb den größten Teil der „Annalen" selbst, ohne jemals für das, was er schrieb, Honorar zu erhalten. Der Herr Professor hat zehntausend Mark Gehalt und hat in diesem halben Jahr seiner Redaktion erst einen einzigen Artikel geschrieben, für den er Honorar beansprucht. Die „Statistischen Annalen" kosten beinahe doppelt so viel wie bei dem Vorgänger des Professors, denn außer dem hohen Gehalte des Redakteurs liegen noch die Honorare für die Mitarbeiter darauf. Ich kann ihnen vorrechnen, daß wir bei den „Annalen" jährlich fünfzehntausend Mark zusetzen, wenn das so weiter geht."

Der Chef machte ein sehr ernstes Gesicht. „Ich habe den Herrn Professor engagirt, um die Publikation in die Höhe zu bringen," sagte er. Die „Annalen" sind für mich eine Sache der Repräsentation. Die Fachschriften haben auch sogleich unsern „Annalen" größere Beachtung geschenkt. Sie wissen das nicht so, Herr Petersen, aber die Professoren bilden unter sich eine Koterie und lassen nur das gelten, was einer von ihnen macht. Das Publikum aber richtet sich nach dem Urteile der Gelehrten. Das ist auf allen Gebieten der Litteratur so. Das zeigt Ihnen aber auch, junger Mann, wie wenig Sie das wahre Verhältnis zwischen Autor und Verleger auf der einen und dem Publikum auf der anderen Seite kennen, Sie mit Ihren Redensarten von — ich weiß nicht was."

„Ja, die Fachschriften schenken den „Annalen" Beachtung, das heißt: Die Kollegen des Herrn Professors Ebmeier lagern

jetzt ihre Artikel in unsern „Annalen“ ab, freuen sich, Geld zu bekommen und sich gedruckt zu sehen und loben dafür Ebmeier in ihren eigenen Blättern. Aber das bringt alles nichts ein, die Kollegen arbeiten sich einander in die Hände und schmeicheln sich einer dem andern, aber das Publikum bekümmert sich um die ganze Geschichte nicht. Wir als Buchhändler wollen doch verdienen. Was kümmert uns die Eitelkeit der Professoren? Es ist viel besser, die „Annalen“ eingehen zu lassen, wenn wir sehen, daß wir dabei zusetzen müssen. Und das müssen wir. Es werden der Abonnenten mit jedem Quartal weniger.“

„Die „Annalen“ eingehen lassen! Wie Sie da nun wieder ins Zeug gehen! Das leidet denn doch die Ehre der Firma nicht. — Sie können wieder an Ihre Arbeit gehen, Herr Petersen. Die „Annalen“ eingehen lassen!“

Der alte Herr nahm eine Prise, um sich in seinem Ärger, in seiner Verlegenheit und in seinen Sorgen mit dieser gewohnten Labung zu stärken, Petersen aber ging ohne ein ferneres Wort hinaus. Er war nicht unzufrieden mit dem Ergebnis der Unterhaltung, obwohl er nicht gut behandelt worden war. Er hing viel zu sehr an dem guten alten Herrn, um ihm zürnen zu können, und er sagte sich, daß seine Worte ihren Eindruck nicht verfehlt hatten.

Viertes Kapitel.

Als Petersen an diesem Abend um sieben Uhr aus dem Geschäfte kam und mit gesenktem Kopfe langsam und nachdenklich den Weg zu seiner Wohnung verfolgte, hörte er, als er etwa zwanzig Schritte an dem Niedermeyerschen Laden vorüber war, hinter sich seinen Namen rufen und erkannte beim Scheine der Straßenlaterne einen Mann, der ihm nachging. Er blieb stehen. Der Mann, der ihn angerufen hatte, war von schlanker, schmaler Figur, hatte einen flüchtigen Gang und sah mit glänzenden schwarzen Augen aus einem etwas blassen Gesichte hervor.

„Was machen Sie, Petersen, wie geht es Ihnen?“ fragte er. „Sie gehen ja so trübselig einher. Noch etwas Haarweh vom Festdiner?“

„Nein, ich danke, ich bin ganz munter. Wie ist es Ihnen bekommen, Niedermeyer?“

„Famos! Ja, wenn der alte Schottmüller etwas losläßt, da ist es nobel. Ich war etwas angeraucht den Abend, das ist wahr. Und wir saßen nachher noch bis vier Uhr bei Borchert. Hatten einen riesigen Ulk. Aber der Stoff war gut. Ganz noble Weine hatte der alte Schottmüller aufgesetzt, und dann bekommt es auch gut.“

„Freilich,“ entgegnete Petersen.

„Wohin gehen Sie?“ fragte Niedermeyer.

„Ich wollte nach Hause.“

„Haben Sie nicht Zeit, erst noch ein Glas Bier mit mir zu trinken?"

„Wirklich nicht, so gern ich es thäte. Wollte nach Hause."

„Sagen Sie mal," fing Niedermeyer nach einer Pause wieder an, „da ist ja auch eine Verlobung in Ihrem Hause vorgefallen. Fräulein Schottmüller soll sich mit dem flotten Busstedt verlobt haben. Aber Karten sind noch nicht verschickt?"

„Ich habe davon reden hören, aber da es noch nicht angezeigt worden ist, habe ich weiter keine Notiz davon genommen."

„Ich hörte, die Alte hätte es gemacht. Er soll gar nicht sehr entzückt davon sein — wie man so spricht. Es ließe sich denken, denn das wäre eine Partie, die dem Alten tief in den Geldbeutel schneiden dürfte."

„Ich habe gar keinen Verkehr mit der Familie und bekümmere mich nicht um ihre häuslichen Angelegenheiten," sagte Petersen.

„Hm," machte Niedermeyer. „Hören Sie, Petersen," sagte er dann, „ich hätte gern einmal ein paar Worte im Vertrauen mit Ihnen geredet über etwas, was Sie interessieren würde. Haben Sie nicht ein halbes Stündchen Zeit?"

„Wenn es etwas Geschäftliches ist, gern," entgegnete jener. „Lassen Sie uns zu Borchert gehen, das ist ja ganz nahe."

Sie gingen schweigend eine Strecke weit nebeneinander her, und Petersen überlegte, was der Kollege Niedermeyer ihm wohl Geschäftliches zu sagen haben könne. Denn daß es etwas Geschäftliches sein würde, daran zweifelte er nicht. Bei Borchert setzten sie sich einander gegenüber, so daß nur der schmale Tisch zwischen ihnen stand, und Petersen blickte den Kollegen forschend an. Niedermeyer zeigte ein ungemein freundliches Gesicht, seine weißen Zähne glänzten aus dem schwarzen Barte

hervor, und seine schwarzen Augen, die, unähnlich anderen schwarzen Augen, nicht die unergründliche Tiefe hatten, von der die Dichter singen, sondern eher flach aussahen, funkelten listig wie die eines Fuchses.

„Unter uns gesagt,“ fing Niedermeyer an, „Sie wissen, ich bin ein gerader Kerl, der sich nicht mit Umschweifen aufhält, Petersen — wir haben schon seit einiger Zeit unser Augenmerk auf Sie gerichtet, Petersen. Sie wissen, unser Geschäft hat sich in der letzten Zeit sehr ausgedehnt. Unser Verlag ist ziemlich bedeutend geworden, dazu haben wir das Sortimentsgeschäft, das doch eine gute Milchkuh ist, beibehalten. So gibt es denn immer alle Hände voll zu thun. Wir können tüchtige Leute gebrauchen.“

Niedermeyer hielt inne, und Petersen blickte ihm in ruhiger Erwartung ins Gesicht.

„Natürlich denkt mein Vater nicht daran und denke ich auch nicht daran,“ fuhr jener fort, „dem alten Schottmüller einen Tort zu spielen und Sie ihm abspenstig zu machen. Wir stehen in den besten Beziehungen zu Ihrem Hause, und es wäre nicht nobel, wenn wir da — Sie verstehen schon. Nur wollte ich Ihnen sagen, daß Sie für den Fall, daß Sie einmal wünschen sollten, sich zu verändern, jederzeit bei uns eine offene Stelle finden würden. Ich hoffe, Sie verstehen mich nicht falsch, und die Sache bleibt jedenfalls unter uns.“

„Vor allem,“ erwiderte Petersen, indem er sein Gegenüber mit durchdringendem Blicke betrachtete, „sagen Sie mir, welche Gründe Sie haben, mir das gerade jetzt zu sagen. Ich kenne doch die Firma Niedermeyer gut genug,“ fügte er lächelnd hinzu, „um zu wissen, daß da alles Zug um Zug und nichts ohne gehörigen Grund geschieht.“

Der junge Niedermeyer lächelte ebenfalls. „Wir beide brauchen ja nicht miteinander Verstecken zu spielen,“ sagte er.

„Also nur ruhig die Karten auf den Tisch. Meine Ansicht ist die, daß die Firma Schottmüller, wenn sie in dem jetzigen Zuge weiterfährt, innerhalb Jahresfrist aus dem Geleise kommt. Friedrich Schottmüller arbeitet seit einigen Jahren schon mit Verlust, und es braucht nur ein gehöriger Anstoß zu kommen, so schlägt die Karre um."

Petersen veränderte keine Miene, und sein Schweigen veranlaßte Niedermeyer weiter zu sprechen.

„Ich habe ein Projekt," sagte er. „Das Geschäft läßt sich von dem kleinen Platze aus nicht mehr in der gehörigen Weise betreiben. Meine Brüder mögen bei dem Alten hier bleiben. Ich aber gehe nach Leipzig. Gehen Sie mit mir, so gebe ich Ihnen sechstausend Mark Gehalt."

„Ich nehme Ihr Anerbieten auf, wie es gemacht ist," entgegnete Petersen, „als ein Zeichen alter Freundschaft. Aber — ich kann es nicht annehmen!"

„Warum nicht? Trauen Sie der Sache nicht? Ich denke, wir werden ein Geschäft machen. Denken Sie an die Zeit, wo wir zusammen in der Königsstraße beim alten Scheffler auf dem Kontor saßen! Wie oft haben wir da Pläne gemacht! Ich denke, wir verstehen den Rummel. Kommen Sie, Petersen, wir beide zusammen schmeißen den ganzen Buchhandel über den Haufen."

„Das ist alles ganz gut, Niedermeyer, und ich zweifle auch nicht daran, daß Sie Erfolg haben werden. Aber es ist da etwas — Sie werden es vielleicht einfältig von mir finden — aber ich bin nun einmal so. Ich kann nicht los. Ich mag den alten Schottmüller nicht verlassen. Er hat mir eben erst Zulage gegeben. Nein, ich bleibe auf dem Posten. Sagen Sie nichts mehr, Niedermeyer, es nützt Ihnen nichts, ich gehe nicht weg."

„Das ist ein Fehler, Petersen. An jeden Menschen tritt einmal im Leben das Glück heran. Es zeigt sich, es kommt in

die Nähe, es kommt so nahe, daß man es mit der Hand fassen kann. Wenn man dann nicht zugreift, gleitet es vorüber und kehrt niemals zurück."

„Woran aber soll man erkennen, daß es wirklich das Glück ist? Die Erscheinung kann auch täuschen, und man greift nach einem bloßen Schatten. Man soll immer seine Pflicht thun, das ist das einzige sichere Glück, und mein Gefühl sagt mir, daß es nicht schön wäre, den alten Schottmüller jetzt zu verlassen. Nein, lassen Sie es gut sein, Niedermeyer, Sie kriegen mich nicht herum."

„Nun, so sprechen wir von etwas anderem," sagte Niedermeyer. Er war sichtlich enttäuscht, und es war ihm anzusehen, daß er Petersens Weigerung für eine Thorheit hielt und darüber nachsann, welches die wahren Gründe sein möchten, die den vermögenslosen jungen Mann abhielten, ein so vorteilhaftes Anerbieten anzunehmen. Aber das Gespräch wandte sich in der That gleichgültigen Dingen zu, und der interessante Gegenstand ward nicht mehr berührt. Nach kurzer Zeit brachen sie auch auf, und Petersen schritt seiner Wohnung zu. Er konnte nicht umhin, an Niedermeyers Anerbieten ferner zu denken, und er sagte sich, daß dessen Plan ein guter sei. Leipzig war ein Platz, auf den er selbst immer aus der Ferne ein Auge, zuweilen auch beide Augen gerichtet hatte. Er konnte sich jedoch der Vermutung nicht erwehren, daß Karl Niedermeyer noch einen ganz besonderen Grund für seinen Plan habe, einen Grund, der außerhalb der geschäftlichen Rücksichten lag. Es war in der Stadt die Rede davon gewesen, daß Karl Niedermeyer sich um Anna Schottmüller beworben habe. Sollten nicht Ärger und Verdruß über Annas Verlobung mit dem Leutnant von Busstedt bei ihm mit im Spiele sein? Diese Vermutung bewegte Petersens Gemüt mehr als Niedermeyers Vorschlag selbst. Er konnte sich vorstellen, was ein Mann

empfinden mußte, der in Niedermeyers Lage war. Konnte er selbst doch Annas Bild nicht aus seinem Herzen loswerden, obwohl er sich niemals unterfangen hatte, irdische Wünsche an himmlische Erscheinungen zu hängen. Er begriff den unglücklichen Karl Niedermeyer. Fast bereute er es, dessen Vorschlag nicht angenommen zu haben. Wenn er sich die Gestalt Busstedts vor Augen führte, wenn er im Geiste Anna an der Seite dieses Offiziers erblickte, so regte sich in ihm ein Sturm von Gefühlen, die ihm die weiteste Entfernung von Neustadt als wünschenswert erscheinen ließ. Da war Amerika, da war eine Insel im stillen Ozean noch besser als Leipzig. Dennoch hielt es ihn.

Mit diesen Überlegungen verbrachte Petersen den Abend, und solche Gedanken beschäftigten ihn noch am folgenden Morgen, während er an seinem Pulte stand. Im Kontor des Chefs aber gingen an diesem Tage Dinge vor, welche für ihn selbst von großer Bedeutung werden sollten.

Nur ungern ließ der Herr Geheime Kommerzienrat, welcher so gern den Abend seines Lebens im ruhigen Genusse des Erworbenen verbracht hätte, Sorgen und Mühen an sich herankommen, aber eine unheimlich drohende Macht, die aus der Ferne ihre düstere Gestalt sehen ließ, schien von seinem Gemüte Besitz genommen zu haben. Er hatte unruhig geschlafen, und heute morgen hielt er eine ernste langdauernde Unterhaltung mit dem Kassierer. Diese Unterredung hatte nichts Aufheiterndes für den Chef, und seine sonst so offene und lachende Miene war unter nachdenklichen Falten ganz verschwunden.

„Ich habe noch etwas mitzutheilen,“ sagte der Kassierer nach einer langen Pause, „etwas, wovon ich sehr ungern spreche. Es geht mich direkt nichts an, es ist eine Privatsache, aber ich halte es doch für meine Pflicht, es zur Sprache zu

bringen, und wenn sie es nicht für ungut nehmen wollen, Herr . . ."

„Bitte, sprechen Sie ganz frei, sagen Sie mir alles," entgegnete der Chef, indem er erwartungsvoll und besorgt die Augenbrauen emporzog. Der Kassierer fing an. Er erzählte, daß ihm im Verkehr mit dem Bankier des Hauses und mit den anderen Geschäftsleuten schon mehrfach Bemerkungen über die Verhältnisse des Herrn Leutnant zu Ohren gekommen seien. Der Herr Leutnant brauche unverhältnismäßig viel Geld, und man wundere sich in der Stadt über den Kredit, den ihm der Vater eröffnet haben müsse. In den letzten Tagen sei aber gar eine Persönlichkeit von zweifelhaftem Rufe, ein Mann, der von manchen soliden Geschäftsleuten geradezu ein Wucherer genannt werde, ein Mann Namens Silberstein, zu ihm, dem Kassierer, gekommen und habe Erkundigungen eingezogen, die zu der Befürchtung Anlaß gäben, daß der junge Herr in bedenkliche Wechselgeschäfte verwickelt sei. Der Kassierer meinte, es handle sich um sehr erhebliche Summen.

Der alte Herr stöhnte tief und warf einen Blick auf das Bild seines verstorbenen Vaters an der gegenüberliegenden Wand. Der Kassierer folgte diesem Blicke und dachte, es sei am besten, nun nichts mehr hinzuzufügen. Er zog sich still zurück, und der Chef blieb mit seinen Gedanken allein. In schmerzlicher Bewegung sah er lange auf die Zeichnung, die vor vierzig Jahren von einem talentvollen Maler angefertigt worden war und den früheren Chef und Begründer des Hauses in lebensvoller Treue darstellte. Oft hatte er dieses Bild mit dem Gedanken betrachtet, daß sein Sohn Ähnlichkeit mit seinem Vater habe, und hatte sich mit der Hoffnung getragen, daß die Energie und das geschäftliche Glück, welche die Firma auf stolze Höhe gebracht und dort erhalten hatten,

in dem Sohne ihre Wiedergeburt feiern würden. Sich selbst machte er in manchen Stunden heimliche Vorwürfe, indem er sich sagte, daß er sich mit dem Vater nicht messen könne. Wohl hatte er das Geschäft in ganz anderer Weise in Blüte gebracht als es der Vater vermocht, aber er sagte sich doch, daß das Fundament von dem Seligen gelegt und daß die Keime zu späterem Wachstum alle schon von jenem gepflanzt worden waren. Er mußte sich sagen, daß jene Strenge und Sorgfalt, die den Anfang und das erste Emporkommen des Geschäfts geleitet hatten, ihm selber nicht in dem Maße eigen waren, wie der Vater sie besessen, und daß bei ihm das Glück das meiste und beste gethan hatte. Als sein Sohn noch ein Knabe gewesen war, hatte er mit stolzer Freude die Ähnlichkeit zwischen dem Bilde des Großvaters und dem Kinde betrachtet; wenn er jetzt wieder verglich, so war es ihm, als blicke der Vater vorwurfsvoll von der Wand herab. In den Zügen des zum Manne herangewachsenen Enkels war kaum noch eine Ähnlichkeit mit dem Großvater zu entdecken, und dieser schien zu fragen: was hast du aus deinem Sohne gemacht? Ist dieser verschwenderische, mit sich selbst unzufriedene Sybarit die Stütze der Firma?

Der Geheime Kommerzienrat machte sich Vorwürfe. Wider besseres Wissen hatte er fremden Einflüssen in der Erziehung des Sohnes nachgegeben. Wie oft war er innerlich überzeugt gewesen, daß Friedrich nicht den rechten Weg geführt werde, und doch hatte er nicht die Kraft besessen, den Lauf der Dinge zu bestimmen. Es schien, als hätte der Reichtum des Hauses eine verderbliche Macht, indem er die Einfachheit verbannte, welche das wirksamste Mittel zur Charakterbildung ist. Und welch ein schwerer Fehler war es endlich gewesen, den so leicht zu verführenden Jüngling in die Laufbahn des Offiziers zu bringen, anstatt ihn auf das Kontor zu setzen! Wie hatte er

sich später nur bei dem Gedanken beruhigen können, daß Friedrich doch unter seinen Augen bleibe, indem es gelang, ihn als Leutnant zu der Schwadron zu bringen, die in Neustadt garnisonierte! Sollte es nun wirklich mit dem Hause Friedrich Schottmüller so gehen, wie der Volksmund sagt, daß nämlich der Großvater es beginnt, der Vater es vollendet und der Sohn es zerstört? War die Firma auf dem Punkte angelangt, wo die Bogenlinie sich nach unten senkt, und glitt sie wirklich thalwärts? War das Jubiläum, welches fünfzig Jahre erfolgreicher Arbeit und den Höhepunkt stolzer Größe bezeichnet hatte, der Markstein des Niedergangs, der Wendepunkt vom Glück zum Unglück?

Mehr noch als das Geld selbst, welches er voraussichtlich verlieren mußte, schmerzte den alten Herrn die Thatsache, daß sein Sohn überhaupt wieder Schulden gemacht hatte. Er zweifelte keinen Augenblick daran, daß der Kassierer recht hatte. Vor vier Jahren hatte er zuerst Schulden für Friedrich bezahlt, und er dachte nun mit Ärger und Kummer an die eigene Blindheit, in der er sich damals über diese Schulden gefreut hatte. Seine Frau hatte ihm die Sache so anmutig vorgestellt, daß auch er ein Zeichen munterer Lebenslust und kavaliermäßigen Benehmens seines Sohnes in dessen Schulden erblickt hatte. Dazu war die Summe so unbedeutend gewesen, daß er über die Verpflichtung der Firma Friedrich Schottmüller, für den Erben einzutreten, gelächelt hatte. Indem er damals bedachte, wie groß die Opfer wären, welche er im Notfalle für den einzigen Sohn bringen könnte und würde, waren ihm die zweitausend Mark, die seine Frau verlangte, lächerlich gering vorgekommen. Aber zwei Jahre später hatte das Ding schon ein anderes Gesicht gezeigt. Die Leichtigkeit, womit Friedrich das Geld erlangt hatte, war verführerisch für ihn gewesen, er trat jetzt mit dem zehnfachen Betrage der

ersten Schulden auf, und es lag die Vermutung nahe, daß er etwas gethan hatte, was dem Vater als das unsolideste und strafbarste von allem erschien: daß er nämlich gespielt hatte. Damals hatte Friedrich versprochen, sich zu bessern und hatte auch die Versicherung gegeben, daß er alle seine Verpflichtungen eingestanden habe. Es waren seitdem zwei Jahre vergangen und der Vater hatte sich der Hoffnung hingegeben, Friedrich werde mit dem reichlichen Zuschuß auskommen, werde sich, wie es von jungen Leuten aus guten Familien heißt, die Hörner abgelaufen haben. Und nun — —?

Der Geheime Kommerzienrat drückte auf den Knopf der elektrischen Klingel neben seinem Pulte, und ein Diener trat in das Zimmer. Schottmüller wollte Gewißheit haben. Er befahl dem Diener, nach dem Gartenhause zu gehen und den Herrn Leutnant auf das Kontor zu bestellen.

Der Diener blickte nach dem Regulator und zögerte. „Der junge Herr werden jetzt nicht zu Hause sein,“ sagte er. Als alter Angehöriger des Hauses und Gehilfe in der Packstube hatte er sich nie an den Leutnantstitel des Erben gewöhnen können.

„Dann erkundigen Sie sich, wo mein Sohn ist, und sagen Sie ihm, ich wünschte ihn so schnell als möglich zu sprechen.“

Der Diener ging. Er wußte ganz genau, wo der junge Herr um diese Zeit war. Er fand jedoch, daß es klug sei, nichts Anstößiges vorzubringen, und sagte deshalb nichts davon, daß der Herr Leutnant gegen die Mittagsstunde regelmäßig in die Weinstube neben der Katharinenkirche ging, wo der Versammlungsort der Löwen von Neustadt war.

Friedrich kam. Er schritt mit klirrenden Sporen durch das große Kontor auf die Thür zu seines Vaters Zimmer los, aber das Herz schlug ihm heftig an die Rippen, als er diese

Thür öffnete. Es gab eine Unterredung da drinnen, die dem jungen Manne unendlich lang und peinlich erschien, und als er nach Verlauf einer Stunde mit gerötetem Gesichte wieder herauskam, blieb der Vater in schwerer Sorge zurück. Die Summe war noch weit größer, als seine schlimmsten Befürchtungen erwarten ließen.

Der Geheime Kommerzienrat rief, sobald er sich von der ersten Bestürzung erholt hatte, den Prokuristen zu sich und überlegte mit ihm, was zu thun sei, um eine so große Summe mit möglichst geringem Nachtheile für den Geschäftsbetrieb zu bezahlen. Der Prokurist erschrak, als er die Summe nennen hörte.

Die Überlegung war schwierig. Der alte Herr trocknete sich mehrere Male mit bebender Hand den Schweiß von der Stirn und seufzte. Zorn und Betrübnis erfüllten ihn mehr und mehr, als er sah, welche Ungelegenheiten ihm entstanden. Bezahlt mußte die Summe werden, das erforderte die Ehre des Hauses. Aber wie? Wie war es möglich, gerade jetzt, in einem so ungünstigen Zeitpunkte, so viel bares Geld herauszunehmen?

Es kommen Zeiten, in denen die auf dem rollenden flüchtigen Rade dahin eilende Göttin dem Sterblichen fliehend den Rücken zuwendet. Eben noch sah er ihr Antlitz, es schien ihm heller und freundlicher als jemals zu lächeln, und trügerische Sicherheit wiegt ihn ein. Er glaubt sich im Hafen, er dünkt sich geborgen, und die tief in seiner Seele schlummernden Wünsche, welche sich unter dem harten und lauten Getöse des Weltgetriebes nicht hervorwagten, werden lebendig.

Unter dem erwärmenden Strahle der Glückssonne erhebt die von der kalten Weltklugheit gebändigte eigenste Seele das Haupt und glaubt ein Recht auf Leben zu haben.

Wachsamkeit und Vorsicht schlafen ein, der eherne Panzer der Zurückhaltung gleitet von den Schultern, die Maske des erworbenen Charakters fällt ab, und das wahre Gesicht, der angeborene Charakter möchte sich dem Himmel zuwenden. Das ist die Zeit, wo die trügerische Göttin sich abkehrt, das ist die Stunde, wo hageldicht auf den unbeschützten Leib die Geschosse des Unheils sich richten. Nun drängen sich die Unglücksbotschaften, nun öffnet sich der Abgrund vor dem entsetzten Blick.

Der gute alte Herr Schottmüller hatte geglaubt, er dürfe dem Glücke trauen. Er hatte sich mehr und mehr darauf verlassen, daß das Glück ihm gewogen sei und daß er selbst auch glücklich machen dürfe. Er hatte immer gern gegeben, er wollte frohe Gesichter um sich sehen, und in den letzten Jahren hatte er mit einer gewissen Sicherheit gegeben. Es machte ihm Vergnügen, den Autoren gute Honorare zu zahlen, und er hatte seine Augen nicht der Thatsache geöffnet, daß so viele seiner Bücher sich in Krebse verwandelten. Er hatte seine Augen mehr und mehr vom Geschäfte ab und auf seinen Garten gerichtet. Er liebte die Blumen, er lebte mit den Bäumen, und wenn er zwischen den schönen Pflanzungen einherschritt, sich mit den Gärtnern unterhielt, den Duft der Erde und ihrer bunten Kinder einsog und den Frieden der Natur atmete, vergaß er, daß „Mensch sein" ein „Kämpfer sein" heißt.

Nun waren Tage gekommen, in denen der Kampf sich meldete. Das Getriebe der Welt war weiter gegangen und es erinnerte den glücklichen Pflanzer daran, daß er Inhaber eines großen Geschäfts sei. Er hatte den Kampf und Drang des Geschäftslebens vergessen, aber der Kampf und Drang nicht ihn. Nicht genug, daß Petersen ihn an die Wunden des Geschäfts erinnert hatte, nicht genug, daß er heute er=

fahren mußte, in welche Verlegenheiten der eigene Sohn ihn stürzte — er sollte heute noch eine Nachricht erhalten, die gewichtiger auf sein armes Haupt niederfiel als alle übrigen schlimmen Schläge.

Der Geheime Kommerzienrat hatte sich seit Jahren nicht nur mit dem Buchhandel beschäftigt, sondern auch andere Geschäfte betrieben, welche bis jetzt so gewinnreich gewesen waren, daß sie dem Erwerb aus dem ersteren beinahe gleichwertig gewesen waren. Mit verhältnismäßigem Gleichmute konnte der alte Herr Verluste in seinem eigentlichen Geschäfte ertragen, wenn er an seinen Gewinn aus den schlesischen Bergwerken dachte. Noch gestern, als Petersen ihm so große Verluste der Firma vorgerechnet hatte, war er mit dem Fluge tröstlicher Gedanken nach Schlesien gezogen und hatte sich gesagt: „Ich stehe auf zwei Beinen. Sollte das eine Bein wirklich einmal schwach werden, so falle ich deshalb doch nicht um, sondern stütze mich auf das andere.“ Heute aber sollte er zu seinem Schrecken erfahren, daß nicht nur das Buchhändler-, sondern auch das schlesische Bergwerksbein Schwäche verrieten.

Der Buchhalter Meiners trat ein und brachte eine Depesche. Der Chef nahm ihm das Papier aus der Hand und öffnete es. Er las, dann veränderten sich plötzlich seine Züge, und mit einem Ächzen sank er zusammen. Kaum konnten der Prokurist und der Buchhalter ihn noch halten und vor dem Sturze auf die Dielen schützen. Sie legten den schweren Körper in den Lehnstuhl und waren in Furcht, daß ein Schlaganfall über den alten Herrn gekommen sei. Als aber Meiners ein Glas Wasser herbeigeholt hatte und ihm Stirn und Schläfen benetzte, schlug der Chef bald wieder die Augen auf. Es war nur eine vorübergehende Schwäche gewesen, und nach einer Viertelstunde war er wieder hergestellt. Er hatte

nicht zugeben wollen, daß ein Arzt geholt würde, weil er das Aufsehen vermeiden wollte.

Unterdessen hatte der Prokurist die Depesche aufgenommen, sie gelesen und dem Buchhalter gegeben. Beide Männer sahen einander mit bedeutungsvollem Blicke an. Die Firma Brosicke in Breslau, Friedrich Schottmüllers Stütz- und Angelpunkt für die schlesischen Bergwerksgeschäfte — hatte ihre Zahlungen eingestellt.

Es kamen Tage der Sorge, Tage, an denen die ernste Miene des Chefs und seine fast ununterbrochene Anwesenheit im Kontor das Personal mit der Ahnung eines schweren Unglücks erfüllte. Gleich einer düsteren Wolke hing es über dem Hause, und die Dunkelheit erschien um so schwärzer, als noch so kurz vorher alles von Licht erfüllt gewesen war. Täglich war der Chef stundenlang mit dem Prokuristen, dem Kassierer und dem Buchhalter in seinem Kontor beisammen, und auf dem Antlitze dieser Würdenträger der Firma spiegelte sich für die untergeordnete Schar die Sorge des Chefs wieder. Es galt zu ordnen, zu retten, es galt aus den Trümmern hervor die noch aufrechten Säulen und Ecksteine des Gebäudes zu einem neuen Bau zusammenzufügen.

Wie aber im Drange der Schlacht die Stimme der Krieger nach dem Führer ruft, so ward bei den Beratungen im Kontor des Chefs unter den treuen Beratern und Mitarbeitern des alten Herrn, erst leise, dann lauter der Name eines jungen Mannes genannt, der bis jetzt unscheinbar zur Menge gehört und ohne sonderliche Beachtung von seiten der Großen seine Arbeit gethan hatte. Der Name Petersen tauchte auf, und es schien, als knüpfe sich an diesen Namen Hoffnung. Sowohl der Prokurist als auch der Kassierer, besonders aber der alte Buchhalter wußten jetzt, wo es sich um praktische Maßregeln zur Ordnung der verwirrten Angelegenheiten handelte, nicht

genug den Scharfblick, die umsichtige Klugheit und die Arbeitskraft dieses jungen Mannes zu loben. Noch zauderte der Chef, er erinnerte sich seiner letzten Unterhaltung mit Petersen, und es war ihm ein demütigendes Gefühl, in seinem Alter und bei seiner Erfahrung jetzt an den Rat eines so jungen Mannes zu appellieren, den er erst kürzlich getadelt und zurechtgewiesen hatte. Zugleich aber empfand er selbst die Überlegenheit des Verstandes, welche ihm bei vielen Gelegenheiten im Umgange mit Petersen entgegengetreten war und ihn zuweilen verdrossen hatte. Unter dem Einflusse der alten Freunde und Diener des Geschäfts siegte endlich die geschäftliche Klugheit, und er entschloß sich, Petersens Ansicht zu hören und ihm eine entscheidende Stimme in der Beratung über die Fortführung des Geschäfts zu gewähren.

Petersen blickte verwundert auf, als der alte Buchhalter ihn rief und ihm mitteilte, worum es sich handelte. Bescheiden trat er in das innere Heiligtum, wo der Chef müde und wie gebrochen im Lehnstuhle saß, wie damals, als er zuletzt mit ihm gesprochen hatte. Aber das Vertrauen, welches man in ihn setzte, sollte nicht getäuscht werden. Der junge Mann zeigte, als die gemeinsame Beratung vor sich ging, eine Kenntnis des Schottmüllerschen Geschäfts, welche die Anwesenden in Staunen versetzte, und eine ruhige Klarheit, eine einschneidende Schärfe des Urteils, welche die Hörer gefangen nahm. Wie er so mit den von Intelligenz leuchtenden Augen unter ihnen stand, ging ein Zauber von seiner Persönlichkeit aus, dem auch der Chef sich nicht entziehen konnte. Und seine Ansicht gab den Ausschlag. Es wurden entscheidende Beschlüsse gefaßt. Ein bedeutender Teil des Geschäfts sollte fallen, gleich dem im Sturme zertrümmerten Maste, den die Axt der Matrosen über Bord sendet. Der Rest des Verlags, namentlich die Lehrmittelanstalt, der

Vertrieb der Schulbücher, sollte mit erhöhter Kraft betrieben werden. Die „Statistischen Annalen“ sollten sogleich aufgegeben und Professor Ebmeier mit der ausbedungenen Entschädigungssumme entlassen werden. Alle laufenden Publikationen, welche nichts abwarfen und welche aussichtslos waren, sollten aufgegeben und der Verlag allein auf die sicheren und gangbaren Werke beschränkt werden. Friedrich sollte sofort seinen Abschied nehmen und in das Geschäft eintreten, um unter der Leitung des Prokuristen zu arbeiten und zu lernen. Die Bezahlung seiner Schulden sollte dem Kassierer übertragen und es sollte dabei versucht werden, die Summe zu vermindern, da augenscheinlich übertriebene Forderungen von seiten unsolider Leute gemacht wurden, welche auf die Offiziersstellung des jungen Mannes spekulierten.

Was aber das Wichtigste war: Petersen selbst sollte nach Leipzig gehen und dort eine Kommandite des Schottmüllerschen Verlags gründen. Er sollte sich bestreben, den noch lebenskräftigen Stamm der Buchhandlung dort den Anforderungen der Zeit gemäß zur Entfaltung neuer Zweige und Blüten zu bringen. Es war einleuchtend, daß der Betrieb des Geschäfts viel Veraltetes hatte und in der Bequemlichkeit ruhigen Wohlstandes schläfrig geworden war.

Der Gedanke, Petersen nach Leipzig zu schicken, ging vom Chef selber aus, und es mochte wohl der Wunsch des alten Herrn, einen energischen Aufpasser und Dränger nicht so ganz nahe zu haben, mitgesprochen haben. Aber Petersen nahm die Idee mit Freuden auf. Seine Überzeugung war, daß dies eine richtige Maßregel sei; die Absicht des jungen Niedermeyer, nach Leipzig zu gehen, war bei ihm unvergessen, und er hatte eine gute Meinung von dessen geschäftlichem Verständnis.

Als dies alles besprochen und vereinbart worden war, zeigte sich der Chef sehr angegriffen und matt. Er fuhr in Begleitung des Prokuristen nach Hause. Auch blieb die Erschütterung der letzten Zeit nicht ohne dauernde Einwirkung auf seine Gesundheit. Er erschien in den nächsten acht Tagen nicht wieder im Kontor, und täglich begaben sich der Prokurist und Petersen hinaus, um draußen im Gartenhause mit dem alten Herrn zu verhandeln. Die beschlossenen Maßregeln wurden unverzüglich ins Werk gesetzt.

Mit Gedanken eigener Art betrat Petersen dieses Gebäude, das ihm bis jetzt beinahe wie das unnahbare Schloß im Märchen erschienen war. Man mußte eine lange Gartenmauer entlang gehen, und an zwei Stellen eröffneten Gitterthüren den Einblick in gewundene Wege zwischen Gesträuch und hochragenden Bäumen, auf Rasenplätze und Blumenbeete, die jetzt schon von den Gärtnern ihre Wintertoilette erhielten. Petersen verlangsamte seinen Schritt und sah träumend in dies Paradies hinein. Leipzig füllte sein Denken doch nicht so ganz aus, daß er hätte vergessen können, welche Gestalt ihm so oft die Einbildungskraft als hier wandelnd vorgemalt hatte. Er bekam jetzt niemals etwas von der Familie zu sehen. Eine fast beängstigende Ruhe war dem fröhlichen Lärme der Festtage gefolgt. Er wurde regelmäßig von den Dienern in das Privatzimmer des Geheimen Kommerzienrats geführt, welches zu ebener Erde nahe dem Eingange lag, und entfernte sich von dort, ohne jemand außer dem Chef gesprochen zu haben.

Erst am letzten Tage vor seiner Abreise ward er von dem Diener einen anderen Weg geführt. Es war ein heller warmer Herbsttag, und der alte Herr hatte einen Spaziergang durch den Garten unternommen. Petersen folgte dem Diener durch den Gartensalon, und in der Thür, welche auf die Terrasse

hinausführte, zeigte ihm dieser ein kleines Gartenhaus im Hintergrunde mit dem Bemerken, der Herr werde dort zu finden sein.

Der Herbst hatte einige Bäume bereits entblättert, die anderen mit bunten Farben überkleidet, in der klaren Luft glitzerten die fliegenden Fäden, welche der Volksmund den Altweibersommer nennt, und die Sonne zeigte den schönen großen Garten in hellem munterem Lichte. Petersen schritt auf einem Wege dahin, den viel gelbe Blätter bedeckten, und sah jenseit einer weiten Rasenfläche die gelblichen Wände und rot schimmerden Fenster des Sommerhäuschens aus dunklen Taxusbäumen hervorblicken. Zwei männliche Figuren bewegten sich unweit des kleinen Hauses, und als Petersen näher kam, sah er, daß es der Geheime Kommerzienrat und dessen Sohn waren. Der Leutnant trug Zivil. Er entfernte sich, als er Petersen bemerkte, und der Chef blieb allein zurück. Er führte Petersen in das elegante Häuschen, bot ihm einen Sitz an und schenkte ihm ein Glas Madeira ein. Es stand ein gedeckter Tisch da, und auf einem Stuhle von Bambusrohr lag ein weißes flockiges Tuch, ein Zeichen, daß eine Dame hier gewesen war. Petersen trank den Wein und blickte mit seltsamer Bewegung auf das Tuch. Es war ihm wehmütig ums Herz. Der alte Herr hatte etwas Unruhiges in seinem Wesen, aber war sehr freundlich. Als das Geschäftliche erledigt war und Petersen sich erhob, um Abschied zu nehmen, gab ihm jener die Hand. Die schmale feste Hand des jungen Mannes lag wie in einem weichen Kissen. Eine Thräne glänzte im Auge des alten Herrn, und Petersen kam sich wie ein Übelthäter vor, denn er fühlte wohl, wie sehr der Stolz des Chefs gekränkt war.

Petersen ging rasch von dannen, sah gerade vor sich hin und beschloß, alle Weichheit des Gefühls aus seinem Herzen

zu verbannen und allein noch Geschäftsmann zu sein. Er warf einen Haß auf das weiße flockige Tuch. Da sah er plötzlich den Leutnant auf sich zu kommen. Derselbe zog seinen Strohhut vor ihm ab, senkte ihn beinahe bis zur Erde und verbeugte sich tief. Betroffen sah Petersen ihn an und erwiderte den Gruß, indem er ebenfalls den Hut tief abnahm. Ein spöttischer Blick des Leutnants traf ihn. „Ich empfehle mich Ihnen zu Gnaden, Herr Petersen," sagte der Leutnant.

Petersen blieb stehen und sah den jungen Mann mit gerunzelten Brauen an. „Wie soll ich das verstehen?" fragte er.

„O, bitte," entgegnete der Leutnant. „Ich weiß, was sich gebührt. Sie sind doch nun wohl der eigentliche Chef des Hauses." Damit zog er den Hut noch einmal und ging weiter.

Petersen wollte noch etwas sagen. Eine heftige Äußerung lag ihm schon auf der Zunge, aber er sah in diesem Augenblicke eine Gestalt quer über die Terrasse schreiten und in den Weg zum Gartenhause einbiegen, welche seinen Gedanken sogleich eine andere Richtung gab. Das Blut drang ihm zum Herzen, er schluckte seine Entrüstung über den Bruder hinunter und ging in Befangenheit der Schwester entgegen.

Jetzt kam sie näher. Er sah das kastanienbraune Haar unbedeckt, ihr Gesicht erschien ihm als über alle Wirklichkeit hinaus reizend. Leichten Ganges schwebte sie gleichsam vor seinen Augen, und ihr havanabraunes Kleid raschelte in köstlicher Musik auf den welken Blättern. Jetzt war sie da, er zog grüßend den Hut und — siehe da — mit stolz erhobenem Haupte, ohne zur Seite zu sehen, ging sie vorüber. Mit der linken Hand raffte sie in unnachahmlich graziöser Weise ihr Kleid zusammen, gleich als ob er nicht wert sei, etwa von einer Falte desselben gestreift zu werden. Ohne Dank, als sei er Luft für sie, strich sie an ihm vorüber.

Das war zu viel. Er blieb stehen und wandte sich um. „Fräulein Schottmüller," sagte er, „ich hatte die Ehre, Sie zu grüßen."

Die junge Dame wandte sich um, und ein flammender Blick strahlte auf den kühnen Mann, der es wagte, von ihrer jungfräulichen Souveränität Rechenschaft zu fordern.

„Und ich wundere mich, daß Sie den Mut haben, mich zu grüßen."

„Warum sollte ich das nicht thun?" fragte er.

„Weil Ihr Gewissen es Ihnen verbieten sollte. Wenn Sie mein Feind sind, so seien Sie es wenigstens offen."

„Ich Ihr Feind?" fragte Petersen. Ihm war zu Anfang, als er unter ihren zornigen Augen stand, zu Mute gewesen, als befinde sich der Gartenweg in einer schwankenden Bewegung, gleich als hätten unterirdische Mächte das Schottmüllersche Grundstück in Angriff genommen. Jetzt aber vereinigte er alle seine Sinne und Kräfte zu einer wunderlichen Gegenwehr gegen dieses Wesen, dem doch sein innerstes Herz zu eigen war. Er begriff durchaus nicht, weshalb sie ihm zürnte, er wuchs in seiner eigenen Schätzung dadurch, daß sie ihm zürnte, während sie ihn sonst gar nicht beachtet hatte, und er war entrüstet über ihre Ungerechtigkeit.

„Als ob Sie nicht recht gut wüßten, was ich meine!" sagte Anna. „Wer ist es denn, der Unfrieden und Verwirrung und Unglück in unsere Familie gebracht hat, wenn Sie es nicht sind?"

„Ich glaube zu verstehen," entgegnete Petersen. „Sie machen mich verantwortlich dafür, daß Ihr Herr Vater sich zu geschäftlichen Einschränkungen entschlossen hat und daß Ihr Herr Bruder seine militärische Laufbahn aufgiebt. Wenn Sie aber tiefer blicken wollten, Fräulein, so würden Sie entdecken, daß die Notwendigkeit solche Maßregeln vorschrieb. Mich trifft

die Schuld, auf diese Notwendigkeit aufmerksam gemacht zu haben. Das ist eine Schuld, die ich sehr gern trage."

Annas Gesicht blieb unverändert, verächtlich war ihr Blick, noch hatte Petersen offenbar den eigentlichen Sitz des Schmerzes nicht gefunden, und er strengte sein Gehirn an, den wahren Grund ihres Zornes zu erraten. Zugleich aber fing er an zu denken, daß er doch wohl ein grausamer Mensch sein müsse, wenn ein so liebliches zartes Geschöpf seinetwegen Kummer trage. Der Einfluß ihrer Gegenwart war mächtiger als seine Selbstliebe, er begann sein ihm selbst noch unbekanntes Unrecht zu bereuen.

„Es soll mir leid thun, wenn ich Sie unwissentlich gekränkt habe, Fräulein Schottmüller," sagte er. „Sprechen Sie doch nur. Sagen Sie mir, was es ist. Vielleicht läßt es sich wieder gut machen."

Annas Miene wurde etwas sanfter. Sie konnte den Ton der Ergebenheit in seinen Worten nicht mißverstehen. Sie sah ihn forschend an und mochte in seinen Augen wohl Milderungsgründe lesen.

„Ich wüßte in der That nicht, womit ich Ihre Feindschaft verdient haben könnte," sagte sie. „Aber wie hängt es denn nur zusammen, Herr Petersen? Ach, ich bin wirklich recht unglücklich."

„Wenn ich irgend etwas thun kann —" sagte er, indem er seine Hände erhob und vor der Brust faltete.

„Herr Petersen," sagte Anna, welche zu einem Entschlusse gekommen zu sein schien, „Sie sind doch meines Vaters rechte Hand. Ohne Sie geschieht doch nun seit einiger Zeit gar nichts mehr im Hause. Ich weiß, es sind Unglücksfälle eingetreten, und wir sind nicht mehr so reich, wie wir früher waren. Es ist auch gewiß gut, daß wir uns einschränken und daß Friedrich in das Geschäft eintritt. Denn er hat wirklich unverantwortlich

viel Geld ausgegeben, und ich kann ihn durchaus nicht in Schutz nehmen. Aber ist es denn darum nur notwendig, daß mein ganzes Glück zerstört wird?"

Petersen begriff endlich. Etwas Eiskaltes kroch über sein Herz hin, und die Hände fielen ihm schlaff herab.

„Seien Sie versichert, Fräulein," sagte er, „daß von Ihrer Verlobung mit Herrn von Busstedt zwischen Ihrem Herrn Vater und mir durchaus nicht die Rede gewesen ist. Ich stehe dieser Angelegenheit ganz fern und weiß davon nur, was überhaupt im Geschäft öffentlich gesprochen worden ist."

„So hat mein Vater nicht die Absicht, die Verlobung aufzuheben?" fragte sie zweifelnd.

„Ich weiß gar nichts davon. Ich bin nur geschäftlich im Vertrauen Ihres Herrn Vaters."

„Ich darf ihm mit keinem Worte davon reden," sagte Anna. „Diese Ungewißheit ist zu schrecklich. Er ist sonst so gut, aber dies darf man gar nicht erwähnen. Er wird dann gleich heftig und ich kenne den Vater gar nicht wieder. Sind denn die Verhältnisse nur gar so schlecht, Herr Petersen? Lieber Gott, ich mache doch so wenig Ansprüche und mein — Herr von Busstedt ebensowenig."

„Ich versichere Ihnen, Fräulein, daß ich keine Silbe mit Ihrem Herrn Vater über Ihre Verlobung gesprochen habe."

„Aber könnten Sie es denn nicht bei meinem Vater anregen, lieber Herr Petersen?" fragte Anna. „Sie sind ja der einzige, der mir helfen kann. Es handelt sich doch nur um die Kaution. Busstedt hatte der Mutter mitgeteilt, daß er ganz ohne Vermögen sei, und daß sein Vater nicht die Absicht habe, ihm ferner Zuschuß zu geben, sobald er sich verheirate. Die Verhältnisse werden doch nicht so schlecht sein, daß mein Vater nicht die Kaution stellen könnte. Ich glaube, es sind nur etwa zwölftausend Thaler, weiß es aber nicht

genau. Ach, Herr Petersen, wir verlangen ja keinen Luxus. Wenn wir nur uns selbst haben, so ist ja alles andere ganz gleichgültig.“

Der junge Mann sah vor sich nieder und spielte mit der Fußspitze in den gelben Blättern.

„Thun Sie mir das zuliebe, Herr Petersen,“ sagte sie, „und ich werde Ihnen ewig dankbar sein.“

„Ich will es thun,“ sagte er mit dumpfer Stimme. Er blickte jetzt auf, grüßte und wandte sich zum Gehen. Beider Augen waren sich begegnet, und Anna hatte einen wunderbaren Ausdruck in seinem Gesichte bemerkt, über den sie später oft nachdenken mußte.

Fünftes Kapitel.

Es war Winter geworden. In dichten Flocken fiel der Schnee herab, wirbelte in unzähligen Pünktchen am hohen Himmel, ein schwarzes Gewimmel für den emporgewandten Blick, und fiel dann sanft und leise nieder, um Neustadts Straßen und Häuser, Gärten und Hecken mit weißer Decke zu überkleiden. In den abgelegenen Straßen blieb diese Decke weiß und schön, und die Wagen rollten fast geräuschlos dahin, während die den Pferden angehängten Glöckchen mit gedämpftem Tone klingelten. Die Luft war so weich und so voll von Feuchtigkeit, daß sie alle Klänge milderte und gleichsam mit einem akustischen Schleier umhüllte. Aber in der inneren Stadt verwandelten schon die häufigen Schritte der Vorübergehenden die glänzende Decke in einen schwärzlichen Schlamm, und die Flocken, welche eben noch, im roten Scheine der Straßenlaternen glänzend, umhergestoben waren, mischten sich gleich darauf, ihrer zierlichen Schönheit entkleidet, in die schlüpfrige Masse auf dem Trottoir. Es war nur noch wenige Tage vor Weihnachten, und eine eilige, geschäftige Menge bewegte sich in den Straßen. Nasse Regenschirme stießen aneinander und unter ihnen hervor blickten eifrige Gesichter von jungen Mädchen, die noch wichtige Besorgungen zum Feste hatten, den Tapezierer besuchten, um das endliche Schicksal ihrer Stickereien zu erfahren, Freundinnen begegneten und in kleinen Trupps vor den Auslagen der Modewarenhandlungen zu=

sammenstanden, frohe und geduldige Gesichter von Müttern, die mit bepackten Armen einherschritten und an ihre Lieblinge dachten, oft auch ein schwer zu lenkendes Völkchen mit sich führten, das ungern an den buntgeschmückten Fenstern der Spielwarenläden vorüberging, und ernste Gesichter von Vätern, die doch in dieser Zeit einen helleren Glanz als gewöhnlich zeigten. Denn das nahende Fest warf seinen frohen Schein voraus und brachte in die Alltagswelt die erhebende Erregung des Außerordentlichen.

Am stärksten war die Bewegung der Menge an der Ecke des Marktes, dort wo die Breite Straße auf den freien Platz mündete. Hier, wo die glänzendsten Läden ihr Gaslicht in einer Art, die für Neustadt verschwenderisch genannt werden konnte, in den Abend hinausstrahlten, schlug der Puls der Stadt am lebhaftesten, und obwohl an anderen Tagen selbst der stärkste Verkehr hier kaum dem Leben gleichkam, das in den Großstädten auf den Nebenstraßen herrscht, so kam es doch heute an dieser Ecke, wo Niedermeyers Geschäft sich befand, oft zum Gedränge. Ab und zu strömten die Käufer in den großen Laden der Buchhandlung. Aber Niedermeyers hatten ihn auch festlich hergerichtet. Schon von außen lockten zwei gewaltig große Fenster mit Spiegelscheiben, eines zu jeder Seite der Thür, welche selbst mit großen Glasfenstern versehen war und den Einblick in das strahlende Innere erlaubte. Hinter den Spiegelscheiben lockten in hellem Scheine prächtige Einbände und Titelblätter, Aquarelle und Öldrucke, welche das blaue Meer mit weißen Segeln und darüber schwebenden rosafarbenen Wölkchen, den Sturz des Gießbachs und die Hütte des Bergbewohners und vieles andere zeigten, so daß im Gegensatze zu dem winterlichen Stadttreiben eine Welt voll fremdartigen und anziehenden Zaubers hier selbst für denjenigen sich erschloß, der nicht die Mittel oder die

Neigung besaß, Eigentümer so herrlicher Sachen zu werden. Photographieen, welche den Kaiser und die kaiserliche Familie, berühmte Schönheiten und Künstler zeigten, waren geschickt zwischen den übrigen Bildern ausgelegt; die Darstellung eines Rennens, wo zwanzig rote Röcke und zwanzig glänzende, mutige, feingliedrige Rosse sich über einen tadellos grünen und sauberen Rasen hin tollkühn gegen eine Barriere stürzten — alles so schmuck und nett, als ob es weder Regen noch Staub, weder Schweiß noch Angst gäbe — zog eine Gruppe von Knaben an, die ihre Nasen abwechselnd am Glase plattdrückten und vor Bewunderung kaum ein Wort zu äußern wagten. Landkarten waren ausgelegt, und über ihnen schwebten, an einem Faden befestigt, in Guirlandenform die Dichter und Denker älterer und neuer Zeit, im Hintergrunde des einen Fensters, über einem Globus, zog ein schimmerndes Blau von rätselhafter Form die Blicke an, eines jener französischen Bilder, die durch den Effekt einer blendenden Farbenzusammenstellung den Beschauer gefangen nehmen und in Ungewißheit lassen, ob er etwa eine Allegorie der Nacht, oder ein Sternbild, oder eine Fee der Großen Oper, oder eine Nymphe in der Grotte von Capri vor sich sieht, bis er endlich herausfindet, daß es nichts von alledem sein kann, und daß sein Verstand nicht ausreicht, den Sinn zu entdecken.

Im Inneren des Ladens waren nicht nur die beiden langen Tische an den Wänden mit Büchern bedeckt und die Wände selbst mit Glaskästen voll Rot und Gold und Schwarz und Blau und Grün und Silber angefüllt, sondern es zogen sich noch Tafeln quer durch den Laden, welche mit Prachtwerken belegt waren. Auch die Pfeiler, welche die Decke trugen, waren mit Bildern behängt. Bis in die Tiefe des Ladens hinein, an dessen hinterem Ende die Geschäftspulte standen, warfen die Gaskuppeln ihr Licht, und es funkelte und glänzte von

farbigen und metallisch verzierten Einbänden. So geschickt und gewandt, so glatt und schnell wie Aale wanden sich die drei jungen Niedermeyer um die Tische herum und durch die suchende und besehende Käuferschar. Sie hießen die jungen Niedermeyer, obwohl sie nicht mehr in der ersten Jugendblüte standen, wie denn alles in der Welt nur beziehungsweise mit Eigenschaftswörtern bekleidet wird. In der ganzen Stadt wurden sie die jungen Niedermeyer genannt im Gegensatze zu dem alten Niedermeyer, der fast nie im Laden erschien, sondern in einem für den Profanen unnahbaren Raume hinter dem Laden herrschte. Er war nur für den Kundigen sichtbar. Wer Erfahrung besaß, wem die Gewohnheit des Besuches im Laden zu Hilfe kam, der bemerkte wohl, wenn er sich in die Tiefen des langgestreckten Raumes wagte, ein altersgraues Gesicht mit schwarzem Käppchen darüber, das hinter einem Fenster hervorblickte und, selber kaum zu entdecken, doch scharfen Blickes das Getriebe in dem vorderen glänzenden Raume überwachte.

An einer Ecke des letzten der drei quer stehenden Tische fand sich jetzt die Beweglichkeit Karls, des jüngsten Sohnes, gefesselt, indem ein Freund, ein Gymnasiallehrer, ihn am Rockknopfe festhielt, um sich mit ihm unterhalten zu können. So lag Karl für einige Zeit, unruhige Blicke umhersendend, gewissermaßen vor Anker, aber das Streben umherzufahren war in der Stellung und Haltung seiner schlanken Glieder deutlich ausgeprägt. Sein Plan, nach Leipzig zu ziehen, war noch nicht zur Ausführung gekommen. Es lagen Gründe vor, die dies noch verhinderten. Jetzt hielt ihn der Gymnasiallehrer fest, ein Mann von nachdrücklichem Wesen, in dessen Gesichte das Gefühl der eigenen Bedeutung lag.

„Nun sagen Sie aber doch mal,“ fragte er mit dem Tone der Überlegenheit, den ihm die Herrschaft in der Klasse gegeben

hatte, „nun sagen Sie mal: geht denn die Sprachlehre von meinem Kollegen Burdank?“

„O ja, o ja, sie geht recht gut,“ antwortete Karl Niedermeyer mit geflügelter Zunge. „Wir haben in den letzten acht Tagen zehn Exemplare davon verkauft.“

„Merkwürdig,“ sagte der Lehrer, an der goldgefaßten Brille rückend, während so etwas wie Neid in seinen blauen, rotumrandeten Augen zu lesen war. „Mein guter Kollege Burdank! Sie wissen, daß ich ihn schätze und liebe, und niemals möchte ich auch nur eine Silbe gegen ihn äußern, aber das hätte ich nicht gedacht. Burdank! Ein Mensch, der — da muß ich Ihnen eine Geschichte erzählen, ganz unter uns, Sie dürfen kein Wort darüber äußern, denn . . . .“

Karl Niedermeyer hatte seit einer Minute argwöhnisch einen Herrn in langem, nassem Paletot beobachtet, der einen nassen Regenschirm unter dem Arme trug und sich den Prachtwerken näherte. Jetzt streckte dieser Herr eine mit nassem schwarzem Handschuh bekleidete Hand aus, um ein cremefarbig gebundenes Buch zu ergreifen, und Niedermeyer riß sich von der Hand des Lehrers los, wie das vom Sturme gepackte Boot sich vom Anker losreißt. Er stürzte vor, riß das cremefarbene Buch weg, gerade bevor der schwarze Handschuh es beflecken konnte, und sagte mit dem süßesten Lächeln und einer tiefen Verbeugung: „Sie wünschten, mein Herr? Womit kann ich dienen, mein Herr?“

Der Herr blickte erstaunt auf, murmelte etwas von „Ansehen der Bücher,“ schien aber bemerkt zu haben, welche Befürchtungen sein Handschuh erregt hatte, denn er begnügte sich jetzt wirklich mit Sehen. Inzwischen war Karl Niedermeyer schon wieder von dem Gymnasiallehrer eingefangen worden, der ihm sagte: „Nein, wirklich, Sie müssen das hören, es ist eine köstliche Geschichte und kennzeichnet Burdank in seiner ganzen Größe.“

Niedermeyer lächelte freundlich, legte das Buch wieder an seinen Platz, behielt den nassen Herrn im Auge und flüsterte: „Es ist schrecklich, wie man aufpassen muß. Da legen sie die Schirme nicht ab, obgleich zwei Ständer an der Thür aufgestellt sind, und fassen mit einer Rücksichtslosigkeit an . . . .“

„Also Burdank diktiert in der Ober-Sekunda einen Absatz aus den Memorabilien deutsch,“ erzählte der Lehrer, „und gibt der Klasse auf, dies für die nächste Stunde zu übersetzen. Einer der schlauen Burschen entdeckt, daß die Aufgabe aus den Memorabilien ist, findet die Stelle und schreibt ab. Was thut Burdank? Wie er die Arbeiten korrigiert, merkt er nicht, daß unser Schlaukopf abgeschrieben hat, streicht fünf Fehler an, verbessert den Satzbau und liefert der hohnlächelnden Klasse den Beweis, daß er besser griechisch versteht als Xenophon.“

Karl Niedermeyer vermochte nicht zu antworten. Sein scharfer Blick hatte unter den Personen, welche in der Nähe der Thür, die sich beständig öffnete und schloß, zusammengedrängt waren, eine Persönlichkeit von Bedeutung in der Stadt wahrgenommen: die Frau Gräfin von Kamnitz. Die Gräfin trat mit Glanz und Würde ein, ihre Gestalt war im Pelzmantel fast so breit wie die Thür, ihr rundes blühendes Gesicht war fast der Decke zugekehrt, so hoch trug sie den Kopf, und hinter ihr lugten die schmalen Gestalten ihrer drei erwachsenen Töchter hervor. Dieser Anblick elektrisierte Karl Niedermeyer. Sein Lächeln verklärte sich zu wonnevoller Begeisterung, er entriß seinen Knopf der Hand des Gymnasiallehrers, beugte in beginnender Verneigung den Kopf vor und stürzte sich mit emporgezogenen Schultern der Gräfin entgegen. „Was befehlen Frau Gräfin? Womit kann ich dienen? Etwas zum Feste gefällig? Schöne Prachtwerke, das Neueste,

elegant gebunden?" fragte er unter beständigen Verbeugungen, die Schultern fast an den Ohren und mit strahlendem Gesichte.

„Besten Dank, lieber Herr Niedermeyer," sagte die Gräfin herablassend, „für heute bedarf ich nichts. Wir kommen in den nächsten Tagen einmal wieder und suchen uns einige Kleinigkeiten aus. Heute wollte ich Sie nur fragen, wie es mit den Billets für das Kirchenkonzert steht."

Karl Niedermeyer schien nur noch mehr erfreut zu sein durch die Erkenntnis, daß kein Geschäft zu machen sei. Seine Augen funkelten von Ergebenheit und Dienstbeflissenheit. Es war der leitende Grundsatz im Niedermeyerschen Geschäfte, dem Publikum gegenüber stets voll Freude über das Glück des Verkehrs mit ihm zu sein, mochte sich das Publikum seinerseits noch so sehr geneigt zeigen, der Firma Enttäuschungen zu bereiten. Niedermeyers hatten die Besorgung aller öffentlichen Angelegenheiten in der Hand, soweit dieselben sich auf Konzerte, Kunstausstellungen und Vorträge bezogen. Es war zur Tradition geworden, daß ganz allein Niedermeyers Billets ausgeben konnten. Auch andere Sortimentshandlungen hatten es wohl versucht, sich mit derartigen Dingen zu befassen, aber sie waren allmählich erlahmt, keiner hatte die Geduld und Höflichkeit, welche Niedermeyers aufzuwenden vermochten, wo es sich um die delikaten und verwickelten Zustände dieser öffentlichen Vergnügungen und Belehrungen handelte. In drei Vereinen war Karl Niedermeyer Kassierer, und es waren dies die herrschenden Vereine. Es gab keinen Vorstand in der Stadt, welcher ganz ohne den Namen Niedermeyer hätte bestehen und seine Geschäfte versehen können. Karl und seine Brüder hatten ihre Hand überall im Spiele, und es würde in der zweiten Gesellschaft für eine Verwegenheit gegolten haben, wenn man einen Ball hätte arrangieren wollen, ohne Karl zum Vortänzer zu haben. Sie hatten viele Mühe da=

von, aber sie fanden, daß das Geschäft seinen Vorteil davon hatte. Sie hielten Fühlung mit dem Publikum, und das Publikum befestigte sich in der Gewohnheit, den Niedermeyerschen Laden zu betreten. Neidische Kollegen behaupteten wohl, daß es sogar Geschäftsrücksichten seien, welche die drei jungen Niedermeyer am Heiraten hinderten, indem die Firma befürchte, der Damenbesuch werde sich vermindern, wenn die drei gewandten Verkäufer selbst als unverkäuflich angezeigt würden. Doch das waren eben boshafte Bemerkungen neidischer Kollegen, auf welche der Wohlwollende keinen Wert legte. Niedermeyers mochten ganz andere Gründe für die Ehelosigkeit haben, niemand konnte ihnen genau genug ins Herz sehen, um das zu entscheiden. Fühllosigkeit gegen weibliche Reize konnte man ihnen nicht vorwerfen. Sehr oft tauchte das Gerücht auf, dieser oder jener der Söhne sei mit dieser oder jener jungen Dame der zweiten Gesellschaft verlobt, und stets waltete irgend ein intimeres Verhältnis zwischen einem Niedermeyer und einer der Schönheiten von Neustadt vor, welches Anlaß zu Betrachtungen gab, ob es diesmal wohl etwas würde. Besonders Karl, der jüngste, dem seine Eigenschaft als Reserveleutnant noch ein besonderes Relief verlieh, galt für den Don Juan und Lovelace der Stadt. Aber niemals wurde es etwas, und fast war Neustadt geneigt, das Niedermeyersche Liebesfeuer für eine Flamme zu halten, die nur Licht, aber keine Wärme enthalte. Neidische Kollegen hatten auch hier wieder ihre boshaften Bemerkungen zur Hand, indem sie sagten, es geschehe für das Geschäft, Karl Niedermeyer mache sich interessant, damit der Laden gefüllt sei, und sie nannten ihn den „Familientäuscher". Niedermeyers machten ein so gutes Geschäft, daß sie Feinde unter ihren Kollegen und auch unter anderen Geschäftsleuten hatten. Nur auf diese Feindschaft war es wohl zurückzuführen, daß behauptet wurde, sie seien

auch in politischer Beziehung unzuverlässig. Gleich den vornehmen römischen Familien, so sagte man, in denen es Sitte sei, daß ein Theil zur Partei des Königtums, der andere aber zu der des Papstes halte, gleich diesen klugen Fürstenfamilien handle auch die Familie Niedermeyer. Karl, der jüngste, sei konservativ und gehe zu dem orthodoxen Pfarrer zur Kirche, Otto, der ältere, aber sei freisinnig und halte sich zum Protestantenverein, Wilhelm, der älteste, aber zeige sozialdemokratische Neigungen und sei Atheist. Das alles geschehe aber nur, damit alle Parteien bei ihnen kauften.

Als Karl Niedermeyer jetzt die Frage der Gräfin nach dem Kirchenkonzert vernahm, durchschaute er mit einem Blicke die Absicht der vornehmen und hochverehrten Dame. Ihre älteste Tochter sang im Chore mit. Der Vorstand hatte sich aus Gründen innerer Politik veranlaßt gesehen, Komtesse Helene, welche darauf brannte, sich hören zu lassen, zur Mitwirkung ganz ergebenst aufzufordern, obwohl die heimliche Furcht, daß die Komtesse alsdann ein Solo beanspruchen könne, die Gemüter der musikalischen Mitglieder bewegte. Diese Furcht hatte sich als unbegründet erwiesen, Komtesse Helene hatte kein Solo beansprucht. Dagegen beanspruchte, wie Karl Niedermeyer richtig vermutet hatte, die Gräfin-Mutter sieben Freibillets auf dem besten Platze für ihre Familie und nahm zu diesem Zwecke den Anschein an, als habe sie in der Großartigkeit ihrer Weltanschauung die Anzeigen über das Konzert gar nicht bemerkt. Karl Niedermeyer hielt es in Rücksicht auf die hohe gesellschaftliche Stellung und den Reichtum des gräflich Kamnitzschen Hauses nicht für ratsam, die imposante Dame auf die Bestimmungen der in den öffentlichen Blättern erlassenen Anzeigen, welche ihrem Verlangen entgegenstanden, aufmerksam zu machen. Er lächelte, zeigte seine weißen Zähne, funkelte mit seinen schwarzen, seichten Augen, zog die Schultern

unter beständigen Bücklingen immer höher und bat die Gräfin, ohne weiteres in die Kirche zu kommen, er werde an der Thür sein und für Plätze sorgen. Befriedigt entfernte sich die Gräfin mit ihren Töchtern, und Karl Niedermeyer tauchte wieder in das Gedränge ein. Drei Leutnants von den Dragonern standen am mittelsten Tische und bedurften seiner Hilfe.

„Hofkalender,“ sagte der eine von ihnen, „neuesten Hofkalender brauche ich. Einziges Weihnachtsgeschenk,“ fuhr er fort, indem er sich zu seinen Kameraden wandte, „schenke jedes Jahr drei Hofkalender an meine drei Onkel. Hoffe dafür im Testament genannt zu werden.“

Karl Niedermeyer nahm drei Exemplare des Gothaischen Hofkalenders vom Tische, winkte einem Jüngling im Hintergrunde, die Bücher einzuschlagen, und wandte sich lächelnd zu den Offizieren. „Ausgezeichnetes Werk,“ sagte er, „ganz unentbehrlich, wüßte nicht, welches Werk sich mit dem Gothaischen Hofkalender vergleichen ließe.“ Er hatte, ohne es zu wollen, die Gewohnheit angenommen, in einer Sprechweise zu reden, welche der des Kunden ähnlich war, mit welchem er gerade verhandelte.

„Ist sonst noch etwas Neues erschienen?“ fragte ein anderer der Leutnants. „Ich habe auch ein Geschenk zu machen.“

„Für wen sollte es sein?“ fragte Karl Niedermeyer. „Für einen Herrn? Eine Dame? Eine junge Dame? Alte Dame? Wir haben Neuigkeiten für alle Arten von Wünschen. Fromme Dame? Lebenslustige Dame?“ Er legte den Kopf auf die Seite und lächelte schlau.

„Ach, geben Sie nur irgend etwas Neues, etwas Gutes,“ erwiderte der Leutnant zögernd. „Ich weiß noch nicht gewiß, wem ich es schenken werde. So etwas von einem Dichter, der in der Mode ist. Wer ist denn jetzt in der Mode?“

„Ja," erwiderte Karl Niedermeyer, den Kopf wiegend, „das ist so leicht nicht zu beantworten. Der Geschmack ist so sehr verschieden."

Er kramte in den Büchern auf dem Tische und sah dabei den kauflustigen Offizier prüfend an. „Hier sind ganz wundervolle Prachtwerke," fuhr er dann fort, „Meisterwerke, herrliche Bilder, und dann der Einband . . ."

„Die sind wohl ein bißchen teuer," sagte der Leutnant, die Prachtwerke mißtrauisch betrachtend. „Haben Sie nicht so etwas im Preise von ungefähr fünf bis sechs Mark? Etwas für das Gemüt und auch ästhetisch — so etwas, wovon jetzt die Rede ist, nichts Unmodernes — ich denke, ich werde es einer verheirateten Schwester schenken, und sie hat eine verteufelte Kenntnis in der Litteratur. Ich möchte mich da natürlich nicht blamieren."

„Ebers," sagte Karl Niedermeyer, „nehmen Sie Ebers. Mit Ebers treffen Sie es immer."

„Ja, Ebers, aber da ist die verteufelte Geschichte, sie kriegt Ebers vielleicht noch ein halb Dutzend Mal. Haben Sie nicht einen anderen Dichter, der auch modern, aber noch nicht so ausgeleiert ist, so etwas Fashionables, was erst Mode wird?"

„Wie wäre es mit Rudolf Baumbach?" fragte Karl Niedermeyer einschmeichelnden Tones.

„Wer ist Rudolf Baumbach?"

„Ah, kolossaler Dichter," sagte Karl Niedermeyer mit der Miene des Entzückens. „Ganz fein, reizende Verse, humorvoll, sinnig . . ."

„Verse?" fragte der Leutnant, ihn unterbrechend, und kratzte sich hinter dem Ohre, „wenn es Verse sind, wollen wir es lieber lassen. Ich gehe nämlich zum Feste hinüber," sagte er, zu den Kameraden gewandt, „und meine Schwester könnte

auf die Idee kommen, abends vorzulesen. Nein, haben Sie nicht noch was anderes, was Sie empfehlen können? Etwas in Prosa?"

„Ästhetische Damen lieben jetzt Julius Wolffs Prosaschriften," sagte Karl Niedermeyer. „Vielleicht der Sülfmeister? Wundervolle Dichtung, zauberhafte Schilderungen." Er legte das Buch vor, und die drei Offiziere traten in eine Beratung ein, während sie den Band mehrere Male umdrehten und betrachteten. Karl Niedermeyer aber fand sich von vier jungen Damen umringt, die ihn gleichzeitig mit Fragen bestürmten. Es waren Damen, mit denen er schon oft getanzt hatte, und sogleich verwandelte sich sein Benehmen in freundschaftliche Vertraulichkeit. Er fühlte sich erquickt und belebt, als er in die hübschen und freundlichen Gesichter blickte, die sich ihm vertrauensvoll zuwandten, hier fand er sein liebstes Publikum, sein bestes Fahrwasser, und er machte sich sachte von den Offizieren los. Mit den vornehmen Dragonern zu verkehren, war ihm stets ein unheimliches Gefühl, er hatte das Bewußtsein, mit ihnen nicht den Ton treffen zu können, der beiden Teilen recht behagte. Denn Karl Niedermeyer war nicht nur Buchhändler, sondern auch Reserveleutnant der Infanterie, und ein unsicheres Schwanken zwischen beiden Eigenschaften entstand in seinem Wesen, sobald er mit aktiven Offizieren, namentlich aber mit Kavalleristen Geschäfte zu machen hatte. Wie nach dem griechischen Mythos den Menschen beim Anblicke irdischer Schönheit das Gefieder juckt, das seine himmlisch geborene Seele vordem in Gesellschaft göttlicher Schönheit trug, so juckte den jungen Niedermeyer beim Anblick der Offiziere unter dem schwarzen Rocke die eigene Uniform. Weder der Ton des Verkäufers gegenüber dem Käufer, noch auch der kameradschaftliche Ton gelang ihm alsdann, und eine gewisse Verlegenheit kam über ihn. Indessen sollte seine

Unterredung mit den jungen Damen, welche schön bemalte Karten, Photographieen und reizend gebundene Gedichte kauften, dazu aber mit ihm über den bevorstehenden Neujahrsball plauderten und ihn „Herr Leutnant“ nannten, nicht lange dauern, denn unbarmherzig ergriff ihn eine starke Hand am Arme, und er sah den langen grauen Bart und das bärbeißige Gesicht des Dr. Biester, eines Privatgelehrten, neben sich auftauchen.

„Nun, Sie Schwerenöter,“ sagte derselbe in tiefem Baß, „was für ein Süßholz raspeln Sie denn da? Was für Schund schwatzen Sie denn da dem unschuldigen Blut auf? Kommen Sie mal her, holen Sie mal ihren Katalog und sagen Sie mir, wo des Petrus Abälardus Sic et Non, primum integrum erschienen ist.“

„Gehen Sie zum Henker,“ flüsterte Karl Niedermeyer dem Gelehrten zu. „Ich habe heute keine Zeit. Oder lassen Sie sich den Katalog dort hinten geben und sehen Sie selbst nach.“

Der graubärtige Herr schien die Abweisung nicht übelzunehmen, offenbar stand er mit dem jungen Buchhändler auf einem ganz besonderen Fuße, der den gegenseitigen Gebrauch von Grobheiten nicht allein gestattete, sondern sogar erfreulich erscheinen ließ. Er blieb ruhig stehen und verfolgte das Treiben im Laden und besonders Karl Niedermeyers Benehmen mit satirischem Lächeln, während die jungen Damen sich mit den Gebärden jener Verachtung und jenes Abscheus von ihm abwandten, welche Jugend und Schönheit der grauen Weisheit unter gewissen Umständen kundzugeben pflegen.

„Herre — Herre Niedermeyer!“ sprach jetzt eine strenge Stimme neben dem vielgewandten Sortimenter, „ich bitte um ein Wort!“

Karl Niedermeyer erkannte mit tiefem Bückling die Autorität des hageren, gerade aufgerichteten Herrn an, der ihm

zugerufen hatte, und schied mit einem unterdrückten Seufzer von den jungen Damen. Der strenge Herr nahm ihn beiseite und sprach in leisem, aber eindringlichem Tone: „Meine Frau hat gestern aus Ihrer Leihbibliothek Bücher entnommen, und ich sah gestern abend am Theetische diese Bücher in der Hand meiner Tochter. Ich bin überzeugt, mein lieber Herr, daß Sie diese Bücher mit gutem Wissen und Gewissen ausgeliefert haben, halte es jedoch für meine Pflicht gegenüber mir selbst, meiner Familie, der Gesellschaft und schließlich auch Ihnen gegenüber, Sie darauf aufmerksam zu machen, daß Sie klug und gut handeln würden, wenn Sie mehr Rücksicht auf den Charakter der Häuser und Familien nehmen wollten, denen Sie Ihre Bücher ausliefern."

„Herr Geheimrat," sprach Karl Niedermeyer mit dem Tone der Bestürzung und der Demut, „ich bedauere aufrichtig, ich kann nur versichern, daß meine Absicht . . ."

„Es mag sein," fuhr der strenge Herr fort, „daß Spielhagen in manchen Kreisen für einen Autor gilt, der ohne Nachteil für die Sittenreinheit in einem Familienkreise gelesen werden kann. Ich bin vielleicht zu pedantisch und hänge vielleicht zu sehr am Alten, wenn ich der entgegengesetzten Meinung bin. Indessen will ich lieber an meinen Vorurteilen festhalten als dem sogenannten Zeitgeist nachgeben. „Was meine Familie betrifft, mein lieber Herr Niedermeyer, so möchte ich Sie ebenso dringend wie höflich bitten, niemals wieder, weder meiner Frau noch einer meiner Töchter, ein Buch zu empfehlen, das vor dem Kriterium ernster Moral nicht bestehen kann. Ich würde mich sonst zu meinem Bedauern genötigt sehen, meinen geringen Bedarf an litterarischen Produkten einem vorsichtiger geleiteten Geschäfte zu entnehmen."

Karl Niedermeyer entsann sich recht wohl, daß die Frau Geheimrätin sich den Roman von Spielhagen, der die Ent=

rüstung ihres Gatten erregt, selbst ausgewählt hatte, nachdem sie ursprünglich sogar die Absicht kundgegeben, ein Buch von Emile Zola zu lesen und er, Karl Niedermeyer, der die Verhältnisse des Hauses kannte, sie nur mit einiger Mühe davon abgebracht hatte. Er hütete sich jedoch wohl, diesen Milderungsgrund für sein Benehmen anzuführen, nahm alle Schuld auf sich, sagte, daß das Übermaß an Geschäften ihn zu seinem größten Leidwesen verhindert habe, genauer zu prüfen, und häufte, um den Herrn Geheimrat, der ein vortrefflicher Kunde war, günstiger zu stimmen, eine schwere Last von Vorwürfen auf Spielhagens abwesendes Haupt. Er hoffte, dadurch schneller von dem strengen Herrn loszukommen, denn er entdeckte aus dem Augenwinkel eine Dame, der er ansah, daß sie kaufen wollte, und sah zugleich seine Brüder ebensosehr in Anspruch genommen, wie er selbst es war. Es gab so viele Leute, die das ganze Jahr kaum einmal in den Laden kamen, zu Weihnachten aber Musterung hielten über das geistige Schaffen der Welt.

Er kam jedoch so schnell nicht los, wie er hoffte.

„Da ich einmal dabei bin," sagte der strenge Herr, „möchte ich die Gelegenheit benutzen, mit Ihnen über den Journalzirkel zu sprechen. Ich kann nicht sagen, daß die Auswahl vollständig meinen Wünschen entspricht. Ich weiß nicht, wie es kommt, aber immer wieder stoße ich auf Sachen, die mir wie eingeschmuggelt vorkommen. Ein Journal, das in Familien kommt, kann nicht sorgfältig genug redigiert werden."

„Gewiß, in der That, der Herr Geheimrat haben vollständig recht," sagte Karl Niedermeyer, der wie auf Kohlen stand, da die ihm bekannte kauflustige Dame ratlos und hilflos umherblickte.

„Nein, nein, erlauben Sie noch einen Augenblick, ich will mich deutlicher erklären," sagte der strenge Herr, welcher des

jungen Niedermeyer Fluchtversuch durchschaute. „Ich habe mir erlaubt, hier auf diesem Zettel eine Auswahl von Journalen zusammenzustellen, die ich für gut halte, das heißt, für nicht unbedingt verwerflich, und ich möchte Sie bitten, mir danach den Zirkel zu reorganisieren. Voran steht die Illustrierte Zeitung, obwohl ich dabei bemerken muß, daß ich im höchsten Maße betroffen wurde durch eine Darstellung in der Nummer vom 27. September. Ich bitte Sie, der Verlagshandlung eine Notiz zukommen zu lassen, dahin gehend, daß in Ihrer Kundschaft Bedenken laut geworden sind gegen Einzelheiten in der Wahl der Illustrationen. Es handelt sich in diesem speziellen Falle um Reproduktion von Kunstwerken der Münchener Ausstellung. Es waren verkleinerte Darstellungen von Gemälden zu einer Zusammenstellung auf einem Blatte vereinigt, wie Sie sich vielleicht entsinnen, und darunter fand sich ein Bild, welches mir Veranlassung zu dem an Sie gerichteten Ersuchen gibt, der sonst so umsichtigen Verlagshandlung zu schreiben, daß die Darstellung des Nackten unter keiner Form in den Kreis paßt, den die Aufgaben eines so ernsten, wissenschaftlichen . . .“

„Eine Sekunde, ich bitte tausendmal um Verzeihung,“ rief Karl Niedermeyer verzweifelnd und stürzte davon. Er sah, daß die kauflustige Dame eine schmollende Miene machte, als niemand ihr beistehen wollte, und daß sie sich der Thür zuwandte. Aber er faßte sie noch. Wie der Taucher sich kühnen Schwunges, den Kopf voran, in die See stürzt, so stürzte sich Karl Niedermeyer, die Schultern hochgezogen, den Kopf gesenkt, durch die Leutnantsgruppe hindurch, an fünf oder sechs Damen und Herren vorbei in das Gewühl und ergriff die Dame zwischen Thür und Angel. Mehr noch mit seinem Lächeln, mit dem Blitze der schwarzen Augen und weißen Zähne, als mit der Hand, welche den seidenen Mantel

erfaßt hatte, hemmte er die Eile der entschwindenden Gestalt. „O meine gnädigste Frau,“ sagte er flehenden Tones, „ich bitte tausendmal um Verzeihung wegen meiner Unaufmerksamkeit.“

„Ach bitte,“ sagte die Dame, „ich dachte, Sie wären zu sehr beschäftigt. Es ist so voll im Laden. Ich kann ja ein andermal wiederkommen.“

Das Wort „ein andermal“ klang schrecklich in den Ohren eines jeden Niedermeyer. Mit sanfter Gewalt zog Karl die Dame an sich und schloß die Thür. „Ich stehe ganz und voll zu Ihren Diensten, gnädige Frau,“ sagte er, „bitte, befehlen Sie.“

„Ich wollte einige Bücher kaufen,“ sagte sie, nunmehr besiegt. „Ich habe Geschenke zu machen und gebrauche auch Lektüre für mich selbst. Die Festtage sind zuweilen so langweilig, es sind ihrer zu viele, da will man gern . . .“

„Romane?“ fragte Karl Niedermeyer mit liebkosendem Blicke. „Gewiß wollten die gnädige Frau einen Roman kaufen, oder . . .“

„Ja, verschiedenes. Einiges zum Verschenken. Sie müssen mir raten. Und anderes für mich zu lesen. Etwas Hübsches, bitte, etwas Neues, nichts Langweiliges. Was haben Sie denn wohl für mich zu lesen? Nennen Sie mir doch einiges.“

Karl Niedermeyers Gehirn war ganz erfüllt mit litterarischen Namen und Titeln. Dieselben steckten in ihrer Menge so nahe aneinander, waren so eng gepfropft, daß es nicht leicht war, einen einzelnen herauszuziehen. Gewöhnlich kamen sie bei einem solchen Versuche gleich bündelweise zum Vorschein, indem der eine den anderen mit sich riß. Aber aus der Unterhaltung mit dem strengen Herrn klang ihm noch der Name Spielhagen im Ohre, und er brachte jetzt nach einem schnellen Blick auf der Dame Gesicht Spielhagen zum Vorschein.

„Meine gnädigste Frau," sagte er, „etwas ganz Vorzügliches, Feines, Pikantes hat unser berühmter und allgemein beliebter Spielhagen in allerneuester Zeit geliefert. Ich werde Ihnen den Roman vorzulegen die Ehre haben, und Sie . . ."

„Spielhagen, ach ja, der ist reizend," sagte die Dame. „Daran hatte ich nicht gedacht. Also er hat etwas Neues geschrieben?"

Karl Niedermeyer küßte die Spitzen seiner Finger und warf den Kuß zur Decke empor, wo die Gaskuppeln brannten. „Etwas Hochfeines," sagte er, „ganz Spielhagen, hoch elegant, hoch liebenswürdig, hoch bedeutend, hoch tief. Ganz und voll kann ich Ihnen das empfehlen."

Mit diesen Worten nahm er Spielhagens neuen Roman vom Tische und überreichte ihn der Dame, glücklich über den guten Geschmack, den sie dadurch bewies, daß sie im Gegensatze zu so vielen Kunden einen Roman kaufen wollte, anstatt ihn der Leihbibliothek zu entnehmen.

Die Dame las den Titel. „Ach," sagte sie, „ich habe mich geirrt. Ich meinte gar nicht Spielhagen, nein, das habe ich verwechselt. Ich dachte an Hermann Heiberg. Dies Buch kenne ich schon, es ist schrecklich langweilig. Ach nein, Spielhagen, wissen Sie, der ist doch recht heruntergekommen."

„Nun, meine gnädige Frau, er ist immerhin," sagte Karl Niedermeyer, indem er sich wand und verbeugte und lächelte — „in der That, man kann mit Recht sagen, daß seine neuesten Sachen — und ein wahrhaft feiner Geschmack — offen gestanden, meine Passion ist er auch nicht gerade ganz unbedingt. Seine „Problematischen Naturen" hat er nie wieder erreicht, und indem er sich bemüht originell zu sein, liefert er lauter Karikaturen. Dagegen Hermann Heiberg! Ah, ich sehe, Sie kennen die Litteratur, meine gnädige Frau. Ja, Hermann Heiberg!"

„Oder ob ich einen Roman aus dem Englischen nehme?“ fragte die Dame. „Eigentlich sind die englischen Geschichten die hübschesten.“ Sie sah forschend in Karl Niedermeyers Gesicht und spielte mit den Quasten ihres eleganten Muffes.

Karl Niedermeyer hatte einige Mühe mit dieser Dame, aber er war seiner Aufgabe gewachsen. Er stand auf der Höhe der Ansprüche, die an ihn gestellt wurden, und als die Dame den Laden verließ, ward ein Paket von Büchern für sie von einem der Lehrlinge zusammengeschnürt, welches fünfundsiebzig Mark wert war. Zufrieden ging Karl Niedermeyer neuen Geschäften entgegen und trocknete sich mit dem schneeweißen Batisttuche den Schweiß von der Stirn. Hatte er es doch fertig gebracht, während seiner Unterhandlung mit der kauflustigen Dame auch noch den strengen Herrn zu befriedigen und den Leutnants je einen Ebers, einen Julius Wolff und einen Felix Dahn zu verkaufen.

Da stieß er wieder auf den graubärtigen Privatgelehrten, der sich ganz ungeniert eines der wenigen Stühle im Laden bemächtigt hatte und in einem Kataloge las. Dr. Biester erhob den Kopf, blickte den eilfertigen jungen Buchhändler mit seinem satirischen Lächeln an und fragte: „Nun, welcher Autor ist denn dieses Jahr der berühmteste?“

„Ach, schweigen Sie,“ antwortete dieser, indem er sich gut gelaunt zum Ohre des Gelehrten niederbeugte. „Sie glauben ja doch an nichts.“

„Wie? Auch nicht an die Thorheit der Menschen?“

„O, an die Thorheit der Menschen, das glaube ich schon, aber ich denke, lieber Doktor, Sie brauchten nicht weit zu gehen, um die zu finden.“

„Sie meinen, ich sollte mich selbst betrachten, anstatt die Narren in ihrem Laden, lieber Sortimenter. Ha, welche

Weisheit doch oft unbewußt aus dem Munde der Unmündigen hervorbricht!"

„Das wollte ich nicht sagen. So grob zu sein, erlaubt sich nur der Herr Dr. Biester. Aber wenn hier wirklich Narren sind, was hat ein weiser Mann dann an ihnen zu betrachten?"

„Nun, beim Hunde, o Jüngling, glaubst Du denn, daß wir jemals über die Natur unserer Seele Aufschlüsse bekommen könnten, wenn wir nicht die Narren studierten? Und ist es nicht eine allerliebste Narrheit, daß die Leute hier neue Bücher kaufen, während sie die alten, im Laufe der Zeit erprobten Bücher noch nicht kennen?"

„Das kann ich keine Narrheit nennen, verehrtester Doktor, denn in den neuen Büchern steckt die größere Bildung der Neuzeit. Die Welt schreitet fort, und wer mag noch an Veraltetem kleben bleiben?"

„Das ist ein Gedanke, eines Sortimenters würdig!" sagte der Gelehrte. „Halten Sie ihn fest, junger Niedermeyer, und gehen Sie, dort erscheint eine junge Dame, die für sich allein mehr Ansprüche macht als all die andere Gesellschaft. Machen Sie ihr Ihren schönen Knix!"

Karl Niedermeyer blickte nach der Thür, und als er sah, wer dort eben eingetreten war, bemächtigte sich seiner eine ihm sonst ganz unbekannte Verwirrung, die so groß war, daß er vergaß, dem Dr. Biester auf seine Bemerkung so zu dienen, wie er es verdient hätte. Denn offenbar hatte diese Bemerkung einen boshaften Sinn. Im Ernste konnte jener nicht gemeint haben, daß die junge Dame, die eben gekommen war, übertriebene Ansprüche machte. Sie war im Gegenteil von sehr zurückhaltendem und jungfräulichem Auftreten. Dr. Biester hatte sich vielmehr eine Anspielung auf das besondere Verhältnis zwischen Karl Niedermeyer und dieser

jungen Dame erlaubt, welche keine andere war als Fräulein Anna Schottmüller.

Karl Niedermeyer war im ersten Augenblicke so bestürzt, daß er wünschte, einer seiner Brüder hätte sich dazwischen geworfen und ihn der Verlegenheit enthoben, mit Anna Schottmüller zu sprechen; im zweiten Augenblicke aber siegte bei ihm schon ein anderer Antrieb, und er stürzte vor, um seinen Brüdern zuvorzukommen und sich das Glück dieses Besuches nicht entgehen zu lassen. Er ward von geteilten Empfindungen bewegt. Es war sein Plan gewesen, nach Leipzig zu gehen, weil ihn die Nachricht von Annas Verlobung tief verletzt hatte. Zum erstenmal in seinem Leben hatte ihn, den altgeübten Kämpen auf dem Felde der Galanterie, eine ernstere Leidenschaft erfaßt. Er hatte sich entfernen wollen, um Busstedt nicht sehen zu müssen und zugleich um durch überraschende Erfolge im Verlagsgeschäfte Annas Augen und des Geheimen Kommerzienrats Sinne zu blenden. Er hatte Schottmüllers zeigen wollen, welchen Mann sie verschmäht hätten. In dieser Absicht hatte er auch der Firma Schottmüller ihren besten Arbeiter wegfangen wollen. Der Plan war jedoch noch nicht zur Ausführung gekommen. Der alte Niedermeyer, der im Hinterzimmer zwischen den Geldschränken mit seinem altersgrauen faltigen Gesichte wie ein Schätze hütendes Gespenst saß, hatte die notwendige Summe zur Einrichtung eines Geschäftes in Leipzig nicht herausrücken wollen. Er war ein wunderlicher Alter, er zog mit der linken Hand gern wieder zurück, was er mit der rechten gegeben hatte. Er genehmigte den Leipziger Plan und hielt dann doch im entscheidenden Augenblicke das Geld fest. Karl aber hatte nicht mit großer Dringlichkeit auf seiner Absicht bestanden, sonst würde er das Geld doch vielleicht bekommen haben. Es ward allerhand geflüstert, was ihm das Bleiben

in Neustadt auch wieder angenehm machte. Die Ereignisse im Schottmüllerschen Geschäfte waren kein Geheimnis für ihn geblieben, es schien ihm so, als sei eine Erkaltung zwischen Schottmüllers und dem Leutnant von Busstedt eingetreten, und er fing an sich mit der Hoffnung zu schmeicheln, die Verlobung könne zurückgehen, und dann würden seine eignen Vorzüge in ein helles Licht gerückt werden. Es kam ihm bei seiner ausgebreiteten Bekanntschaft sehr vieles zu Ohren.

Anna Schottmüller begrüßte ihn, als er sich mit dem süßesten Lächeln vor ihr verneigte, mit großer Unbefangenheit. Sie war gekommen, um einige Photographieen zu kaufen. Ihre Unbefangenheit war für Herrn Niedermeyers Geschmack eigentlich zu deutlich. Er hätte gewünscht, daß sie in seiner Nähe ein wenig von dem Benehmen der Lotosblume gegenüber der Sonne Pracht gezeigt hätte. Zwar war niemals zwischen ihnen beiden vom Ernst der Liebe die Rede gewesen, ihr Gespräch hatte sich vielmehr immer nur um solche Gegenstände gedreht, die ganz allgemein Gegenstand der Unterhaltung waren, aber er würde es doch gern gesehen haben, wenn Anna die beredte Sprache seiner Augen besser verstanden hätte. Offenbar war auch der Vorschlag seines Vaters gegenüber dem Geheimen Kommerzienrat gar nicht zu Annas Kenntnis gekommen. Er beschloß, so liebenswürdig wie möglich zu sein und, wenn es irgend anging, einen Blick in Annas Herz zu thun. Es war doch kaum denkbar, daß sie so ganz ungerührt von seinen Huldigungen bleiben konnte.

Nachdem er zuerst in verbindlicher Weise die schönsten Photographieen vorgezeigt und Anna ihre Auswahl getroffen hatte, lenkte er das Gespräch auf andere Gegenstände. Sie habe sich so lange Zeit nichts aus der Leihbibliothek geholt, sagte er, er erinnere sich nicht, sie seit drei Monaten auch

nur ein einziges Mal im Laden gesehen zu haben. Er sei seiner Sache sicher, sie sei wirklich seit einem Vierteljahre nicht dagewesen, denn wenn sie dagewesen wäre, so würde sich dieser Besuch unvergeßlich seinem Gedächtnisse eingeprägt haben.

Anna hatte ein stilles, ernstes Wesen. Sie richtete ihren ruhigen Blick auf seine glänzenden schwarzen Augen und sagte: „Ich bin in der letzten Zeit wenig zum Lesen gekommen.“

„Ich kann es mir denken,“ sagte Karl Niedermeyer lächelnd und mit einer kleinen Verbeugung, als erkenne er die Gründe, welche sie zum Nichtlesen habe, an, auch ohne sie zu wissen. „Ich meine,“ fuhr er fort, weil Annas Blick ihn zu fragen schien, „die eifrige Korrespondenz mit dem Herrn Bräutigam wird Ihre Zeit wohl sehr in Anspruch nehmen. Wie schade, daß der unerbittliche Dienst den Herrn Baron so bald nach der Verlobung entführen mußte. Daß doch die hohen Vorgesetzten oft so wenig Rücksicht nehmen!“

Indem er so sprach, ward Karl Niedermeyer von dem Drange geleitet, aus Annas Miene oder Worten etwas Näheres über ihren Herzenszustand herauszulesen. Busstedt war vierzehn Tage nach der Verlobung von Neustadt weg zur zweiten Schwadron versetzt worden, die in Berndorf, drei Meilen von Neustadt entfernt lag, und es waren sehr verschiedenartige Vermutungen über den Grund dieser Versetzung aufgetaucht. Aber Niedermeyers Hoffnung erfüllte sich nicht. Anna veränderte keine Miene und sagte nur, daß sie allerdings durch Briefschreiben mehr als sonst in Anspruch genommen würde.

„Ich habe gerade jetzt wunderhübsche neue Sachen in der Leihbibliothek,“ sagte Niedermeyer, auf ein anderes Thema hinübergleitend. „Und für Sie, mein gnädiges Fräulein,

liegen stets ganz frisch gebundene Bücher, die noch niemand gelesen hat, bereit."

„Wirklich? Das ist sehr freundlich von Ihnen," sagte Anna. Wäre Karl Niedermeyer jedoch nicht so sehr im Eifer und so sehr von Annas Gegenwart bestrickt gewesen, so würde er mehr auf den Ton als auf die Worte selbst geachtet haben. Denn dieser Ton sagte: „Ich begreife nicht, wie ich zu solcher Auszeichnung komme."

„O, für Sie, mein gnädiges Fräulein!" sagte er eindringlich und seufzte ein wenig. „Da ist ein neuer Band von Paul Heyse. Entzückend! Nein, mit welcher Zartheit, mit welcher Innigkeit, mit welcher Tiefe, mit welcher Wahrheit Paul Heyse die Empfindungen des Herzens darzustellen weiß!"

Ein halb unterdrücktes Lächeln schwebte um Annas Mund, und sie sah dabei so reizend aus, daß der junge Niedermeyer ganz von seinen Gefühlen hingerissen wurde. Er konnte es nicht lassen, ein wenig von dem Zustande seines eigenen Herzens zu offenbaren. Er mußte auf der Brücke der Heyseschen Dichtungen eine Verbindung zwischen Anna und ihm selber herstellen. „Und wie er den Schmerz der Liebe zu schildern weiß!" sagte er, indem er die Augen halb schloß, den Kopf rückwärts neigte und eine sanfte Melancholie über seine Gesichtszüge ausgoß. „Sind nicht seine Dichtungen eine beständige Klage über unverstandene Leiden? O, ich kann nur zu gut mit ihm fühlen. Wenn er ein Herz schildert, das in echter glühender Zuneigung für ein angebetetes Ideal brennt, aber verschmäht wird — wenn er beschreibt, wie ein Herz vergeblich hofft und von der rauhen Wirklichkeit zermalmt wird, wie Eifersucht und Liebe es quälen, wenn die Angebetete einem anderen zu teil wird, der sie unglücklich machen muß — dann verstehe ich Paul Heyse!"

„Kommt das in dem neuen Bande vor, den Sie mir geben wollten?" fragte Anna.

Karl Niedermeyer hatte während seiner Rede emporgeblickt und sah nun wieder Anna an. Zu seinem Mißvergnügen hatte Annas Lächeln jetzt einen etwas boshaften Ausdruck bekommen, obwohl sonst Bosheit ihrem lieblichen Gesichte fremd war.

„Ich möchte solche Sachen nicht lesen," fuhr Anna fort. „So etwas ist gar nicht mein Geschmack."

„Sie machte ihm eine kleine Verbeugung, nahm das Paket mit den Photographieen und wandte sich mit einer ruhigen Entschiedenheit zum Gehen, daß Karl Niedermeyer einsah, jeder fernere Versuch, sie günstig zu stimmen, werde die Sache nur verschlimmern. Sie hatte ihn verstanden. Karl Niedermeyer sagte sich, daß sie ihn verstanden habe und nichts von ihm wissen wolle. Er hätte sich gern selbst eine Ohrfeige gegeben. Er wurde blutrot vor Scham über seine eigene Dummheit. Als er sich umwandte, um in die Tiefen der Hintergründe des Ladens einzutauchen, stieß er wieder gerade auf den Dr. Biester, der mit Büchern unter dem Arme daherkam.

„Nun?" fragte ihn der Gelehrte mit satirischem Lächeln, „was haben Sie denn, Sie Schwerenöter? Sie sehen ja aus, als ob Ihnen die ganze Petersilie verhagelt wäre."

„O, gehen Sie zum . . .," antwortete Karl Niedermeyer wütend. „Ihr Eulengesicht verscheucht uns die Kunden!"

Sechstes Kapitel.

Anna wußte in der That nicht, daß der jüngste Niedermeyer ihr einen Altar in seinem Herzen errichtet hatte, auf welchem die Opferflamme beständig loderte. Sie hatte allerdings wahrnehmen können, daß er ihr eine besondere Aufmerksamkeit widmete, wenn sie mit ihm bei solchen Gelegenheiten zusammentraf, wie Konzerte, Bälle und andere Veranstaltungen zu Neustadts Nutzen und Vergnügen boten, und dann war ihr auch der Glanz von Karl Niedermeyers schwarzen Augen und weißen Zähnen nicht verborgen geblieben. Aber sie hatte derartige Erscheinungen nicht besonders beachtet und war in dem Wahne gewesen, Karl Niedermeyer leuchte vor ihr nur gewohnheitsmäßig und nicht anders als vor anderen Damen. Von des alten Niedermeyer ernstlichem Gespräche mit ihrem Vater hatte sie nichts erfahren. Erst nachdem Karl Niedermeyer von Heyses großer Dichtkunst gesprochen hatte, war es ihr zum Bewußtsein gekommen, daß etwas Ungewöhnliches vorliege. Sie dachte jedoch nur, Karl Niedermeyer habe sich ein wenig taktlos benommen, und zu tieferem Nachdenken über ihn hatte sie gar keine Zeit. Sie war von ihrem Verhältnis zum Leutnant von Busstedt zu sehr in Anspruch genommen. Dies Verhältnis war gar zu eigentümlich und hatte während der Monate, die es nun schon dauerte, ihren Frohsinn sehr gelähmt. Seit Anfang November hatte sie ihren Bräutigam nicht zu sehen bekommen. Er war

damals mit sehr ernster Miene bei ihr erschienen, um ihr zu sagen, daß er zur zweiten Schwadron versetzt worden sei und Neustadt zu seinem großen Schmerze verlassen müsse. Seitdem hatte sie nur schriftliche Lebenszeichen von ihm erhalten. Der Dienst nahm ihn so stark in Anspruch, daß er nicht auf einen einzigen Tag abkommen konnte. Unter dem Eindrucke der Ereignisse seit dem Jubiläum war Anna sehr nachdenklich geworden. Die Erschütterung der Firma, welche nach außen hin, dank den klugen und vorsichtigen Maßregeln der Geschäftsleiter, nur wenig bemerklich wurde, wirkte doch sehr stark im Inneren des Hauses. Es waren große Einschränkungen gemacht worden, Annas Pferd war verkauft worden, als ihr Bruder Friedrich seinen Abschied nahm und die Uniform mit dem Zivil, den Sattel mit dem Kontorbocke vertauschte, und Anna war von Natur zu ernsthaft angelegt, um gedankenlos über die Bedeutung solcher Veränderungen hinwegzugleiten. Sie war ihr lebenlang den Lilien auf dem Felde ähnlich gewesen, aber das hatte an ihrer Erziehung gelegen. Die Firma Friedrich Schottmüller war ein Boden, auf welchem Lilien, welche nicht säen und nicht ernten, prächtig emporblühen konnten. Sobald jedoch der Ernst des Lebens sich nur zeigte, trat Annas angeborene Natur hervor, und wenn sie ein Sohn anstatt einer Tochter gewesen wäre, so würde sie jetzt mit strengem Eifer die Zügel der Angelegenheiten in die Hände genommen haben. Aber sie war ein Mädchen und konnte nichts thun als die Einschränkungen im Hause vollständig billigen, und ihrerseits alles aufbieten, um dem Vater seine Aufgabe zu erleichtern. Zwar hatte der erste Ansturm sie überrascht, und diese erste Bestürzung hatte sie vermocht, mit Petersen so zu reden, wie sie mit ihm geredet hatte. Aber bald nachher dachte sie schon anders und bereute ihr Benehmen gegenüber Petersen. Es war ein starker Zug echter

Weiblichkeit in ihr, der sie zum Heilen von Wunden und zum Trösten betrübter Herzen hinführte. Das bewies sie ihrem Vater gegenüber. Der alte Herr war sehr still und gebrochen, der Stolz in ihm hatte eine schwere Wunde erhalten. Da zeigte Anna ihre sanfte Hand, und was sie konnte, das that sie, um ihn aufzurichten. Sie verstand jene himmlische Kunst der Frauen, mit einem kleinen Wörtchen, einem einzigen Blicke zur rechten Zeit, Balsam in zerrissene Herzen zu tröpfeln, die Kunst, mit kaum wahrnehmbarer Bewegung einen Mann, der fallen will, zu halten, wieder auf die Füße zu stellen und rechtschaffen weiterarbeiten zu lassen. Diese Kunst war jetzt im Schottmüllerschen Hause umsomehr am Platze, als die Frau Geheime Kommerzienrätin ihrem Gemahl das Leben nicht gerade erleichterte. Nicht mit Absicht war sie so wie sie war. Dennoch hätte der alte Herr gewünscht, sie hätte sich an irgend einem anderen Platze befunden als gerade da, wo er nach den Arbeiten und Sorgen des Kontors seine Erholung suchte. Sie hatte die beste Absicht. Sie wollte ihrem Manne verzeihen, daß er es nicht verstanden hatte, das Geschäft auf der Höhe zu erhalten. Es wurde ihr schwer, ihm zu verzeihen, aber sie bezwang sich und verlieh sich selbst eine Auszeichnung wegen ihrer Selbstüberwindung. Sie war so geartet, daß sie diejenigen Männer am meisten verehrte, welche es am weitesten gebracht hatten. Obwohl sie eine gute Christin zu sein glaubte, war ihr doch die eigentliche Bedeutung des Wortes: „Mein Reich ist nicht von dieser Welt“ noch verborgen geblieben. Hätte sie zu Christi Zeiten in Jerusalem gelebt und gesehen, daß nur zwölf Männer aus der untersten Klasse ihm nachfolgten, während er von der vornehmen Welt und von der Welt der Wissenschaft verurteilt wurde, so würde sie schwerlich an den Heiland geglaubt haben. Bei solcher Gemütsart wurde es ihr sehr schwer, ihren Gatten zu verehren und zu lieben,

nachdem sie erkannt hatte, es stehe nicht mehr gut mit seinem Geschäfte. Wie sehr würde sie ihn bewundert und angestaunt haben, wenn es ihr geglückt wäre, ihm das Adelspatent zu verschaffen! Aber nun, welch ein Abstand von dem, was sie ersehnt, bis zu dem, was wirklich war! Wenn daher nun dem Herrn Geheimen Kommerzienrat beim Mittagessen, beim Abendbrot und überall, wo er mit seiner Gattin zusammentraf, so recht deutlich wurde, welche Verantwortung er auf sich geladen habe, indem er sie einstmals gefreit, so ward ihm seiner Tochter Anna freundliches Gesicht doppelt lieb. Wenn er seine Schuld gegenüber der in ihren Erwartungen betrogenen Gattin empfand, so tröstete ihn das Gefühl, daß Anna ihn selbst dann noch lieben würde, wenn er am Bettelstabe einherginge. Sie erschien ihm wie dem gebeugten König Ödipus seine liebliche und tapfere Tochter Antigone.

Am Morgen nach dem Tage, an welchem Anna die Photographieen bei Niedermeyers gekauft hatte, saßen Mutter und Tochter zusammen am Kaffeetische im Stadthause. Das Gartenhaus war mit dem Beginne des kalten Winters verlassen worden. Sie waren allein, denn der Vater war bereits auf das Kontor gegangen, Friedrich aber war noch nicht erschienen. Anna hatte die Kaffeekanne für ihn auf die Spiritusflamme gestellt. Beide Damen waren mit Handarbeiten beschäftigt, Anna stickte ein Käppchen für ihren Vater zu Weihnachten.

Wie sie nun so über ihre Arbeit gebückt da saß, fiel ihr die schöne Rede Karl Niedermeyers vom vergangenen Abend ein, und unwillkürlich mußte sie lächeln. Ihre Mutter bemerkte dies und fragte etwas verwundert, welcher Art fröhliche Gedanken sie denn habe.

Anna erzählte. „Ist es nicht eine köstliche Idee vom jungen Niedermeyer," fragte sie, „sich mit Paul Heyses Faltenwurf zu drapieren?"

Ihre Mutter fand es gar nicht lächerlich. Sie wußte mehr von der Sache als Anna, hatte sich aber niemals über Niedermeyers Antrag ausgesprochen, der ihr als eine Demütigung erschienen war.

„Es ist mir sehr lieb, zu sehen, daß Du noch lachen kannst," sagte sie. „Ich an Deiner Stelle wäre, offen gestanden, nicht in der Laune dazu. Aber es ist ja gut, wenn man die Dinge mit Gleichmut nehmen kann."

„Sollte ich mich über Herrn Niedermeyer entrüsten, liebe Mama? Über einen solchen Allerwelts-Kourmacher, der oft gewiß gar nicht weiß, was er für dummes Zeug schwatzt?"

„Ich spreche nicht von Niedermeyer. Der ist mir sehr gleichgültig. Ich denke an Dein Verhältnis zu Busstedt, das mir für meine Person allmählich den Schlaf raubt. Aber, wie gesagt, glücklich ist die Jugend."

Anna errötete und wurde ernsthaft. Es war seit einiger Zeit ein seltsames Ding um ihre Gefühle. Sie wußte oft selbst nicht, wie es kam, daß sie so gefaßten Geistes war. Sie wollte sich zuweilen Vorwürfe darüber machen, daß sie nicht aufgeregt und unruhig sei. Zu Anfang, als ihre Verlobung auf Schwierigkeiten gestoßen war und als Busstedt Abschied von ihr genommen hatte, war sie sehr erregt und sehr traurig gewesen, aber allmählich war die Sorge um ihren Vater über ihre Gedanken Herr geworden, und die Bedrängnis des Geschäfts lag ihr beinahe mehr am Herzen als ihr eigener Kummer. Zuweilen kam es ihr sogar vor, als sei die Vergangenheit, der gedankenlose Leichtsinn früherer Zeit, das Spazierenreiten mit ihrem Bruder und Busstedt und all der lustige Zeitvertreib von damals gleich einem Traume hinter ihr zurückgeblieben und sie sei nun wach und vernünftig. Ihre Mutter konnte nicht begreifen, welch ein Wesen in Anna steckte. Sie wunderte sich über das Mädchen. Es wurde ihr schwer,

ja, es war ihr ganz unmöglich, sich in Annas Denkweise und Gefühle zu versetzen. Zuweilen versuchte sie mit etwas derberem Zufassen den Schleier zu heben, der ihr Annas Seele verhüllte, und so fand sie sich auch jetzt, als sie Annas Lächeln bemerkte und daraus auf einen beruhigten Gemütszustand der Tochter schloß, gleichsam gepricelt, etwas aus ihr herauszulocken. Sie war selbst so selten in einem beruhigten Gemütszustande und lächelte so selten stillvergnügt vor sich hin, daß ihr derartige Erscheinungen bei anderen Menschen fast wie eine Beleidigung oder Herausforderung erschienen.

„Ich glaube, ich werde recht alt," sagte sie. „Ich kann mich in das Leben und Treiben der Jugend heutzutage nicht mehr hineinfinden. Wenn ich an meine Jugend zurückdenke und mir vorstelle, daß ich mit einem Manne verlobt wäre, der sich so benähme, wie Busstedt sich benimmt, da würde ich es nicht aushalten können. Es müßte biegen oder brechen. Eins von beiden. Dieses Hinziehen, dieses Verhältnis, das weder warm noch kalt ist, könnte ich nicht ertragen."

Die Frau Geheime Kommerzienrätin hatte ihre Hände von der Näherei befreit und gestikulierte mit großer Lebendigkeit, dazu richteten sich ihre Augen funkelnd auf Annas Gesicht, und in ihrer bewegten Miene sprach sich deutlich aus, daß sie in der That so dachte wie sie sprach und ihrerseits in Annas Lage gewiß irgend etwas unternommen haben würde.

Auch Anna ließ ihre Arbeit ruhen, faltete aber die Hände in ihrem Schoße und sah die Mutter ruhig und nachdenklich an. „Ja, liebe Mama," entgegnete sie, „was würdest Du denn thun?"

„Irgend etwas," sagte sie, „irgend etwas Entscheidendes, etwas, was Klarheit in die Situation brächte." Die gute Dame war sich selbst durchaus nicht klar, was sie thun würde, nur das war gewiß, daß sie sich im kleinen etwa so benommen

haben würde, wie der Vesuv im großen. Es bedurfte bei ihr von Zeit zu Zeit einer Eruption, bei welcher zwar keine Lava, wohl aber heftige Worte, Geschrei, Thränen und Krämpfe losbrachen.

„Ich muß Busstedt in Schutz nehmen," sagte Anna nach einer kleinen Pause. „Er schreibt regelmäßig, er benimmt sich durchaus korrekt."

„Korrekt! Korrekt!" rief die Mutter. „Ein Bräutigam soll sich nicht korrekt benehmen! Warum ist er seit acht Wochen nicht hier gewesen, während er doch jeden Tag herüberreiten könnte?"

„Er hat so schweren Dienst."

„Dienst! Dienst! Ein Leutnant, der seine Braut gern besucht, hat niemals Dienst!"

„Du meinst also, liebe Mama, daß Busstedt nicht gern zu uns käme?"

„Zu uns? Wir können ihm wohl gleichgültig sein. Zu Dir, meine ich."

„Also zu mir käme er nicht gern? fragte Anna betrübt.

„Nun ja! So frag doch nicht so einfältig. Ein Bräutigam, wie er sein muß, läßt sein Pferd satteln und fliegt die drei Meilen in einer Stunde her."

„Das ist freilich wahr," sagte Anna traurig. „Aber Du mußt nur bedenken, Mama, daß ihm nicht viel Aufmunterung von unserer Seite zu teil geworden ist. Ich denke oft, die ganze Sache ist nicht so wie sie sein sollte. Der Vater hat sich nicht sehr über die Verlobung gefreut, und das muß Busstedt doch gemerkt haben. Seine Eltern haben uns nie besucht, nie geschrieben, und . . ."

„Wie Du das alles sagst!" rief die Mutter. „Es ist, als ob das alles gar nichts wäre!"

„Kann ich es denn ändern?" fragte Anna. „Ich habe das Gefühl, daß alles kommen wird wie es kommen muß. Der liebe Gott wird alles zum Besten lenken."

Die Mutter schüttelte den Kopf. „Das brauchst Du mir nicht zu sagen," entgegnete sie. „Daß der liebe Gott schließlich alles zum Besten lenken wird, das weiß ich auch."

„Es ist ein sehr unklares Verhältnis", fuhr Anna fort. „Zuweilen denke ich, daß wir unrecht thun, Busstedt nicht die volle Wahrheit zu sagen. Er ist gewiß in dem Wahne gewesen, daß wir sehr reich wären, und ist nun im Zweifel, ob er auch wirklich eine gute Partie macht. Wir sollten ihm offen sagen, daß wir nicht mehr reich sind."

„Und was erwartest Du von einer solchen Eröffnung?" fragte die Mutter, ganz verwirrt durch ihrer Tochter für sie unbegreifliche Naivetät.

„Ja, siehst Du, liebe Mama, ich glaube, daß Busstedt mich sehr gern hat und daß ich ihn auch sehr gern habe. Aber es ist für einen Mann sehr schwer, einen Hausstand zu erhalten. Das wird Busstedt wohl auch bedenken, und er wird sich sagen, daß er mit den Zinsen der Kaution allein nicht auskommen kann. Er ist ein sehr ordentlicher Mann und gar nicht wie Friedrich, der früher nur so in den Tag hineinlebte. Nun muß Busstedt doch gemerkt haben, was bei uns vorgefallen ist, und er besinnt sich, ob er auch seinen Pflichten in jeder Weise nachkommen kann."

„Dieses Mädchen macht mich rasend!" rief die Frau Geheime Kommerzienrätin und sprang von ihrem Sitze empor. Anna sah betroffen zu ihr auf. Schon drohte eine jener Szenen loszubrechen, wie sie jetzt noch häufiger als sonst im Hause vorkamen, als sich zum Glücke die Thür öffnete und Friedrich eintrat. Die Frau Geheime Kommerzienrätin setzte sich wieder hin, und Anna stand auf, um für den Bruder das Frühstück zu bereiten.

Friedrich hatte sich in seinem Äußern ziemlich stark verändert seit der Zeit, wo er noch in Dienst stand. Er hatte

eine andere Gesichtsfarbe bekommen. Früher bräunlich rot, war er nun blaß. Die Luft auf dem Kontor war ihm, wie seine Mutter mit Betrübnis sah, weniger zuträglich, als ihm die Luft des Feldes gewesen war, und der Verkauf der Pferde hatte bei ihm Mangel an Appetit zur Folge gehabt. Ob er sich auch in seinem Innern verändert hatte, war nicht so leicht zu entdecken. Er besuchte das Kontor ziemlich regelmäßig, und seine Mutter meinte, er hätte sich mit bewundernswerter Standhaftigkeit in sein Schicksal gefunden. Heute kam er recht spät zum Frühstück, und es fiel den Damen auf, daß er schwere Schuhe und dicke wollene Kniestrümpfe, sowie kurze Beinkleider trug.

„Willst Du auf die Jagd gehen, lieber Junge?“ fragte ihn seine Mutter mit einem zärtlichen Tone, der die vorausgesetzte Absicht von vornherein guthieß.

„Ja, ich muß einmal Luft schnappen,“ antwortete er. „Guten Morgen, Mama, guten Morgen, Anna. Ich halte es nicht aus, so einen Tag wie den andern drunten in dem Loche zu hocken. Baron Rinkitz hat mich eingeladen.“

„Ah, das freut mich,“ sagte seine Mutter. Sie hörte mit Genugthuung den Namen des Barons. So ging der arme Friedrich doch immer noch mit Kavalieren um. Es war nicht zu beschreiben, wie sehr sie bei dem Gedanken litt, daß ihr Haus seine Stellung in der guten Gesellschaft verlieren könnte.

Friedrich setzte sich indessen an den Tisch und roch an dem Kaffee, den Anna ihm eingeschenkt hatte. „Er ist wohl nicht ganz frisch gemacht?“ fragte er.

„Ich habe ihn Dir warm gehalten. Warum kommst Du so spät?“ erwiderte Anna.

„Natürlich, warum komme ich so spät? Es ist immer alles meine eigene Schuld.“

Er nahm ein Weißbrötchen, strich Butter darauf und ließ es dann auf dem Teller liegen.

„Hast Du wieder keinen Appetit, Friedrich? fragte die Mutter besorgt. „Du hast jetzt so selten guten Appetit."

„Ja, woher sollte der auch wohl kommen?" fragte Friedrich dagegen, indem er Tasse und Teller unberührt stehen ließ.

„Aber Du mußt doch wenigstens etwas genießen, ehe Du hinausgehst."

„Ja nun," sagte Friedrich, „wenn ich irgend etwas Herzhaftes bekomme, könnte ich am Ende einen Bissen genießen. Ist nicht zufällig noch ein kaltes Hühnerbein oder so etwas, und ein Tropfen Portwein übriggeblieben?"

„Anna, geh doch einmal in die Speisekammer," sagte die Mutter, „es muß noch eine gebratene Ente da sein. Und der Portwein steht hinter Dir auf dem Büffet. — Wer von den Herren ist denn noch mit auf der Jagd?" fragte sie dann Friedrich, als Anna hinausgegangen war. Friedrich nannte etwa ein Dutzend Namen. Es wären mehrere seiner früheren Kameraden und eine kleine Anzahl anderer Herren, die dem Sport ergeben waren.

„Du wirst Busstedt auch wohl zu sehen bekommen," fragte sie.

„Natürlich," erwiderte Friedrich. „Eine Jagd ohne Busstedt wäre ja gar keine Jagd."

„Achte doch darauf, wie er sich benimmt. Ich meine, was für ein Gesicht er gegen Dich macht. Es ist so ein eigentümliches Verhältnis mit ihm."

„Wie so? Hat er sich etwas zu schulden kommen lassen? Wenn es ihm einfallen sollte, zurückzutreten, so würde ich ihn fordern."

„Wie Du gleich aufbrausest!" rief die Mutter erschreckt. „So bedenke doch nur, daß Du jetzt ein Geschäftsmann bist."

„Du denkst wohl, ich vergäße das!“ sagte Friedrich mit bitterem Lachen. „Ich bedenke das unaufhörlich. Aber ich werde deshalb doch nicht vergessen, was die Ehre gebietet.“

„Busstedt hat sich gar nichts zu schulden kommen lassen. Er benimmt sich durchaus korrekt,“ sagte die Mutter, indem sie sich jetzt unwillkürlich des von Anna gebrauchten Ausdruckes bediente, den sie vorhin getadelt hatte.

„Weshalb soll ich dann auf sein Gesicht achten? Sein Gesicht ist mir nicht von solcher Bedeutung. Busstedt ist mein guter Freund, aber ich denke, er hat ebensowohl auf mein Gesicht zu achten, wie ich auf seines.“

„Du verstehst mich nicht, Friedrich.“

„Ich verstehe Dich recht wohl. Du meinst, Busstedt wäre kopfscheu geworden, weil er gemerkt hätte, daß Anna keine gute Partie mehr sei. Es ist möglich, aber Ehre ist Ehre, und Busstedt kann sich nicht zurückziehen. Aus diesem Grunde kann er sich nicht zurückziehen.“

„Still, ich höre Anna,“ sagte die Mutter. „Ich wollte, Du hättest gestern schon von der Jagd gesprochen.“

Anna trat wieder ein und brachte die Ente. Die Dienerschaft war beschränkt worden, und Anna that jetzt manches, was sie früher nicht zu thun gewohnt gewesen war. Aber sie war gern im Hause thätig, und ihre jetzige Beschäftigung war ihr lieber als das frühere Nichtsthun. „So, mein lieber Sohn, stärke Dich,“ sagte sie lächelnd zu Friedrich, indem sie ihm das Fleisch und den Wein hinstellte.

„Ich danke Dir,“ sagte er seufzend und fing an, die Ente zu zerschneiden mit der Miene eines Menschen, der sein schweres Los mit Würde zu ertragen entschlossen ist. Zwei Seelen wohnten in seiner Brust, und die eine wollte sich von der anderen trennen. Es ging ihm wie dem Doktor Faust, nur daß er sich der Gelehrsamkeit und des meta=

physischen Tiefsinns des Doktors nicht rühmen konnte. Er hatte die Einladung des Barons Rinkitz hauptsächlich deshalb angenommen, weil er dachte, vielleicht bei Gelegenheit der Jagd die reizende Komtesse Angelika sehen zu können. Das Gut ihres Vaters, des Grafen Werba, lag neben den Besitzungen des Barons, und die Komtesse war die intime Freundin der Baronin. Aber zugleich wünschte er, die Komtesse nie wieder zu sehen. Er hatte das Gefühl, sie sei völlig unerreichbar für ihn geworden, seitdem er nicht mehr den blauen Rock trug. Sie hatte immer etwas Unnahbares ihm gegenüber gehabt, und nun war doch wohl alle Hoffnung dahin. Er war unzufrieden mit sich selbst, daß er die Einladung angenommen hatte, und besaß doch nicht die Kraft, zu Hause zu bleiben. Überhaupt war seine Stellung zwiespältig. Er ging noch mit den früheren Kameraden um, aber die alte Wärme war nicht mehr da. Es waren nicht mehr die alten gemeinsamen Interessen, Höflichkeit war an Stelle der Kameradschaftlichkeit getreten. Auch im Kontor konnte Friedrich nicht recht warm werden. Er hätte sich wohl schnell dort eingewöhnt, wenn er gesehen hätte, daß es goldene Berge zu verdienen gegeben, unglücklicherweise aber war er zu einer Zeit eingetreten, wo das Geschäft sich durch Klippen und Strudel mühsam seinen Weg bahnte. Dazu hatte er noch immer wiederholte Demütigungen seiner Schulden wegen zu erleben. Er würde sich beruhigt haben, wenn nach einer bösen Katastrophe die Sache glatt und rein abgemacht worden wäre. Aber so verlief sie nicht. Der Kassierer hatte die Abwickelung in Händen und suchte zu retten, was zu retten war. Bei jeder neuen Rechnung kam er und fragte. Die Bezahlung wurde in die Länge gezogen, den Gläubigern wurden Abzüge gemacht und alles wurde so geschäftsmäßig betrieben, daß Friedrich bei der

immer wiederholten Mahnung an seine Thorheiten hätte aus der Haut fahren mögen. Aber niemand kann aus seiner Haut fahren oder über seinen Schatten springen, und er mußte alles in sich auskochen und dabei noch dankbar aussehen. Der Vater verstand keinen Spaß mehr. Der Mutter jedoch war es eine Genugthuung, zu sehen, daß Friedrich immer noch einen Umgang hatte, der ihren Neigungen schmeichelte. Es war ihr heute morgen eine angenehme Wahrnehmung, daß Friedrich zum Baron Rinkitz zur Jagd ging, und sobald ihr Sohn nach Beendigung seines Frühstückes schweren Schrittes hinausgestapft war, um sein Jagdkostüm zu vervollständigen, gab sie ihrer guten Laune Ausdruck.

„Es ist doch etwas Nobles in ihm,“ sagte sie zu Anna.

„O ja, liebe Mama,“ antwortete diese, „aber meinst Du nicht, daß er besser thäte, sich jetzt ganz dem Geschäfte zu widmen, statt die alten Liebhabereien wieder anzufangen?“

„Man kann ihm die kleine Erholung wohl gönnen, und es ist mir immer lieb, wenn ich sehe, daß er anständigen Verkehr hat,“ sagte die Geheime Kommerzienrätin. „Ich beurteile die Menschen nach dem Umgange, den sie haben. Sage mir, mit wem Du umgehst, und ich sage Dir, wer Du bist. Friedrich ist kein Mann, der sich jemals nach unten ziehen lassen wird, und das ist mein Stolz, das hat er von mir.“

Anna entgegnete nichts, aber ihre Mutter glaubte an der Art, wie die Tochter den Faden auszog, zu sehen, daß sie anderer Ansicht sei. „Man sieht es in der Neuzeit leider so oft,“ sagte sie nachdrücklich, „daß die Männer sich nach unten ziehen lassen. Das ist die materialistische Richtung des Zeitgeistes. Sie sitzen in den Bierhäusern, fühlen sich in Damengesellschaft nicht heimisch und heiraten schließlich

unter ihrem Stande. Deshalb flößt es mir immer eine gute Meinung von einem jungen Manne ein, wenn ich sehe, daß er gern in guter Gesellschaft ist. Ich weiß recht gut, daß die Tüchtigkeit im Berufe die Hauptsache ist, aber eines kann mit dem anderen bestehen, und da der liebe Gott einmal Unterschiede zwischen den Ständen gesetzt hat, so ist es nicht unsere Sache, das zu ignorieren. Ich für meine Person mache kein Hehl daraus, daß ich immer den Zug nach oben gehabt habe."

Anna richtete die dunkelblauen Augen nachdenklich auf der Mutter Gesicht. „Ich denke zuweilen, mir fehlt etwas," sagte sie. „Eine unvollkommene Beschaffenheit meiner Natur läßt mich manches, was in der Welt vorgeht, gar nicht begreifen. So geht es mir auch mit dem, was Du eben sagtest. Offenbar fehlt mir der Ehrgeiz oder wie man es sonst nennen will. Ich habe diesen Zug nach oben gar nicht. Ich kann mir vorstellen, daß ich unter ganz niedrigen Leuten lebte und doch glücklich wäre, wenn ich nur mit guten und liebevollen Gemütern zu thun hätte."

„Das sind solche Redensarten, mit denen sich allemal diejenigen Leute zu trösten suchen, die es zu nichts gebracht haben," sagte ihre Mutter mit mißbilligendem Tone.

„Wenn ich mir vorstelle, ich wäre schon Busstedts Frau," fuhr Anna fort, „so ist mir dabei der Gedanke, ich wäre eine Freifrau, gar nicht aufregend. Ebenso gern wäre ich eine einfache Frau Busstedt. Ich kann mir den Stolz wohl vorstellen, aber nur den Stolz auf tüchtige Arbeit. Ich bin stolz darauf, eines Buchhändlers Tochter zu sein, denn ich glaube, der Buchhändlerstand ist der vornehmste von allen Ständen, soweit es sich um nützliche Arbeit handelt. Der Buchhändler handelt mit dem vornehmsten Stoffe, den es überhaupt gibt: er handelt mit Geist. Wenn ich bedenke,

daß der Vater und der Großvater viele Tausende von guten Büchern in die Welt gesandt haben, aus denen die Kinder und die Erwachsenen Belehrung schöpfen, so bin ich stolz auf den Namen Schottmüller. Aber mir fehlt der Stolz, von dem Du sprichst. Ich würde nie auf den Gedanken kommen, mich auf der Leiter der Standesunterschiede emporzuquälen, noch dazu, wenn ich weiß, daß ich doch nicht auf die oberste Sprosse kommen kann. Denn wenn ich Freifrau bin, so ist ja eine Gräfin doch wieder über mir, bin ich Gräfin, so steht die Prinzessin höher und über der Prinzessin stehen Königin und Kaiserin. Die Hoffnung aber, daß mich einmal ein Kaiser heiraten würde, habe ich aufgegeben, seitdem ich nicht mehr an Tausendundeine Nacht glaube."

„Ich hätte mir freilich manche Mühe sparen können, die ich mir mit Deiner Erziehung gegeben habe," sagte die Mutter.

„Nein, wirklich, Du darfst mir nicht böse sein, liebe Mutter. Ich sage selbst: mir fehlt etwas. Ich begreife so vieles nicht, wovon immer geredet und geschrieben wird. Du begriffst vorhin nicht, daß ich so ruhig war. Offen gestanden: ich begreife nicht, was für ein Geschrei in den Gedichtbüchern und Romanen und Trauerspielen von der Liebe gemacht wird. Es fehlt mir auch da ein Begriffsorgan. Ich habe Busstedt sehr gern, aber daß ich wie Ophelia ins Wasser gehen sollte, wenn er mich sitzen ließe, das fiele mir nicht ein. Und wenn etwa der Vater sich in Not und Sorge stürzen sollte, um mir viel zu geben, so wollte ich lieber überhaupt auf das Heiraten verzichten."

Die Mutter schüttelte den Kopf und machte ein sehr unzufriedenes Gesicht. „Man sollte nicht denken, ein junges Mädchen zu hören," sagte sie. „In meiner Jugend war

mehr Poesie in der Welt. Wenn jetzt ein neunzehnjähriges Mädchen schon so prosaisch ist, kann man sich freilich über nichts mehr wundern. Busstedt allerdings würde sich sehr wundern, wenn er Dich so könnte sprechen hören. Er ist ein echter Kavalier, der sich schwerlich mit so spießbürgerlichen Anschauungen versöhnen würde."

„Unter uns gesagt, liebe Mutter," entgegnete Anna lächelnd — „ich bin hinter etwas gekommen, was mich zuerst sehr geärgert, nachher aber amüsiert hat."

„Was ist denn das?" fragte ihre Mutter verwundert.

„Busstedt schreibt doch regelmäßig zweimal in der Woche. Nun war mir etwas Auffälliges in seinen Briefen. Ich wußte selbst nicht, was es war, aber es war etwas Fremdes darin. Es klang so ganz anders als wenn er spricht. Die Ausdrucksweise war so kunstvoll, so gedrechselt. Schließlich kam ich auf eine Idee und ließ mir im Kontor einige Briefsteller geben. Da fand ich denn in dem einen meine Briefe wieder. Nicht genau. Ein Teil war echter Busstedt, der andere Teil aber, der kunstvolle, war aus dem Briefsteller."

„Und das sagst Du mit Lachen?" rief die Frau Geheime Kommerzienrätin.

„Liebe Mutter, kann ich es Busstedt übel nehmen? Kann ich deshalb geringer von ihm denken? Ein tüchtiger Offizier, der seine Reiter ins Feld zu führen versteht, braucht kein großer Schriftsteller zu sein. Es ist für viele Leute sicher keine Kleinigkeit, ihre Gefühle in wohlgesetzten Worten zu Papier zu bringen, und ihre Gefühle sind darum doch ebenso tief als die von anderen Leuten, die sich geläufiger ausdrücken. Ja, man soll nicht selten sehr gewandte Briefschreiber finden, die gar nicht so warm und innig fühlen, wie es nach ihren papiernen Versicherungen aussieht. Ich

habe es mir so erklärt, nachdem ich den ersten Ärger überwunden hatte. Busstedt hat so viele Briefe schreiben müssen, daß ihm wohl nicht die Gedanken, aber doch die Ausdrücke ausgegangen sind. Da hat er sich, wie die Leute mit einem lahmen Fuße, auf eine Krücke gestützt. Und daraus kann man ihm doch keinen Vorwurf machen. Ich wollte ihm zuerst mit einem Briefe aus dem Buche antworten, aber ich dachte, das hieße doch ihn zu sehr in Verlegenheit bringen und da habe ich es gelassen."

Während seine Mutter und Schwester sich dergestalt unterhielten und in ihren Anschauungen vom Leben himmelweit voneinander verschieden blieben, hatte Friedrich sich auf den Weg gemacht. Er traf sich mit den Jagdfreunden am Bahnhofe, die Gesellschaft stieg mitsamt den Hunden ein, fuhr bis zur nächsten Station und fand dort einen großen, mit vier Pferden bespannten Schlitten vor, den Baron von Rinkitz geschickt hatte. Zur bestimmten Stunde trafen sich alle Gäste auf dem Platze des Stelldichein. Außer den Herren aus Neustadt waren noch ein Dutzend Nachbarn und Freunde zusammengekommen: Gutsbesitzer und Dragoneroffiziere. Auch Busstedt war da. Er sah prächtig aus, wie aus einem Jagdstücke von Rubens geschnitten. Der Jagdanzug stand ihm fast noch besser als die Uniform. Er hatte einen alten zerdrückten grünlich-grauen Hut mit einer Spielhahnfeder auf dem rechten Ohr, und unter der breiten Krempe blickte sein Gesicht gar verwegen hervor. Ein grüner Jagdkittel mit vielen Taschen, hier und da mit verblaßten Blutflecken gesprenkelt, bedeckte die breite Brust und ward um den Leib von einem wildledernen Gurte zusammengehalten, woran das Weidmesser hing. Friedrich war einigermaßen gespannt auf sein Benehmen. Er hatte Busstedt seit Monaten nicht gesehen, und sie hatten nur kurze Billets

über den Fuchs, der noch in Busstedts Stalle stand, miteinander ausgetauscht. Es hatte sich gezeigt, daß das teure und sehr heftige Pferd schwer verkäuflich war. Busstedt, der mit dem Verkaufe beauftragt worden war, hatte gemeint, die Schuld daran trüge der Winter, wo die Offiziere ganz allgemein lieber verkauften als kauften.

Busstedt ging mit der offensten Miene auf Friedrich zu und schüttelte ihm die Hand. „Das ist recht, alter Junge," sagte er, „daß Du Dich doch einmal herausgerissen hast."

Friedrich fühlte in des Freundes Gegenwart wieder den seltsamen Druck, den dieser von jeher auf ihn ausgeübt hatte. Es war, als habe er in Busstedts Gesellschaft keine rechte Selbständigkeit mehr. Sie waren die besten Freunde gewesen und schienen es noch zu sein, aber so kordial Friedrich sich auch gegen den Freund zu benehmen bestrebt war — in Busstedts Nähe traute Friedrich sich weder ein gutes Reiten noch ein sicheres Schießen, noch irgend eine andere vorzügliche Leistung zu. Er suchte dies Gefühl der Unsicherheit oft durch einen etwas anmaßlichen Ton zu verdecken, aber es half ihm nichts. Niemand, und er selber auch nicht, ward dadurch getäuscht und zu der Meinung gebracht, daß Busstedt derjenige in dem Bunde sei, der gelenkt werde.

„Und wie geht es Deiner Schwester?" fragte Busstedt mit derselben offenen Miene.

„Sie hat mir Grüße für Dich aufgetragen," sagte Friedrich ganz gegen seinen Willen. Es war eine Unwahrheit, Anna hatte ihm nichts für ihren Bräutigam aufgetragen, aber Friedrich sagte in Busstedts Gegenwart oft etwas, was er gar nicht hatte sagen wollen und worüber er sich dann nachher ärgerte.

„Und wie geht es Deiner Frau Mama und Deinem Herrn Papa? Ich hoffe, sie befinden sich wohl."

„Ich danke Dir," entgegnete Friedrich, „sie befinden sich ganz wohl."

„Du wirst gewiß ungeduldig wegen Springflower sein," fuhr Busstedt fort. „Und ich versichere Dir, es ist mir beinahe peinlich, den Gaul zu reiten. Es sieht aus wie eigennützige Ausbeutung von Freundes Eigentum. Solltest Du eine Gelegenheit haben, ihn in Neustadt zu verkaufen, so sage es mir. Oder vielleicht nimmst Du ihn doch wieder in Deinen Stall. Die Geschäfte lassen Dir wohl so viel Zeit, daß Du täglich ein Stündchen reiten könntest. Es würde Dir sicherlich gut thun, Du siehst ein bißchen blaß aus."

„Nein, nein," entgegnete Friedrich. Er glaubte noch nie so deutlich wie in diesem Augenblicke gefühlt zu haben, daß er Springflower nicht reiten könne. „Es würde keinen guten Eindruck auf den Alten machen," fuhr er fort. „Ich muß jetzt den Geschäftsmann zeigen. Bitte, behalte den Gaul und sieh zu, daß Du ihn los wirst. Wenn nicht jetzt, so doch im Frühjahre. Natürlich je eher, desto besser, denn das Vieh frißt sich ja am Ende selber auf."

„Wir wollen sehen, was zu machen ist. Und nun, mein Junge," sagte Busstedt, den Freund beiseite führend, „habe ich noch eine Nachricht für Dich, die Dir hoffentlich nicht unangenehm sein wird. Ich sprach gestern die Komtesse. Sie wird Deinetwegen heute hier sein."

Friedrichs Herz pochte heftig. „Sie wird schwerlich meinetwegen hierher kommen," sagte er. „Der Gedanke ist mir zu schmeichelhaft, als daß ich mich ihm hingeben möchte."

Busstedt zog die weiße starke Hand aus dem Jagdmuffe hervor und strich sich bedächtig den langen rotbraunen Schnurrbart. „Die Weiber sind verschieden," sagte er dann. „Manche sind so spröde wie der Teufel und gehen los wie Schießpulver, wenn Du ihnen zu nahe kommst. Sind sie

aber einmal von jemand eingenommen, so kann er sie um den Finger wickeln."

„Woraus schließt Du denn, daß die Komtesse meinetwegen kommen wird?" fragte Friedrich, der nur zu begierig war, seine Zweifel beseitigt zu sehen.

„Du bist ein merkwürdiger Kerl, mein lieber Schott," sagte Busstedt. „Wenn Du halb das Zugreifen hättest, was Du haben könntest, so wärest Du der glücklichste Mensch. Ich sage weiter nichts. Du möchtest mich am Ende mit Figaro verwechseln. Beiläufig bemerkt, jetzt ist auch die ältere Schwester wieder im Hause, die geschiedene Frau von Kosteletz. Sie ist von einer langen Reise nach der Türkei zurückgekommen, scheint Schriftstellerin geworden zu sein und redete mir gestern allerhand vor, was für meinen beschränkten Verstand zu hoch war. Ich sah sie bei Malzows, wo wir ein Diner hatten. Es war von der heutigen Jagd die Rede und da hatte ich den Eindruck, als ob die Erwähnung Deines Namens nicht ohne Wirkung geblieben wäre. Komtesse Angelika sowohl wie ihre Schwester sagten, daß sie die Absicht hätten, heute abend bei Frau von Rinkitz zu sein. Wir werden sie also heute sehen."

„Ja, ja," sagte Friedrich, „das kann schon sein. Aber —"

„Was denn aber?" fragte Busstedt. Er blieb stehen, faßte seinen Freund ins Auge und sagte leise: „wir sehen uns jetzt leider nur selten. Ich möchte aufrichtig als Freund zu Dir sprechen, magst Du von mir nun denken wie Du willst. Der alte Graf hat kein Geld, seine Töchter sind ihm zur Last, und die Rückkehr der Frau von Kosteletz hat ihn wütend gemacht. Jetzt ist der Augenblick, wo Du zugreifen mußt. Besinne Dich nicht lange, oder das Glück ist Dir vielleicht für immer entschlüpft."

Siebentes Kapitel.

Die Jagd nahm ihren Verlauf. Über die beschneiten Felder und durch die kahlen Waldstücke des Barons von Rinkitz hindurch zogen sich die langen Ketten der Schützen, hier und dort blitzten Schüsse auf und stiegen blaue Pulverwölkchen zum Winterhimmel empor. Friedrich dachte jedoch weniger an die Hasen als an seine Liebe. Das Gespräch mit Busstedt hatte ihn mächtig aufgeregt, und die Bewegung in der frischen freien Luft erzeugte bei ihm eine unternehmende Stimmung. Er hatte das liebreizende Bild der Komtesse Angelika durchaus nicht aus seinem Herzen verbannen können, so sehr ihm der Verstand auch dazu riet, und nun stand es wieder lebhafter und lockender als je vor seinen Augen. Zu Hause war von der gräflichen Familie Werba selten und dann nur in einer gewissen ablehnenden Weise die Rede gewesen. Man redete in Neustadt in gut bürgerlichen und gesetzten Kreisen von dieser Familie wie von einer Erscheinung, die in den Rahmen hergebrachter Anschauungen nicht recht hineinpaßte. Der Ruf des Grafen Werba war nicht ganz tadellos, aber er war bei alledem ein zu vornehmer Mann, als daß man ihm den Respekt ganz hätte verweigern können. Es hieß, auf seinem Gute herrsche eine polnische Wirtschaft. Der Graf war Witwer und zog den Aufenthalt in Paris jedem anderen Aufenthalte vor. Als seine älteste Tochter von ihrem Manne, dem Major von Kosteletz,

geschieden wurde, hatte Neustadt die Nachricht als etwas aufgenommen, was sich wohl erwarten ließ. Von der Tochter eines solchen Vaters konnte man sich solcher Dinge wohl versehen. Da jedoch Werbas nur sehr wenig in Neustadt verkehrten und sich fast ganz auf den Umgang mit einigen Gutsnachbarn beschränkten, so wurde nicht allzuviel von ihnen geredet. Friedrich hatte die junge Komtesse auf einem Balle beim Baron von Rinkitz kennen gelernt, und sie hatte sogleich sein Herz mit sich fortgenommen. Aber warum, so fragte er sich heute von neuem, interessierte sich Busstedt so sehr für seine Flamme? War das Freundschaft? Empfand Busstedt das Bedürfnis, jemand glücklich zu machen? Das lag eigentlich nicht in Busstedts Charakter. Busstedt pflegte um seine eigenen Angelegenheiten weit mehr besorgt zu sein als um diejenigen seiner Freunde. Friedrich fühlte sich ihm gegenüber gern als gütiger Prinz und nahm trotz des Druckes, den Busstedts Persönlichkeit auf ihn ausübte, gern die Miene der Überlegenheit an. In diesem Gefühle dachte er, sich Busstedts Fürsorge gefallen lassen zu können. Er sah in ihr die Ergebenheit Busstedts und seine Dankbarkeit für so manchen Gefallen, den er mit seiner volleren Börse dem Freunde erwiesen hatte. Gleichwohl zischelte ihm ganz heimlich und leise eine spitze Zunge mißtrauische Wörtchen zu, und wenn sein Stolz es gelitten hätte, würde er die Befürchtung haben aufkommen lassen, es könne ihm mit Komtesse Angelika ähnlich ergehen wie mit dem Rassepferde. Dieses edle Tier bereitete ihm nachhaltigen Ärger. Er hatte es anfänglich gar nicht kaufen wollen, weil er sah, wie heftig es war. Aber die Miene, mit der Busstedt dabei gestanden, und die Bemerkungen, die dieser gemacht hatte, waren Veranlassung gewesen, daß sich in ihm der Gedanke erhoben hatte, er müsse das Pferd um jeden Preis

besitzen. Und nun durfte es nicht einmal den Anschein gewinnen, als bereute er den Handel.

Als es zu dunkeln anfing und eine Menge Wild geschossen worden war, führte Baron von Rinkitz seine Gäste dem Schlosse zu. Er hatte das Essen auf fünf Uhr bestellt. Das Schloß, ein alter Herrensitz mit so dicken Mauern, daß sie im Frühling die Winterkälte, im Herbste die Sommerwärme noch wochenlang festhielten, während draußen schon ganz andere Temperaturen herrschten, war behaglich erleuchtet, und die Herren erhielten Zimmer angewiesen, wo sie sich vom Schmutze der Jagd reinigen konnten. Alsdann begaben sie sich in den Speisesaal, und Friedrich sah mit Herzklopfen dem Erscheinen der Damen entgegen. Denn es hieß in der That so, wie Busstedt schon am Morgen verkündigt hatte, daß einige Freundinnen der Dame vom Hause, darunter die Töchter des Grafen Werba, gegenwärtig seien. Die Damen wollten an dem Jagdkostüm der Herren keinen Anstoß nehmen. Es war im Winter so langweilig auf dem Lande, daß sie sich die Gelegenheit zu guter Unterhaltung nicht entgehen lassen wollten.

Endlich kam der Augenblick. Baron von Rinkitz ging, den Damen zu sagen, daß die Jagdgäste hungrig wären, und gleich darauf kam seine Gemahlin mit sechs Freundinnen in den Speisesaal, und Friedrich sah der Komtesse entgegen. Er ging sogleich auf sie zu und begrüßte sie. Er war jetzt aber in ihrer Nähe so verwirrt, daß er alles vergaß, was er ihr Geistreiches hatte sagen wollen, und sich mit einigen gewöhnlichen Redensarten begnügen mußte. Sie aber heftete auf ihn einen seltsamen Blick ihrer feurigen schwarzen Augen. Wäre Friedrich nicht ganz im Anschauen der schlanken Gestalt und des feinen, wenn auch vielleicht etwas zu scharf geschnittenen Gesichts befangen gewesen, so daß ihm ruhige Beobachtung

unmöglich war, so hätte er bemerken können, daß der Blick der Komtesse für eine Sekunde von ihm weg auf einen anderen Punkt hin glitt, und daß in dieser Sekunde Busstedts Blick dem ihrigen begegnete. Busstedt hielt sich im Hintergrunde, seine stattliche Gestalt lehnte an einem der hohen Stühle von Eichenholz, die um die Tafel her gereiht standen, und sein kriegerisches Gesicht beherrschte gleichsam den Kreis.

Ein kaum merkliches Winken seiner Augen, ein verständnisvolles Aufleuchten zuckte zu der Komtesse hinüber, und ihm antwortete ein Blitz, den er so gut verstand, wie sie seinen Wink verstanden hatte. Aber Friedrich sah nichts davon, er bemerkte nur, daß die Komtesse ihn selbst in ungewöhnlicher Art, sinnend, beinahe forschend ansah und auf seine Anrede zuerst gar nichts erwiderte. Es war, als müsse sie sich erst zurechtfinden, sie ging erst nach einiger Zeit auf sein Gespräch ein und bewegte sich dann gleich ihm auf Gemeinplätzen. Die berauschende Vorstellung, welche sich Friedrich von dem Wiedersehen gemacht hatte, erfuhr eine ziemlich starke Ernüchterung.

Er hatte jedoch nicht viel Zeit, darüber nachzudenken, denn Baron von Rinkitz berührte seinen Arm und fragte ihn, ob er Frau von Kosteletz vorgestellt werden wolle. Er bemerkte, daß eine Dame, welche eine ihn überraschende Ähnlichkeit mit Komtesse Angelika besaß, ihn ansah und augenscheinlich seine Begrüßung erwartete. Er verneigte sich vor der Komtesse und ging mit Rinkitz auf diese Dame zu.

„Herr Friedrich Schottmüller — Frau von Kosteletz,“ sagte der Baron.

„O bitte, nicht Frau von Kosteletz,“ sagte die Dame. „Gräfin Julia Werba. Sie wissen doch, Herr von Rinkitz, daß ich meinen Familiennamen wieder angenommen habe.“

„Pardon, ich habe im Augenblicke nicht daran gedacht,“ entgegnete der Baron.

„Nicht als ob ich mich des Namens Kosteletz schämte,“ fuhr sie fort. „Mein früherer Gatte ist ein wackerer, ehrenhafter Offizier. Aber ich habe den Namen Werba wieder angenommen, weil er für mich die Freiheit bedeutet, der Name Kosteletz jedoch die Sklaverei.“

„Kolossal schneidig, wie immer, meine Gnädige,“ sagte Baron von Rinkitz lächelnd.

Friedrich betrachtete die Dame mit großem Interesse. Sie erschien seinem Buchhändlerauge wie eine vermehrte Ausgabe von Komtesse Angelika. Es war dieselbe schlanke Figur, doch waren die Formen voller als bei der jüngeren Schwester, welche beinahe mager zu nennen war. Es war dasselbe schwarze Haar, es waren dieselben schwarzen Augen und energischen Gesichtszüge, nur daß alles mehr ins Extrem getrieben erschien. Wenn Komtesse Angelika pikant genannt werden konnte, so durfte man Gräfin Julia eine Amazone nennen. Sie trug ihr Haar glatt und fest und zu einer kleinen Krone auf dem Hinterkopfe verschlungen, ein leinener Stehkragen schloß fest um ihren schlanken Hals zusammen und sie war in eine dunkelblaue Trikottaille und einen enganliegenden Rock von derselben Farbe gekleidet. Sie fragte Friedrich, ob er der berühmten Firma Schottmüller in Neustadt angehöre, und er antwortete ihr darauf. Dann machte sie ihm einige Komplimente über den Ruf der Firma, der über die Grenzen Deutschlands hinaus gedrungen sei. Doch wurden sie bald getrennt, denn Baron Rinkitz bat die Gesellschaft Platz zu nehmen, und Friedrich erhielt zu seinem Entzücken den Stuhl zur Linken von Komtesse Angelika. Die Sache war nicht ganz zufällig. Friedrich hatte bemerkt, daß Busstedt dem Baron etwas zugeflüstert und daß dieser

mit dem Kopfe genickt hatte. Er sah mit dankbarem Gefühle zu Busstedt hinüber, der ganz bescheiden am unteren Ende der Tafel zwischen zwei Herren Platz nahm. Es war eine aufregende und selige Stunde für Friedrich. So nahe neben der Schönen, gleichsam im Bannkreise ihrer Persönlichkeit, unter dem Feuer ihrer Augen und im Anblicke des Spiels ihrer Hände, vergaß er sich selbst und die Welt. Sie war artig und höflich, und er war so berauscht von ihrer Gegenwart, daß es ihm so vorkam, als sei sie im höchsten Grade liebenswürdig gegen ihn. Mehrere Male richtete sie wieder jenen sinnenden Blick auf ihn, und ein heimlicher Gedanke schien sie zu beschäftigen. Sie war ziemlich schweigsam, und Friedrich trug den größten Teil der Unterhaltung, aber, wie es leicht demjenigen ergeht, der selber spricht: er glaubte, daß die Unterhaltung ungemein lebhaft sei. Nur die Gelegenheit, seinen Gefühlen deutlichen Ausdruck zu geben, bot sich nicht, und das bemerkte Friedrich erst, als die Tafel aufgehoben wurde. Er glaubte, kaum eine Viertelstunde zu Tische gesessen zu haben, und ward sich plötzlich bewußt, daß er wiederum von alledem, was er hätte sagen können, noch nichts gesagt habe. Das Gespräch hatte bei ganz gewöhnlichen Gegenständen verweilt. Und als die Gesellschaft sich nun erhoben hatte und in das Nebenzimmer gehen wollte, war plötzlich Gräfin Julia da und bemächtigte sich seiner.

„Mein Schwesterchen hat Sie mir entführt," sagte sie. „Und ich hätte mich so gern mit Ihnen unterhalten. Diese Leute wissen alle nichts als Jagd und Krautjunker-Krimskrams. Wie mir Deutschland zopfig vorkommt, nachdem ich es ein paar Jahre lang nicht gesehen habe! Es gibt nur ein China, und das heißt Deutschland."

„Sie waren im Orient, wie ich gehört habe," erwiderte Friedrich. Er sah sich halb gegen seinen Willen von Gräfin

Julia in eine Fensternische geführt und blickte vergeblich nach Angelika aus, die im Strome der übrigen Gesellschaft fortgeschwommen war.

„Ja, ich reiste mit einer englischen Familie und zum Teil auch allein. Wir waren in Ägypten, Syrien, Griechenland, Konstantinopel und so weiter. Setzen Sie sich doch, Herr Schottmüller, wir können hier ganz ungestört ein Weilchen plaudern."

Friedrich setzte sich der Gräfin gegenüber in die Nische, die so tief war, daß sie ein kleines Gemach für sich bildete. Sie waren beide von der übrigen Gesellschaft abgetrennt, die sich in mehreren Räumen verteilt hatte.

„Wollen Sie nicht rauchen?" fragte die Gräfin. „Ich sehe, daß sich dort einige Herren Zigarren anzünden. Genieren Sie sich meinetwegen nicht. Ich kann den Tabaksdampf vertragen. Soll ich Ihnen eine Zigarre holen?"

Friedrich versicherte, daß er nicht rauchen wolle, und die Gräfin hielt ihn im Gespräche fest. „Es besteht eine geistige Verwandtschaft zwischen uns beiden, von der Sie wohl nichts ahnen," sagte sie. „Sie sind Buchhändler, ich bin Schriftstellerin. Ich habe im Laufe meines Lebens Erfahrungen gemacht, von denen ich überzeugt bin, daß sie wert sind, der Welt bekannt zu werden. Ich habe den Namen Schottmüller vielfach mit Auszeichnung nennen hören, und ich glaube, daß ich mich wohl entschließen könnte, Ihrer Firma meine Manuskripte anzuvertrauen."

Friedrich fühlte sich ein wenig enttäuscht durch diese Eröffnung. Er war bereits wenig erbaut davon, daß man ihn von Angelika getrennt hatte, und nur der Gedanke, daß er doch mit ihrer Schwester rede und so gewissermaßen indirekt bei Angelika sei, tröstete ihn ein wenig. Er konnte sich diesem lebhaften und schönen Gesichte gegenüber in der Illusion

wiegen, er sähe Angelika selbst, und außerdem war es doch eine Annäherung an die Geliebte, wenn er die Freundschaft der Schwester gewann. Daß aber Gräfin Julia von Manuskripten zu sprechen anfing, erfreute ihn gar nicht. Er war nicht als Buchhändler hierher gekommen, Bücher und Papier lagen weit hinter ihm in wesenlosem Scheine.

„Welcher Art sind diese Manuskripte?“ fragte er. „Ich meine, worüber haben Sie geschrieben, gnädigste Gräfin?“

„O, es ist vielerlei,“ sagte sie. „Ich habe eine ganze Sammlung angelegt, und wenn ich einmal Vertrauen zu einem guten Verlagsgeschäfte gewänne, so würde ich am liebsten alles in eine Hand geben. Da habe ich unter anderem eine Beschreibung meiner levantinischen Reise. Wenn Sie einen guten Illustrator besorgen wollten, der die nötigen Bilder nach meinen Skizzen anfertigte, so könnten Sie ein Buch daraus machen, das sicherlich Aufsehen erregen würde. Ich habe mehr gesehen als sonst Reisende zu sehen pflegen. Es kommt alles auf die Augen an, mit denen man sieht, und auf noch einiges andere. Ich versichere Sie, ich habe immer verstanden, mir Platz zu machen und mich dorthin zu stellen, wo ich stehen wollte.“

Gräfin Julia sah so aus, daß man einer solchen Versicherung Glauben schenken konnte. Friedrich betrachtete sie mit einer Bewunderung, die durch das Gefühl der Enttäuschung nur wenig Eintrag erlitt. Sie war wirklich schön. Ihre tiefdunklen Augen leuchteten, ihre etwas matte und ins Gelbliche spielende Gesichtsfarbe belebte sich, indem sie sprach, und ihre schmale, beinahe adlerartig gebildete Nase konnte einer lebhaften Phantasie wie der scharfe Bug eines Schiffes erscheinen, das die widerstrebenden Wellen des Lebens durchschneidet. Trotz seiner Bewunderung antwortete Friedrich jedoch vorsichtig.

„Die Firma Schottmüller, das Geschäft meines Vaters,“ sagte er, „hat hinsichtlich der Verlagswerke bestimmte Grenzen, und Sie wissen wohl auch, gnädige Gräfin, daß es für jedes Buch vorteilhaft ist, wenn es dort erscheint, wo es sich in den allgemeinen Rahmen einfügt.“

„O ja,“ entgegnete sie. „Ich weiß es zwar nicht, denn ich bin völlig unerfahren im Buchhandel, aber ich kann es mir vorstellen. Es gibt hier, so meinen Sie, Spezialisten, wie anderswo auch. Wie die Ohrenärzte Ohren behandeln und die Augenärzte Augen, so gibt es Buchhändler, die Reisebeschreibungen verlegen, und Buchhändler, die Romane verlegen. Und einer pfuscht dem anderen nicht ins Handwerk. Ist es das, was Sie meinen?“

„Nun, so ungefähr, wenn auch nicht ganz,“ entgegnete Friedrich lächelnd. „Unsere Firma hat einen ziemlich vielseitigen Verlag, obwohl es allerdings lauter wissenschaftliche Werke sind.“

„Wissenschaftliche? Und was verstehen Sie denn unter Wissenschaft? Nicht wahr, wenn jemand noch nicht weiß, wie der Orient beschaffen ist, und er lernt es dann aus einem Werke, welches den Orient so darstellt wie er wirklich ist, so hat er doch Wissenschaft gewonnen.“

„Gewiß,“ antwortete Friedrich. Er wäre der Gräfin gar zu gern gefällig gewesen. „Ich würde mich sehr freuen, wenn Sie mir Ihr Werk zur Einsicht anvertrauen wollten,“ fuhr er nach einer kleinen Pause fort.

„Sehr gern,“ sagte sie. „Ich werde Ihnen das Manuskript samt den Skizzen übergeben. Sie überlegen die Sache und geben mir Antwort. Ich wohne auf dem Gute meines Vaters. Sie kennen es ja. Übrigens besitze ich, wie ich schon erwähnte, auch noch andere Manuskripte.“

„Und worüber haben Sie noch geschrieben?“ fragte Friedrich.

Gräfin Julia schwieg eine Weile und sah ihn mit ihren feurigen Augen an. Es war Friedrich ganz eigen zu Mute. Die Dame fing an, ihn mit den Reizen zu umstricken, die sie von Angelika entliehen hatte.

„Wenn ein ägyptischer Fellah schriebe," sagte sie, „worüber würde er schreiben, wenn nicht über seine Befreiung von dem Kurbatsch des Steuereinnehmers? Wenn ein Neger schriebe, worüber würde er seinem Herzen Luft machen, was würde er schreiben, wenn nicht über die Gleichberechtigung der schwarzen und der weißen Haut? Worüber könnte wohl das Weib in unserer Zeit schreiben, wenn nicht über die Emanzipation des Weibes? Ich begreife nicht, wie eine Frau die Feder in die Hand nehmen mag, ohne aus ihr ein Stilett zu machen, womit sie ihre Freiheit verteidigt. Das erschreckt Sie natürlich. Wir sind ja in Deutschland."

„Ich bin durchaus nicht erschreckt. Was Sie sagen interessiert mich in hohem Grade. Ich bin nur überrascht."

„Meine Worte sind besonderer Art," fuhr Gräfin Julia fort, „ihre Wirkung liegt in der Zukunft, sie sprengen die Bande, in denen das Weib und in denen damit das ganze Volk schmachtet. Denn in den Beziehungen zwischen Mann und Weib liegt das Geschick der Völker. Ja, wenn ich einen hellblickenden, thätigen Mann fände, der das Werkzeug meiner Ideen werden wollte, einen intelligenten, furchtlosen Verleger, der es wagte, meine Werke in die Welt zu schleudern — ich wollte die Erde erschüttern. Und diesen Mann wollte ich zum Millionär machen."

Friedrich ward von der Flamme, die aus diesem Vulkane hervorbrach, entzündet. Er hatte dergleichen nie gehört. Er hatte schon viele Schriftsteller kennen gelernt, aber die Herren, welche im Schottmüllerschen Hause verkehrten, waren gute stille Leute gewesen, Männer mit Brillen und Glatzen, ver-

ständige Leute, die von Geographie, Geschichte und sonstigen harmlosen Gegenständen geredet und niemandes Blut in Wallung gebracht hatten. Aber obwohl ihn diese Dame elektrisierte, empfand er gegenüber einer so neuen Erscheinung eine gewisse Verlegenheit. „Es würden gewiß viele Buchhändler gern Millionäre werden wollen, wenn das in dieser Weise so ganz sicher wäre," sagte er mit einem gezwungenen Lächeln.

„Sicher!" sagte sie. „Was ist sicher auf dieser rollenden Erde? Die Felsenrippen der Insel Chios schienen uns sehr fest zu stehen, als wir aber in den Hafen einlaufen wollten, sahen wir vom Verdeck aus plötzlich die Häuser vom Erdbeben geschüttelt, als ob ein Kind seine Spielsachen durcheinander würfe. Sicherer aber als der feste Erdengrund steht die Wahrheit, daß alles nach Vollendung drängt, daß alles in ewigem Fortschreiten begriffen ist. Warum ich so zu Ihnen spreche? Weil Sie persönlich mir den Eindruck machen, als ob Sie ein Mann wären, der noch begeisterungsfähig ist. Ich will einen Verleger haben, der kein trockener Zahlenmensch, kein verkörpertes Geschäft ist, sondern der nicht nur Buchhändler, sondern auch Mann ist. Nur wo die Begeisterung lebt, kann der Erfolg blühen. Alles Große bedarf der Begeisterung, und daß es so wenig Großes bei uns gibt, das liegt daran, daß wir so wenig Männer haben, so wenig Charaktere. Alle sind nur Kopieen, blasse Reproduktionen, alle sind in der Einseitigkeit ihres Berufes verknöchert, versteinert, eingetrocknet. Es gibt Juristen, es gibt Theologen, es gibt Soldaten, doch es gibt keine Männer. Aber Ihnen traue ich noch etwas zu. Ich glaube an Sympathie. Und ich will Ihnen sagen: für den Buchhandel ist nur Eines sicher. Er hat sich an das unbewußte Sehnen des Volkes zu wenden, um groß zu sein. Er soll im Dunklen sehen können, das

bedeutet sein Wappentier, die Eule, der kluge Vogel der Minerva. Was im Volke keimt, was da werden will, aber noch nicht ist, das soll der Buchhändler erkennen, sonst ist er nur ein armer Schächer. Er soll die rechten Geister entdecken, die Schriftsteller, welche etwas zu sagen haben, die erleuchteten Geister, welche der Menge vorauf sind. Sind doch die meisten Schriftsteller nur Wiederkäuer. Der Buchhändler soll ans weite Sonnenlicht befördern, was das Genie in seiner Einsamkeit gebar. Harriet Beecher-Stowe befreite die schwarze Rasse von der Knechtschaft, sie ahnte die Zukunft und wagte auszusprechen, was Millionen dunkel träumten. Ihr Verleger verkaufte von Onkel Toms Hütte in sechs Monaten mehr als eine Million Exemplare. Ich will Ihnen einen Roman geben, der das weibliche Geschlecht aus der Knechtschaft befreit, und wir werden um so viel größeren Erfolg haben als jene Amerikanerin und ihr Verleger, wie die Frage der Emanzipation des Weibes größer ist als die Negerfrage." —

„Die Negerfrage," fuhr die Gräfin fort, „betraf nur eine einzige Rasse, die Frage der Emanzipation des Weibes betrifft das ganze Menschengeschlecht. Besuchen Sie mich, ich werde Ihnen aus meinem Romane vorlesen. Sie sind mir jederzeit willkommen. Sie können leicht von Neustadt herüberfahren. Wir dinieren um fünf Uhr. Bestimmen Sie einen Tag und kommen Sie zum Essen. Wir haben dann den Abend für uns, und ich bringe Sie in meinem Ponywagen zur Station zurück."

Während Gräfin Julia so mit Friedrich sprach und er in einer Art von Schwindel zuhörte, spielte sich in einem anderen Raume des Rinkitzschen Schlosses eine Szene ab, welche Friedrich, wenn er sie hätte beobachten können, noch mehr in Erregung versetzt haben würde, als schon diese Unterhaltung in

der Nische that. Komtesse Angelika hatte, sobald sie vom Tisch aufgestanden war und die Gesellschaft sich in den Gemächern verteilte, ihre Augen suchend umhergesandt, um Busstedt zu entdecken. Er hatte bei Tisch in der weitesten Entfernung von ihr unter mehreren Herren gesessen, die ihre Aufmerksamkeit auf die guten Gerichte und Weine des Barons von Rinkitz gerichtet hatten, und war in so lebhafter Unterhaltung mit diesen Herren gewesen, daß er, wie es ihr schien, nicht ein einziges Mal herübergesehen hatte. Und nun schien er völlig verschwunden zu sein. Sie hielt sich eine Weile im Zimmer der Baronin auf, sah ihre Schwester mit Friedrich in der Nische sitzen, tauschte einige Redensarten mit den Damen und Herren aus, die sich um den großen Tisch vereinigt hatten, blickte aber vergeblich nach Busstedt aus. Es wurde Kaffee präsentiert, die Herren brannten sich Zigarren und die Baronin von Rinkitz eine Zigarrette an, Komtesse Angelika verschmähte Kaffee und Zigarrette und ging weiter. Sie kam in das Zimmer des Barons und fand hier denjenigen Teil der Herrengesellschaft, der sich aus Damen nichts machte, beim Bier und in einer Unterhaltung, die offenbar zu kräftig für den Salon war. Als sie die Thür öffnete, schallte ihr brüllendes Lachen entgegen, und als sie eingetreten war, sprangen einige Herren höflich von ihren Sitzen auf. Sie sah Busstedt auch hier nicht. Dankend lehnte sie den Platz ab, der ihr angeboten war und ging in das dritte Zimmer. Sie kannte die Ortsgelegenheit und wußte, daß der Baron noch ein kleines Gemach nebenan besaß, welches er seine Bibliothek nannte. In seinem Wohnzimmer waren so viele Geweihe, Gewehre und sonstige Attribute des Sports, daß für Bücher kein Platz war. Und nun fand sie endlich, was sie suchte. Hier saßen fünf Herren um einen Spieltisch, und unter ihnen war Busstedt. Er hatte ein Spiel Karten im Kreise vor sich liegen, ein anderes in

Händen und sagte gerade, als sie eintrat: „à droite, à gauche.“ Die Herren waren so vertieft in ihr Spiel, daß sie Komtesse Angelika nicht bemerkten. Diese blieb Busstedt gegenüber stehen und sah ihn an. Er hielt eine Meerschaumspitze mit den Zähnen, die qualmende Zigarre ragte weit unter dem starrenden Schnurrbarte hervor, die Augen waren fest auf die Karten und auf die darauf liegenden Geldstücke gerichtet, und sein Gesicht trug den Ausdruck des Raffens und Haltens. Ein wehmütiger Zug erschien in Angelikas Miene. Er sah für sie so schön und so grausam aus.

Obwohl sie sich ganz ruhig verhielt, mußte ihr eifriger Blick doch wohl einen Eindruck auf sein Gefühl gemacht haben — oder war es nur Zufall, daß er emporblickte, genug, seine Augen begegneten plötzlich den ihrigen, und seine Miene veränderte sich. Er legte die Karten hin, nahm die Zigarre aus dem Munde und verneigte sich mit kaum merklichem Beugen des Kopfes. Doch nahm er die Karten gleich darauf mit einem um Entschuldigung bittenden Blicke auf Angelika wieder zur Hand und spielte weiter. Die übrigen Herren schienen der Dame Anwesenheit gar nicht zu bemerken. Es war noch ein Diener im Zimmer, der heißen Punsch präsentierte, so daß sie auf die Bewegung um sie her nicht achteten. Angelikas Blick haftete jedoch so eindringlich und andauernd auf Busstedt, daß er sich dem stummen Winke nicht entziehen konnte. Als das Spiel vollständig abgezogen war und das Setzen von neuem begann, übergab er die Karten seinem Nebenmanne, stand auf und näherte sich ihr.

„Ich muß Dich sprechen,“ sagte sie mit kaum hörbarer Stimme.

„Sehr gern,“ antwortete er ebenso leise. „Aber meinst Du nicht, daß es Aufsehen erregen wird?“

„Folge mir,“ sagte sie befehlend. Damit ging sie einem Ausgange zu, der nicht in das Wohnzimmer des Barons,

sondern nach der entgegengesetzten Seite führte, und trat in einen Flur, der nur schwach von einer entfernten Lampe und zugleich vom Monde erleuchtet war. Es war ein mit Steinen belegter schmaler Gang, der nach dem Hauptflur führte. In der Nähe der Bibliothekthür befand sich ein Fenster, durch welches der Nachthimmel und die beschneite Erde hereinblickten. Busstedt folgte ihr auf dem Fuße, und dann wandte sie sich gegen ihn und blickte ihn vorwurfsvoll an. Sie standen nahe am Fenster, und es war eben hell genug, um sich gegenseitig sehen zu können. Er lehnte sich rückwärts an die Mauer, sah mit trotzigem Ausdruck in ihr blasses Gesicht und sagte: „Du bist ein wenig unvorsichtig, Angelika. Es sind genug Augen und Ohren um uns herum, und wenn uns zum Unglück jemand bemerken sollte, so ist des Schwatzens über Dich kein Ende.“

„Und meinst Du, daß ich mir daraus noch etwas machen würde, Hans?“ fragte sie.

„Ich weiß nicht, warum Du Dir daraus nichts machen solltest.“

„Dann will ich es Dir sagen, Hans. Weil ich so unglücklich bin, daß mir nichts mehr von Leid geschehen kann. Es giebt eine Grenze und darüber hinaus fühlen wir nichts mehr. Ich bin an der Grenze angekommen, Du hast mich dahin gebracht, und nun soll es mir wohl sehr gleichgültig sein, ob auch noch über mich gesprochen wird.“

„Liebe Angelika,“ sagte er, „Du liebst die übertriebenen Ausdrücke. Du wirfst Dich in eine fabelhafte Passion hinein. Ich begreife das gar nicht.“

„Du begreifst es freilich nicht,“ entgegnete sie zischend vor Zorn. „Du benimmst Dich gegen mich, wie nur Du imstande bist Dich zu benehmen. Ein herzloser, kalter grausamer Verräter bist Du.“

Er preßte die Lippen zusammen, und ein Blitz flammte aus seinen Augen hervor, die hier im Dämmerschein mehr als im vollen Lichte ihre eigentümlich phosphoreszierende Eigenschaft zeigten. Gleichwohl mußte er doch fühlen, daß diese Beleidigung nur der auf die Spitze getriebene Ausdruck heißer Liebe war, und ein Lächeln folgte auf den Zornesblick.

„Wir wollen uns doch nicht ereifern," sagte er. „Obwohl ich es fast für vergeblich halte, Dir Vernunft zu predigen, möchte ich Dir doch wiederholen, was ich Dir schon mindestens ein Dutzend Mal gesagt habe. Ich kann nicht mehr thun als ich gethan habe. Du mußt nun für Dich selber klug sein. Mit leidenschaftlichen Ausbrüchen wird nichts gebessert. Warum befolgst Du meinen Rat nicht?"

„O, wie ich Dich verachte!" rief sie mit unterdrücktem Tone. „Nicht wahr, Du möchtest mich verkaufen, nun Du mich satt hast, damit ich jedes Recht auf Ansprüche an Dich verliere! Ein schmählicher Handel! Aber Du irrst Dich, wenn Du glaubst, mich so abschütteln zu können. Du hast mich zur Verzweiflung gebracht, und Du sollst sehen, was ich in der Verzweiflung thun kann."

„Ich traue Dir alles mögliche zu, meine liebe Angelika," sagte er. „Aber am liebsten würde ich Dir etwas Vernünftiges zutrauen. Und wenn ich mich nicht sehr irre, bist Du auch viel vernünftiger als Du Dich anstellst, und benutzest hier nur die Gelegenheit, wieder einmal Deine üble Laune an mir auszulassen. Denn ich sah Dich doch vorhin in der muntersten und freundlichsten Unterhaltung mit einem gewissen jemand, der bis über die Ohren in Dich vergafft ist. Nein, nein," fuhr er fort, als sie eine lebhafte Bewegung machte, „nicht diese unnötige Aufregung! Du weißt, wie ich für Dich fühle, laß uns darum klar darüber werden, wie in Wahrheit unsere Lage ist. Wir können uns nicht heiraten. Wir würden uns nur zu

Grunde richten, denn wir haben leider beide nichts zum Leben. So laß uns denn das Schicksal von der besten Seite nehmen. Wahrhaftig, Angelika, ich wünschte mir keine andere Gattin als Dich. Tausend Mal habe ich es Dir gesagt, Du reizende, himmlische Böse, daß ich Dich rasend liebe. Aber was sollen wir machen? Das Fatum ist stärker als wir."

Sie hörte ihm zu, und ein jedes seiner Worte schien nur durch den Klang seiner Stimme schon Musik für ihr Ohr zu sein, obwohl der Sinn seiner Worte sie verletzte und beleidigte. Sie wußte, daß er ein Egoist war. Sie kannte ihn gut genug, um in das Innere seiner Brust zu schauen, und sie wußte, daß es niedrige, verächtliche Wünsche und Überlegungen waren, die seine Handlungen bestimmten. Sie haßte ihn, sie verachtete ihn und sie liebte ihn. In der That war das Fatum stärker als sie. Sie wünschte ihr Herz von ihm loszureißen, und sie vermochte es nicht.

„Mein lieber Hans," sagte sie mit einem halb bitteren, halb traurigen Lächeln, „es ist ja möglich, daß ich von Deinen Geliebten, die Du nicht geliebt hast, diejenige bin, die Du am meisten geliebt hast. Aber Deine Liebesversicherungen kommen mir doch ganz veraltet vor, gar nicht mehr in unser Verhältnis passend. Und ich bin überzeugt, daß Du überhaupt niemand lieben kannst, als Dich selbst. O, wenn Du eines tieferen Gefühls fähig wärst und begreifen könntest, wie schmerzlich es ist, zu fühlen, daß man sein Leben verfehlt hat und an seinem Glücke vorübergegangen ist! Für mich ist alles vorüber, und selbst wenn ich jetzt sehe, daß die Welt sich eine ganz falsche Vorstellung von mir macht, so ist es mir gleichgültig. Ich fühle, daß ich hätte gut werden können. Ich sage Dir, es ist sehr schmerzlich, zu sehen, daß man nicht gut werden kann, wie ich es sehe. Meine besten Eigenschaften haben sich in Fehler verwandelt, meine reinsten Empfindungen sind ver=

giftet worden, es kommt nur noch Böses von mir zum Vorschein. Daran bist Du schuld. Und was sage ich Dir das alles nur, da ich doch weiß, daß Du es gar nicht verstehst! Wenn Du nur eine leise Ahnung von meinen Gefühlen hättest, so würdest Du ja gar nicht fähig sein, Dich so gegen mich zu benehmen und Dir einzubilden, Du brächtest mir einen Trost, eine Entschädigung für das, was Du mir genommen hast. Großer Gott! Du fügst mir die Beleidigung zu, mir einen Mann verschaffen zu wollen. Ich könnte es eher begreifen und verzeihen, wenn Du mich an ein tiefes Wasser führtest und da hineinstürztest."

Der schöne Offizier befand sich in Verlegenheit. Komtesse Angelika hatte ihn, wie schon oft, auf ein Gebiet geführt, auf welchem er sich nicht heimisch fühlte. Er hatte niemals darüber nachgedacht, ob er gut oder böse sei, und hielt diese Frage für eine höchst unpraktische. Er war der Ansicht, daß sein Freund eine recht passende Partie für die Tochter aus dem verarmten Grafenhause sei, und war davon um so mehr überzeugt, als ihm eine solche Partie Befreiung von Banden bringen mußte, die ihm drückend waren. Er dachte, Friedrich Schottmüller sei immer noch ein reicher Erbe, obwohl ihm lebhafte Zweifel aufgestiegen waren, ob dessen Schwester für ihn selbst noch eine gute Partie sei. Er glaubte ein wohlthätiges Werk zu thun, indem er Friedrich und Angelika glücklich machte, und glaubte klug zu handeln, indem er selbst abwartete, wie die Verhältnisse des Hauses Schottmüller sich gestalten würden. Er konnte nur eine sehr reiche Frau gebrauchen, und er gedachte vorsichtig zu sein.

„Du hast so weltschmerzliche Ideen," sagte er. „Ich kenne mehrere Leute, die sich einbilden, ihr Leben wäre verfehlt. Aber das ist ein Zeichen von übertriebener Romantik. Du mußt frisch ins Leben hineinsehen und immer vorwärts gehen."

Angelika lächelte wieder mit einem schmerzlichen Ausdrucke. „Oft denke ich, es müßte ganz schwarz in Deiner Seele sein," sagte sie. „Ich möchte Dir kein Unrecht thun, denn es ist schwer, auf den Grund des Herzens zu sehen. Der Mensch ist tiefer als das tiefste Meer. Du könntest ein Senkblei von zehntausend Meilen Länge in mein Herz herablassen, ohne Grund zu finden. Warum sollte es nicht bei Dir auch so sein? Das Beste in uns bleibt wohl immer unentdeckt, und wir nehmen es mit uns ins Grab. Aber ich kann mich doch des Gedankens nicht erwehren, daß Du so beschaffen sein mußt, wie es zuweilen eine schöne Frucht ist, die, wenn man sie aufschneidet, nur Staub und Moder im Innern hat."

In dieser Weise sprachen Busstedt und Komtesse Angelika im Zwielicht des Fensters, sie voll Schmerz und Zorn, er in dem Gefühle, daß ein Mann doch oft recht unangenehme Szenen infolge von Liebesgeschichten zu erdulden habe. Er war in schlechter Laune, als sie ihn endlich freigab und er an den Spieltisch zurückkehren konnte.

Und währenddessen hatte Friedrich mit Gräfin Julia verabredet, daß er schon am folgenden Tage zu ihr kommen werde, um ihre Manuskripte anzusehen. Er erblickte in dieser Verabredung die günstigste Gelegenheit, sich Angelika zu nähern, und half sich mit kühnem Sprunge über die Besorgnis hinweg, daß die Schriften der exzentrischen Dame wohl nicht für den Verlag des Hauses Schottmüller geeignet sein möchten.

Achtes Kapitel.

Petersen hatte sich in Leipzig eingerichtet und war nach besten Kräften bemüht, seine schwere und verantwortliche Aufgabe durchzuführen. Der Einfluß der ihm von früher her wohlbekannten rührigen und geistig belebten Stadt hatte vom ersten Tage seines Aufenthaltes an erfrischend auf sein Gemüt gewirkt. Gleich bei seiner Ankunft, als er vom Bahnhofe aus in die Stadt ging und die Petersstraße, die Grimmaische Straße und andere Verkehrsadern durchschritt, waren ermunternde Bilder vor ihm aufgestiegen. Nach der Stille und Einförmigkeit Neustadts freute er sich nun über das Leben und Treiben um ihn her. Eine gewisse Elektrizität geschäftlicher Energie schien ihm Leipzigs Luft zu erfüllen, und beim Anblick der stattlichen Gebäude und berühmten Namen großer Buchhändler regte sich bei ihm erhöhte Schaffensfreudigkeit.

Er hatte sich mit Hilfe des Kommissionärs der Firma Schottmüller ein Geschäftslokal ausgesucht und seine Privatwohnung auf derselben Etage unmittelbar neben dem Kontor genommen. Um mit den ihm zur Verfügung gestellten Mitteln sparsam umzugehen, hatte er alles möglichst einfach gemacht. Seine Wohnung lag im zweiten Stock eines Hinterhauses der Königsstraße. Das Haus gehörte einem Buchbinder, der sich vom Geschäfte zurückgezogen hatte. Der Mann hatte Vorderhaus und Hinterhaus vermietet und wohnte selbst in

der Etage, von der er Petersen drei Räume abgetreten hatte. Er war Witwer, seine einzige Tochter, ebenfalls verwitwet, führte ihm die Wirtschaft und übernahm auch die Sorge für Petersens leibliches Wohl. Die Etage war geräumig, es wohnte noch ein anderer Mieter darin, ein einzelner Herr, von dem es hieß, er sei Schriftsteller. Petersen kümmerte sich zu Anfang wenig um seine unmittelbaren Nachbarn. Er war ganz auf das Geschäft gerichtet. Es galt, für die Schulbücher und sonstigen Lehrmittel, welche den wichtigsten Teil des Schottmüllerschen Verlags bildeten, neue Absatzgebiete zu erobern, und Petersen trug sich mit dem Plane, von dem buchhändlerischen Besitzstande der Firma aus neue große Züge in die Nachbarprovinzen des Geschäfts zu unternehmen und womöglich noch ganz neues Land zu entdecken und zu bebauen. Er knüpfte seine alten Verbindungen und Bekanntschaften in Leipzig wieder an und machte neue Bekanntschaften mit Gelehrten, die für seine geschäftliche Thätigkeit von Wichtigkeit sein konnten. Seinem Herzen am nächsten stand jedoch das Haus, in welchem er vor einigen Jahren seine Lehrzeit verbracht hatte. Hier, bei seinem früheren Prinzipale, dem Herrn Scheffler, der ihm jetzt freundschaftlich und teilnehmend entgegenkam, verkehrte er am liebsten.

Doch lernte er nach einiger Zeit auch seinen Hauswirt, den ehemaligen Buchbinder, näher kennen, der ihm schon bei Gelegenheit des Mietsgeschäftes als eine nicht ganz gewöhnliche Erscheinung aufgefallen war. Der Mann hatte offenbar viel Geld verdient. Er hatte die Buchbinderei im großen betrieben. Nun lebte er von seinen Renten, aber genoß das Leben nach seiner eigenen Weise. Er war wohl stolz auf sein Vermögen, da er sich sagte, er habe es durch sein Verdienst und Würdigkeit sehr weit gebracht, aber er trug seinen Wohlstand nicht zur Schau, und war am meisten

stolz auf seine Bildung. Er hatte die Bücher nicht nur eingebunden, sondern auch gelesen. Großartiges Leben in dem schönen Teile seines Hauses behagte ihm nicht, er begnügte sich mit einer einfachen Wohnung, aber er liebte die Weisheit. Er hatte nichts lieber, als zu Hause mit seiner Pfeife zu sitzen und seinen Nächsten zu belehren. Er war von großer Wichtigkeit, er sprach seine Ansichten nicht leichthin aus. Wer ihm zuhörte, hatte das Bewußtsein, vor einem Manne zu stehen, der viel Gediegenes vortrage, aber noch weit mehr Gediegenes in sich berge. Der alte Mann nahm großen Anteil an Petersens Geschäft. Er rechnete sich zu den Kennern und Kundigen in allen buchhändlerischen Angelegenheiten, und da er ein guter, freundlicher Mann war, that Petersen ihm öfters den Gefallen, ihn abends nach der Geschäftszeit zu besuchen und Weisheit von ihm zu hören. Dann saß der Alte ganz glücklich in seinem tiefen Lehnstuhle, rückte das Käppchen auf dem grauen Kopfe und redete und lächelte wie ein Mann, der alle Thorheit der Welt zerstreuen und die ganze Menschheit aufklären würde, wenn man ihm nur Gelegenheit dazu geben wollte. Petersen hörte in der That manches von ihm, was ihn interessierte. Der Alte wußte in der Geschichte des Leipziger Buchhandels sehr gut Bescheid und erzählte vieles, woraus Petersen lernen konnte. Die Geschicke der Firmen und der Bücher waren ein unerschöpfliches Thema, und es gab viel Wunderliches darin. Oft aber mußte Petersen sich auch gewaltsam bezwingen, um nicht zu lachen, denn der Alte verstieg sich wohl in Regionen, die für seinen Fuß zu hoch und steil waren, liebte es auch, Wörter von fremdartigem und großartigem Klange zu gebrauchen, ohne genau zu erwägen, ob sie dort, wohin er sie stellte, am richtigen Platze ständen. Er schenkte den neuen Erscheinungen auf dem Büchermarkte und besonders

den naturwissenschaftlichen Werken noch immer Beachtung, obwohl er sie nicht mehr einzubinden hatte, und da geschah es ihm denn wohl, daß er die Theorien vermengte und zu einem solchen Knäuel von Ideen verfitzte, daß sie gar nicht mehr auseinanderzubringen waren. Doch blieb der Alte immer glücklich und zufrieden dabei.

Bei diesem seinem Hauswirte, dem Herrn Baumgärtel, lernte Petersen auch Herrn Fitte kennen, den ledigen Herrn, der mit auf der Etage wohnte. Aus gelegentlichen Äußerungen der Witwe Opitz, der Tochter des Herrn Baumgärtel, sowie aus eigenen Wahrnehmungen schloß Petersen, daß Herr Fitte sehr knapp mit seinem Gelde bestellt sein müsse und gern einmal ein Mittagessen oder Abendessen am Baumgärtelschen Tische mitnehme. Herr Fitte machte lebhaften Eindruck auf ihn, als er ihn zum erstenmal sah. Er war ein zierlicher junger Mann von etwas gebückter Haltung, sehr sorgfältig, beinah kokett gekleidet, mit glänzenden Kragen, Shlipsen und Manschetten. Sein Gesicht zeigte eine interessante Blässe und ein zartes Wangenrot, seine Hände waren sehr weiß und die Fingernägel rosenrot und wie poliert.

Diese Farben waren so schön wie bei einem jungen Mädchen, ja noch schöner, und Petersen konnte sie sich erst dann erklären, als er nach längerer Bekanntschaft entdeckte, daß Herr Fitte sich schminkte. Er hatte die Idee, dem Schauspieler Friedrich Haase ähnlich zu sehen, und diese Ähnlichkeit war sein Stolz. Er trug sein dunkelblondes Haar geradeso wie Haase, eine Locke ein wenig in der Stirn, und auch die Haarfarbe war nicht ganz natürlich. Herr Fitte war von Natur eher rot als blond, aber kämmte sich anhaltend mit einem bleiernen Kamme.

„Sie sind Schriftsteller, Herr Fitte?“ fragte ihn Petersen.

„Allerdings," entgegnete Herr Fitte, „ich gehöre als unwürdiges Mitglied zu dem Heere der Ritter vom Geiste."

„Und was schreiben Sie, wenn ich fragen darf? Oder was haben Sie bereits herausgegeben? Ihr Name ist mir noch nicht bekannt geworden, was freilich an meiner geringen Kenntnis . . ."

„O bitte, Sie brauchen sich nicht zu genieren," sagte Herr Fitte. „Wissen Sie, ich bin der Ansicht, daß der Schriftsteller heutzutage im Grunde näherliegende Aufgaben als das eigentliche Schreiben hat. Es ist so viel geschrieben worden, wir haben in unserer Litteratur solche Größen, die noch gar nicht recht ausgebeutet worden sind, daß der Schriftsteller, welcher Erfolg haben will, viel besser thut, sich an das Gegebene zu halten, als etwas Neues zu produzieren. Wenn ich das nicht dächte, würde ich gar nicht in Leipzig sein. Leipzig ist kein Platz für den Schriftsteller, welcher schreibt. Es leben hier nur wenige Autoren, und das sind satte Männer, zu denen wir jungen aufstrebenden Talente sagen könnten, wie Falstaff zu den Kaufleuten auf der Landstraße: Fort, ihr fetten Schnauzen, fort, ihr Schweinebraten, junge Leute wollen auch leben."

Petersen hörte mit nicht geringem Staunen diese Rede an, die ihm aus lauter Widersprüchen zusammengesetzt zu sein schien, und er wollte eben zu seiner Aufklärung näher nachfragen, als Herr Baumgärtel den Mund öffnete und mit einer Miene, die nichts Unbedeutendes in der Unterhaltung gelten ließ, das Wort ergriff. „Ein Schriftsteller," sagte er, „welcher Partei, welcher Meinung er immer angehören möge, kann nur dann hoffen, Propaganda zu machen, wenn er sich an den großen Haufen Neutraler wendet, welche sich noch für nichts entschieden haben als für den wissenschaftlich exakt begründeten Materialismus.

Es gibt nur eine einzige Weltanschauung, welche festen Boden hat, und das ist der mit dem teleologischen Determinismus verknüpfte Materialismus. Gebt mir wissenschaftliche Begründung, und ich will euch folgen, sonst aber schweigt! Denn es ist alles vorgefaßte Meinung. Ein Freisinniger kann mit Engelszungen reden, er wird die Minister in Dresden nie überzeugen, daß seine Ansicht die bessere, die richtigere sei. Und so kann ein Materialist ganze Arsenale voll der zerstörendsten Waffen aufbieten, er wird einen Metaphysiker nicht bekehren. Es will eben alles zum peripherischen Durchbruch kommen."

Herr Fitte lächelte und drehte mit zarter Bewegung an seiner Haase-Locke. Petersen schwieg eine Weile und beobachtete mit innerer Freude den alten Buchbinder, der nun überlegenen Blickes vor sich hin sah, als ob er aus Rücksicht auf seiner Zuhörer Fassungskraft nicht zu viel von dem sagen wolle, was er noch in sich trage. Dann aber wandte er sich wieder an Herrn Fitte.

„Sie sagten, der Schriftsteller habe näherliegende Aufgaben, als das Schreiben?" fragte er ihn. „Das interessiert mich. Ich habe bis jetzt gedacht, sein Name käme vom Schreiben her."

„Ganz recht, Herr Petersen," erwiderte der junge Mann mit seiner hohen Stimme, die ganz oben aus dem Kehlkopfe zu kommen schien. „Und wenn Sie an jenem sogenannten Idealismus festhalten wollen, den selbst manche Schriftsteller mit einer abergläubischen Borniertheit verfechten, so haben Sie vollständig recht, wenn Sie sagen: ein Schriftsteller muß schreiben. Aber, Herr Petersen, nun gehen Sie einmal um das Ding herum und sehen Sie es sich von der anderen Seite an. Sie sind doch gewiß schon hier in Leipzig spazieren gegangen. Wem gehören denn die

schönen Häuser? Gehören Sie den Schriftstellern oder Ihren Herren Kollegen? Die Schriftsteller haben die Villen gebaut, aber sie wohnen nicht darin. Einige wenige Schriftsteller haben es zu Vermögen gebracht, es sind ihrer aber so wenige, daß man sie an den Fingern einer Hand abzählen kann. Dagegen die Buchhändler sitzen zu Hunderten im Fette. Hier in Leipzig, in Stuttgart, in Breslau, überall sitzen sie in schönen Villen."

„Wenn Sie es aber für so viel vorteilhafter halten, Buchhändler zu sein, Herr Fitte, warum sind Sie denn nicht lieber Buchhändler als Schriftsteller geworden? Sie nennen sich doch Schriftsteller."

„Kein Kapital," entgegnete Herr Fitte. „Zum Buchhandel gehört Kapital."

„Meine Herren," sagte der Buchbinder gewichtig, „diese Frage hat ihren Schwerpunkt noch auf einem anderen Gebiete. Wenn die Buchhändler auf der Ostermesse ihren Verdienst eingezogen haben und dann denken, sie hätten ein hübsches Sümmchen in der Tasche, so kommen die Papierhändler und nehmen es ihnen wieder ab. Es richtet sich alles nach Angebot und Nachfrage. Wie Moleschott sagt, ist eine Kraft, welche nicht an den Stoff gebunden wäre, eine ganz leere Vorstellung. Eine über dem Stoffe schwebende Kraft ist nicht denkbar. Deshalb wohnen dem Stickstoffe, Kohlenstoffe, Wasserstoffe und Sauerstoffe, dem Schwefel und dem Phosphor ihre Eigenschaften von Ewigkeit bei. Ohne Papier gibt es keine Bücher, also ist das Papier die erste und notwendigste Eigenschaft. Ob die Bücher gut oder schlecht sind, ob sie nachher gekauft werden oder auf Lager bleiben, der Papierhändler macht immer sein Geschäft. Schwieriger ist es schon für den Buchhändler, aber schließlich kauft das Publikum die Bücher doch auch, mögen sie

gut oder schlecht sein, wenn sie nur solid und geschmackvoll gebunden sind. Dagegen hat der Schriftsteller das unsicherste Geschäft, weil seine Kraft nur an einen sehr dünnen Stoff gebunden ist. Ich weiß nicht, ob die Herren mich genau verstanden haben?"

„O vollkommen, mein lieber Herr Baumgärtel," sagte Fitte. „Sie haben den Grundgedanken: je mehr Geist, desto weniger Geld, geistvoll umschrieben. Meine Ansicht ist aber, daß es auf die Art des Geschäfts gar nicht ankommt, sondern daß bei richtiger Behandlung ein jedes Geschäft gut sein muß. Auch ein Schriftsteller kann ein gutes Geschäft machen, vorausgesetzt, daß er seine Sache richtig anfaßt. Und das haben die Schriftsteller bis jetzt noch nicht verstanden. Die Stellung des Schriftstellers muß eine andere werden. Und ich werde sie ändern."

Herr Fitte richtete sich mit Selbstgefühl empor und blickte stolz auf seine Zuhörer.

„Wie wollen Sie das machen, Herr Fitte?" fragte Petersen. „Ich verstehe das nicht. Der Erwerb des Buchhändlers ist doch von Natur ganz anders gestaltet als der Erwerb des Schriftstellers. Gesetzt, ich zahle einem Schriftsteller dreitausend Mark für ein Manuskript, das er mir übergibt, damit ich ein Buch daraus mache, so hat er dreitausend Mark verdient. Und er soll beispielsweise ein Jahr lang an dem Manuskripte gearbeitet haben. Ich als Buchhändler verdiene nun an dem Buche ebenfalls dreitausend Mark, indem ich es vertreibe und mein Kapital dabei einsetze, anstatt einer Arbeitskraft von einem Jahre. Soweit stehe ich also hinsichtlich des Verdienstes dem einzelnen Schriftsteller gleich. Ich verlege aber in dem einen Jahre nicht nur das eine Buch, sondern beispielsweise zehn Bücher und zahle an zehn Schriftsteller je dreitausend Mark. Dann

habe ich dreißigtausend Mark bezahlt, aber auch dreißigtausend Mark verdient, jeder einzelne Schriftsteller nur den zehnten Teil davon. Auf der anderen Seite aber trage ich das Risiko, denn wenn ich den Autoren ihr Honorar, dem Papierhändler das Papier, dem Drucker die Druckkosten, dem Buchbinder den Einband und den Zeitungen die Inserate bezahlt habe, das Publikum aber meine Bücher nicht kauft, so setze ich in dem einen Jahre vielleicht hunderttausend Mark zu. Man sollte deshalb den Schriftsteller und den Buchhändler hinsichtlich des Verdienstes und Erwerbes gar nicht miteinander vergleichen. Man kommt dabei zu ganz irrigen Anschauungen. Der Buchhändler ist Geschäftsmann, der Schriftsteller ist es nicht. Oder wenn der Schriftsteller Geschäftsmann ist, so ist er es auf Kosten seiner besten Eigenschaften. Der Schriftsteller muß seine Freude an den idealen Gütern haben, die Arbeit selbst ist für ihn der beste Erwerb und Lohn. Er lebt im Reiche der Kunst und der Wissenschaft, im Reiche der Phantasie, während wir Geschäftsleute ihm gegenüber nur im Staube wandeln."

„Haha!" rief Herr Fitte, „wie sich das in Ihrem Kopfe malt! Wie gern doch die Herren Buchhändler einen dicken breiten Pinsel in einen großen Topf mit idealem Sirup tauchen und dann uns armen Schriftstellern damit das Maul zukleistern! Nein, Herr Petersen, wir wollen erst die Tasche voll Geld und eine Villa haben und nachher erst auf die ideale Weide gehen. Deshalb sage ich: es muß anders werden, der Schriftsteller muß seine Interessen besser begreifen. Sehen Sie, Herr Petersen, ich habe zum Buchhändler nicht das Kapital, aber wenn ich es auch hätte, so steckte ich es doch nicht in den Buchhandel. Wie Sie vorhin ganz richtig bemerkten, ist das Schicksal der Bücher unberechenbar, und schon mancher Verleger hat falsch spekuliert.

Die Buchhändler liegen auf der Lauer wie die Füchse in ihrem Bau, lugen nach gangbaren Manuskripten aus und suchen beliebte Schriftsteller einzufangen, die Schriftsteller laufen herum und suchen gute Verleger. Beide finden sich nur selten. Oft werden die besten Manuskripte von unverständigen Verlegern zurückgewiesen, oft sucht der geschickteste Verleger umsonst nach einem tüchtigen Autor. Oft kommt ein prachtvolles Werk in ganz ungeschickte Hände und verkümmert. Nichts ist seltener, als daß der richtige Autor und der richtige Verleger zusammenkommen. Nichts ist seltener als ein richtiges Urteil über Manuskripte. Fritz Reuter ist mit seinem ersten Manuskripte von einem Verleger zum anderen gelaufen. Kein Mensch wollte das Zeug. Nachher, als endlich ein Kluger das Buch gedruckt hatte und reich dabei wurde, ärgerten sich die anderen schwarz. Hier!" sagte Herr Fitte und tippte mit dem Zeigefinger auf seine Stirn, „hier sitzt mein Geschäft. Ich schreibe nicht, ich verlege nicht, ich stehe in der Mitte."

„Und damit hoffen Sie ein Geschäft zu machen?" fragte Petersen.

Herr Fitte lachte, streichelte die Locke auf seiner Stirn und wand sich auf seinem Stuhle vor innerem Behagen. „Geben Sie einmal acht, Herr Petersen," sagte er. „Jetzt bin ich Gottlieb Fitte, weiter nichts. Aber in fünf Jahren bin ich Professor, noch zwei oder drei Jahre, und ich bin Hofrat, dann Geheimer Hofrat, alsdann werde ich geadelt, und in fünfzehn bis zwanzig Jahren wohne ich in einer Burg inmitten meines Herrschaftssitzes."

„Sie setzen mich in Erstaunen," sagte Petersen.

„Mein verehrter Herr, die Litteratur ist in der Neuzeit das allerbeste Feld, ein Gebiet, gleich den jungfräulichen Landstrecken der Neuen Welt. Man muß es nur zu bebauen

verstehen. Wer freilich mit dem einfachen Schreiben etwas zu erreichen denkt, der ist übel daran. Da sitzen die armen Kerle, der Schweiß läuft ihnen von der Stirn, sie hocken sich krumm und lahm, und der Schreibkrampf quält ihre Hände. Dann haben sie am Ende ihres Lebens eine ganze Bibliothek zusammengeschmiert und sind so arm wie zu Anfang. Und je besser und wertvoller das ist, was sie geschrieben haben, desto schlechter geht es ihnen. Das ist eine alte Erfahrung. Nur etwa ein halbes Dutzend Kluge sind darunter, die in ihre eigene Tasche hinein zu schreiben verstehen. Nun sagen manche Leute, unsere Zeit wäre der Litteratur nicht günstig, das Zeitalter wäre zu praktisch, die Politik nähme die Leute zu sehr in Anspruch, die Toga wiche den Waffen. Ganz das Gegentheil davon ist wahr. Alle Leute wollen gebildet sein und dazu haben sie die Litteratur nötig. Seitdem der Wohlstand sich gehoben hat, seitdem breite Schichten der Bevölkerung anständig wohnen, nahrhaft essen und gut gekleidet sind, ist das Bedürfnis nach Bildung viel größer und allgemeiner geworden als es früher war. Das Bedürfnis nach Bildung ist in die Breite gegangen, und damit muß der praktische Schriftsteller rechnen. Es kommt darauf an, dem Publikum solche Bildung zu bringen, die es verdauen kann. Und das ist meine Sache. Ich stehe zwischen dem unverständigen Buchhändler und dem unverständigen Schriftsteller und mache mein Geschäft, weil ich das Publikum kenne. Es gibt doch wahrhaftig Bildungsstoff genug in der Welt, und ich wäre ein rechter Narr, wenn ich ihn auch noch vermehren wollte. Es findet ja geradezu eine Überproduktion statt, und ich möchte alle Schriftsteller vor dem Schreiben warnen, weil sie sich ja einander nur ihre Ware billig machen. Laßt uns sammeln, sichten, herausgeben, aber laßt uns nicht so viel schreiben! Was meinen

Sie, Herr Petersen, wollen wir einmal ein Geschäft zusammen machen? Ich habe eine Menge Ideen. Was meinen Sie zu Lichtstrahlen aus Heines Werken? Heine ist immer noch nicht genügend ausgebeutet. Oder irgend welche andere Lichtstrahlen? Das Publikum liest nicht gern dicke Bücher. Lichtstrahlen sind das beste Geschäft. Oder irgend eine andere Idee?"

Petersen schüttelte lachend den Kopf, und Herr Baumgärtel ergriff wieder das Wort. „Die Schriftsteller fressen sich einander auf, und die Buchhändler fressen sich einander auf," sagte er. „Es sind ihrer zu viele, und das verdirbt das Geschäft. Und wenn einmal einer eine gute Idee gehabt und ein gangbares Buch herausgegeben hat, gleich fallen ihrer ein halbes Hundert darüber her und machen dasselbe. So wird denn der Brei sehr dünn. Kampf ums Dasein nennen dies die wissenschaftlich gebildeten Leute. Ohne Phosphor kein Gedanke, wenn aber der Phosphor alle ist, wo soll dann der Gedanke noch herkommen? Das Geld ist der Phosphor im Geschäft, und wenn nichts mehr verdient wird, hört das Geschäft von selber auf. Die soziologischen Errungenschaften der Neuzeit liefern übereinstimmend den unumstößlichen Beweis, daß der kleine Geschäftsmann immer kleiner und der große immer größer wird."

Petersen lernte später Herrn Fittes Thätigkeit und Geschäftsbetrieb, von denen er sich nach dessen Äußerungen kein klares Bild machen konnte, näher kennen. Herr Fitte hatte ihn eingeladen, sich seine Sammlungen anzusehen. Es war sehr ordentlich und sauber in seiner Wohnung, obwohl er nur einen einzigen Raum zum Wohnen und Schlafen hatte. Ein großer Spiegel nahm die Mitte der Fensterwand ein, und davor stand ein Tisch, der mit allerhand Büchsen und Gläsern und Schachteln bedeckt war. Ein angenehmer

Geruch ging von diesem Tische aus, und Petersen konnte leicht erraten, daß hier der Puder, die Schminke, die Essenzen und sonstigen Hilfsmittel der Toilette standen, denen Herr Fitte sein schönfarbiges Aussehen verdankte. Zwei Schränke mit zahlreichen Fächern wurden von Herrn Fitte nacheinander geöffnet, und der junge Mann zeigte Petersen deren Inhalt mit einer so stolzen und glücklichen Miene, daß dieser nicht umhin konnte, ein erstauntes Gesicht zu machen, gleich als ob ihm dieser Reichtum sehr imponiere. Herr Fitte zeigte ihm eine große Menge von Photographieen. Alle Schauspieler und Schauspielerinnen Leipzigs hatten ihm ihre Bildnisse und zugleich ihre Handschriften verehrt. Auch besaß er ihre Lebensbeschreibungen, die sie für ihn aufgeschrieben hatten. Herr Fitte beabsichtigte, ein Werk aus diesen Dingen herzustellen und herauszugeben, hüllte sich jedoch hinsichtlich der näheren Verhältnisse dieses Werkes in ein vorsichtiges Geheimnis. Herr Fitte war fast den ganzen Tag unterwegs und besuchte alle möglichen Leute. Er kannte außer dem Theaterpersonale fast alle namhaften Leute Leipzigs persönlich. Dazu stand er in lebhafter Korrespondenz mit den berühmten Schriftstellern und Komponisten des ganzen Reiches, und er zeigte mit Stolz deren Briefe. Der eine Schrank war mit solchen Schriftstücken und anderen älteren Autographen gefüllt, die im ganzen eine recht hübsche Sammlung darstellten.

„Und mit diesen Dingen wollen Sie Geheimer Hofrat und Burgherr werden?“ fragte Petersen lächelnd, als Herr Fitte mit der Miene eines Besitzers unermeßlicher Schätze vor ihm stand.

Herr Fitte liebkoste die Haase-Locke auf seiner Stirn. „Das kennen Sie nicht,“ sagte er. „Eitelkeit, Herr Petersen, Eitelkeit ist das eigentlich belebende Element in der Litteratur.

Blumen lockt sie aus den Keimen, Sonnen aus dem Firmament, Sphären rollt sie in den Räumen, die des Sehers Rohr nicht kennt."

„Ja, wie soll ich das verstehen?" fragte Petersen. „Wenn ich nicht irre, so sagten Sie doch einmal, das Bedürfnis nach Bildung sei die Grundlage des buchhändlerischen Geschäfts."

„Freilich, aber eins geht mit dem anderen. Oder denken Sie etwa, die Bildung vertrüge sich nicht mit der Eitelkeit? Das Publikum, das liebe, gute Riesenschaf, hat ja gar keinen Schimmer von irgend etwas. Das verzehrt doch natürlich nur, was ihm schmeckt, und denken Sie etwa, es möchte auch bittere Kräuter auf die Zunge bekommen? Die Litteratur ist nichts anderes als Schmeichelei. Ich meine diejenige Litteratur, welche etwas abwirft und den Autor berühmt macht. Ach, und die guten Leute! Wie brav und bieder sie sind, namentlich das weibliche Geschlecht!"

Herr Fitte warf sich auf einen Stuhl und lachte laut.

„Sie sprechen in Rätseln, Herr Fitte, wenigstens was mich betrifft," sagte Petersen.

„Ach, wie sie sich quälen, wie sie sich langweilen lassen!" fuhr Herr Fitte fort. „Sie glauben, die Tugend müsse langweilig sein, und die eine ist ja immer noch tugendhafter als die andere. Es ist kaum zu glauben, mit welcher Ausdauer sich gebildete Lesekränzchen langweilen lassen. Sie sind todmüde, sie gehen inwendig spazieren oder kochen oder thun sonst etwas, um sich nur am Leben zu erhalten, aber sie dauern aus bei dem berühmten Buche."

Petersen konnte aus Herrn Fittes verwirrten Reden nicht entnehmen, was derselbe eigentlich meine und beabsichtige. Er bemerkte, daß Fitte sich des Schreibens nicht so vollständig enthielt, wie er behauptete, und also entgegen seinen

Grundsätzen zur Überproduktion beitrug. Er schrieb kleine Artikel für allerhand Zeitschriften, kritisierte und gab litterarische Winke.

„Hinsichtlich der Kritik sind die Ansichten verschieden," sagte er zu Petersen. „Einer und der andere haben es für praktisch gehalten, zu Anfang ihrer Laufbahn einige Große, denen die Zähne schon wackelten, herunterzureißen. Es läßt sich manches dafür sagen. Der Name wurde schnell bekannt. Aber es hat auch etwas Mißliches, denn die Leute sagen, man wäre boshaft, und das verliert sich nie. Ich bin mehr für das Lob. Ich lobe alles, was berühmt ist. Da stimmt mir das ganze Publikum zu, und die berühmten Schriftsteller sind meine Freunde und Gönner. Es geht nicht so schnell vorwärts, aber es ist sicherer. Im Laufe der Jahre kommt der Zeitpunkt, wo der, dem alle Freund sind, der Gönner seiner früheren Patrone wird."

Wenn Petersen nicht geglaubt hätte, es sei lehrreich, sich mit allen Arten von litterarischen Kräften bekannt zu machen, so hätte er schwerlich das gut nachbarliche Verhältnis mit Fitte aufrecht erhalten. Denn vieles mißfiel ihm an Fitte und er hielt ihn zuweilen für einen ausgemachten Narren. Aber dann hatte Fitte auch wieder seine guten Eigenschaften. Er war strebsam und fleißig in seiner Art, haushälterisch und rechtlich in seinen Geldangelegenheiten. Was er that und sagte, war Überzeugung bei ihm. Er kam niemals auf den Gedanken, daß die Litteratur etwas sei, was um seiner selbst willen getrieben werden könne, sondern sah in ihr nur einen Weg, um zu Ehre und Vermögen zu kommen. Und obwohl er über Publikum und Autoren spotten konnte, hegte er doch innerlich eine große Verehrung für berühmte Namen, insofern sie Einfluß, Geld und Ehre darstellten. Solche Männer aber, welche nur deshalb schrieben, weil sie

etwas zu sagen hatten, waren ihm unheimlich, und er hielt sie für verdrehte Kerle.

Zu seiner Verwunderung hörte Petersen eines Tages durch Fitte, der alles wußte, was in Leipzig vorfiel, daß Karl Niedermeyer angekommen sei. Es war gegen Ende Februar. Petersen hatte mehrfach an Karl Niedermeyer gedacht und war in einer gewissen Spannung, ob derselbe seinen Plan ausführen werde, Neustadt zu verlassen und das Geschäft in anderer und großartigerer Weise in Leipzig fortzusetzen. Niedermeyer erschien ihm wie eine Art von Konkurrent. Nicht als Konkurrent in demselben Zweige des Verlagsgeschäfts, sondern als Konkurrent hinsichtlich buchhändlerischen Erfolges. Denn das wußte Petersen wohl, daß Niedermeyer das Geschäft ganz anders anfassen würde, als er selbst es that. Wenn Niedermeyer sich einmal entschlossen hatte, das enge Gebiet seiner Thätigkeit in Neustadt zu verlassen und auf die hohe See der Leipziger Verhältnisse hinauszusteuern, so übertrug er sicherlich die schlaue und skrupelfreie Art seiner Geschäftsführung auf die neuen Unternehmungen und suchte in großem Maßstabe auszuführen, was er bis jetzt als Sortimenter in der Kleinstadt gethan hatte. Die ruhige solide Art, in welcher Petersen vorging, war gewiß nicht Niedermeyers Sache. Lebhaft rückte ihm die Erinnerung an Niedermeyer wieder Neustadts Tichten und Trachten, Neustadts Interessen und die Unterhaltungen mit den Kollegen in vergangener Zeit vor die Seele. Nicht als hätte er Neustadt trotz der großen Veränderungen der letzten Monate und trotz des mächtigen Eindrucks, den Leipzig auf ihn machte, vergessen gehabt. War er doch schon durch geschäftliche Beziehungen an die kleine Stadt gebunden und gab es doch einen mächtigen Magnet in Neustadt, der sein innerstes Fühlen beherrschte.

Ja, es war wirklich so. Mit einem gewissen Schrecken über die eigene Schwäche gewahrte Petersen, daß er noch immer Gefangener war. Die Neuheit der Einflüsse Leipzigs, die Fülle der Geschäfte, der feste Wille selbst, den er aufbot, um Gefühle zu bekämpfen, vor denen er sich fürchtete, alles dies war nicht stark genug, um ihn zum erwünschten Ziele, der Freiheit seines Herzens, zu führen. Unvertilgbar war Annas Bild ihm in die tiefste Seele eingeprägt, und oft, wenn er dachte, es sei wirklich erloschen oder doch wenigstens erblaßt, tauchte es in Farben wieder auf, die so blendend und brennend waren, daß ihn ein Schrecken befiel. Dann fragte er sich, besorgt und sehnend zugleich: ist es denn nicht in meine Macht gegeben, meine Gedanken dahin zu richten, wohin ich sie richten möchte? Gibt es denn eine Gewalt über mich, die stärker ist als mein eigener Wille? Bin ich denn wirklich verurteilt, so ganz aussichtslos, so ganz hoffnungslos mir zu wünschen, wovon ich weiß, daß ich es nicht erstreben darf? Ist denn die Arbeit, ist denn die Zeit, ist alles Kämpfen mit mir selbst — ist denn das alles vergeblich?

Neuntes Kapitel.

Das Haus der Firma Heinrich Scheffler war von reger Thätigkeit erfüllt. Die Ostermesse nahte heran. Die Firma hatte ein schwunghaftes Sortimentsgeschäft, ein Kommissionsgeschäft und auch einen Verlag. Petersen war in einer guten Schule gewesen, als er unter Heinrich Schefflers Leitung seine Lehrzeit durchgemacht hatte. Nach jeder Richtung hin war er in die Geheimnisse seines Berufes eingeweiht worden.

Es gab gewaltig viel zu thun in diesen Tagen. Bis in die tiefe Nacht hinein arbeiteten Gehilfen und Lehrlinge. Für den Verkehr mit dem Publikum wurden nur die notwendigsten Kräfte verwandt, in den geräumigen Hinterzimmern jedoch, die sich in langer Flucht bis tief hinein in die Gebäudemasse erstreckten, ging es um so lebhafter zu, und die Gasflammen sandten ihr rotes Licht auf eifrige Gesichter und erhitzte Stirnen herab.

Da war vor allem Herr Scharf groß in seinem Amte. Es lag ihm ob, die Zahl der Remittenden festzustellen, um nach dieser Richtung hin zu sicherem Abschlusse über das im letzten Jahre gemachte Geschäft zu kommen. Herr Scharf war mit grimmiger Miene bei seiner Arbeit, sein dunkelbrauner Vollbart, in welchem Augen und Nase wie vergraben lagen, schien sich zu sträuben bei jedem nicht verkauften Exemplare. Er war Pessimist, und sein Kollege,

Herr Lizak, der unter den Jüngeren das gebietende Wort führte und als Witzbold von sieghafter Zunge bei allen gefürchtet war, pflegte zu sagen, Herr Scharf sei als Vater der Krebse an seinem rechten Platze. Herr Scharf war immer der Ansicht, daß gerade das Werk, welches die Firma Heinrich Scheffler verlegen wollte, nicht gehen würde, hegte stets die Befürchtung, daß die Bücher im Laden von niemand gekauft werden würden, war der Meinung, daß die Kundschaft aus unsicheren Kantonisten bestehe, und ließ im Ausdrucke seines düsteren Gesichts die Meinung lesen, daß der ganze Buchhandel eine unsichere Spekulation sei. Selbst die günstigste Abrechnung vermochte ihn kaum zu entrunzeln, und wenn ihn jemand nach vorteilhaften Abschlüssen auf seine düsteren Prophezeiungen anredete, so pflegte er zu erwidern, daß allerdings diesmal durch ganz unerwartete Glücksfälle die Sache eine bessere Wendung genommen habe als sie verdiene, daß er jedoch hoffe, der Chef werde sich das Ding für künftige Zeiten zur Warnung dienen lassen. Die Fakturen waren Steine auf seinem Lebenswege und die Avise Nägel zu seinem Sarge. Es ging die Sage, Herr Scharf sei einmal verlobt gewesen, die Verlobung habe zehn Jahre gedauert und schließlich sei sie von seiten der Braut aufgehoben worden, da sie eingesehen habe, des Bräutigams Mißtrauen gegen das Glück der Ehe sei nicht zu überwinden gewesen.

Ganz sein Gegenstück war Herr Pannewitz, der dem Kommissionsgeschäfte vorstand. Er trug ein keckes Schnurrbärtchen und glänzte durch einen hochstrebenden Stehkragen, bunte Krawatten und helle Beinkleider. Er war stets überzeugt, daß das Kommissionsgeschäft sich immer mehr erweitere, glaubte an die Sicherheit der Kommittenden und sah aus jedem Paket, welches er erhielt und versandte,

einen hübschen Verdienst erblühen. Er trug sich mit der Absicht, ein selbständiges Geschäft zu gründen, und wenn die Rede auf große Häuser kam, zog ein Lächeln um seinen Mund, richtete sich das Schnurrbärtchen auf und sagte ein Blick seiner hellen blauen Augen so deutlich, wie nur Worte es vermocht hätten, daß die Zukunft Ereignisse und Thaten in ihrem Schoße berge, welche das Erstaunen solcher Leute erregen würden, die geglaubt hätten, es sei bereits etwas Großes im Buchhandel erreicht worden. Herr Pannewitz war seit drei Jahren Gehilfe bei Heinrich Scheffler, und er war vom ersten Tage an so hoffnungsreich und so fest entschlossen zur Selbständigkeit gewesen, wie er es heute war, doch begnügte er sich immer noch damit, Herrn Scharfs Ansichten zu bestreiten und daneben auf dem Gebiete der Galanterie Erfolge zu erringen. Es war sein Ehrgeiz „ein verfluchter Kerl" zu sein, und er spielte keine geringe Rolle auf den Festen des Vereins, wo Damen zugegen waren. Herr Lizak nannte ihn den „Goldkäfer." Dieser Herr hatte für jedermann Bezeichnungen zu vergeben, die ihm selbst und den Kollegen den Charakter seiner Mitmenschen deutlicher machen sollten, als die durch Abkunft und Taufe verliehenen Namen es vermochten. Wenn er die Strazzen der Stadtkundschaft ordnete, so legte er die Haufen nach Stand und Beruf der Schuldner zurecht und verschmähte es, auf den gebräuchlichen Pfaden der bürgerlichen und staatlichen Ordnung zu wandeln. Er nannte die Geistlichkeit bei solchen Gelegenheiten „meine Bonzen," die Professoren der Universität „meine Dunkelmänner," die gewöhnlichen Lehrer „meine Pfotenhauer," die Beamten „meine Mandarinen," die Apotheker „meine Giftmischer" und die Militärs „meine Eisenfresser." Und so hatte er für jeden Stand einen bestimmten Namen zu seinem und seiner

Freunde Ergötzen. Denn Herr Lizak verachtete das Gewöhnliche, wie er selbst auch ungewöhnlich in seiner äußeren Erscheinung war. Er war lang aufgeschossen und hatte über dünnen Gliedern einen sehr dicken Kopf. Sein Gesicht war rund, bartlos, glatt und rosig wie das eines Kindes, nur in den Augenwinkeln saßen ihm die Falten, welche die Lust am Lachen und am Spott anzeigen. Seine langen Beine strebten, sich in der Gegend der Kniee einander zu nähern und an den Knöcheln zu fliehen, gleichwohl schien er stolz auf diese Stellung zu sein, denn er liebte es, enge Beinkleider und bei nassem Wetter Stulpenstiefel zu tragen, und behauptete wohl mit melancholischer Miene, er sei von der Natur zum Bereiter bestimmt worden, seine ganze Neigung ziehe ihn zu Pferden hin, und es sei ein seltsames Geschick, daß er dabei zu viel Geist habe, um etwas anderes als Buchhändler zu sein. Herr Lizak hatte das Gymnasium durchgemacht und steckte voll Klassicität. Zuweilen redete er wie ein römischer Senator oder ein griechischer Philosoph, dabei besaß er einen brennenden Eifer für die gesamte Litteratur und wußte besser als mancher Litterarhistoriker Bescheid in diesem Fache. Oft setzte er seine Kollegen am Stammtische in Erstaunen durch sein Wissen, hauptsächlich dann, wenn sie nicht zu erraten vermochten, ob Herr Lizak im Ernste spreche oder sie zum besten habe.

An Menge des Wissens ihm beinahe gleich, doch hinsichtlich des Gegenstandes seiner Erkenntnis ihm unähnlich war Herr Dachsel, der älteste der Gehilfen, der im Kommissionsgeschäft arbeitete und sicherlich an dessen Spitze gestanden haben würde, wenn ihm nicht gewisse Eigenschaften gefehlt hätten und andere dafür zugekommen wären, die in ihrer Gesamtheit das Ergebnis hatten, daß Herr Dachsel auf dem Platze blieb, wo er war, und auch wenig Aussicht

hatte, zu Großem zu gelangen. Er war ein Stoiker und berühmt durch seine Fähigkeit im Trinken. Es kam vor, daß Herr Dachsel am Morgen in das Geschäft kam, ohne vorher zu Hause gewesen zu sein. Das Bier ersetzte ihm Nahrung und Schlaf und noch manches andere. Aber wenn er auch, schwer wandelnd und mit glühendem Kopfe, nach durchzechter Nacht in das Kontor trat — sobald er die Feder in der Hand und das Fakturenbuch vor sich hatte, war er der feste und kühle Geschäftsmann, vor den Kolumnen der Namen und Zahlen verschwanden die Nebel des Trunkes, und nur für die äußeren Sinne noch wahrnehmbar umgab ein Duft von starkem Getränk und Tabak den Platz, wo er stand. Es wurde erzählt, daß vor Jahren einmal übermütige Kollegen Herrn Dachsel zur Sommerszeit in der Nacht hinausgefahren und draußen, weit hinter Neuschönefeld, in ein Getreidefeld gelegt hätten. Da sei er, von der Sonne erweckt, verwundert aufgestanden und habe sich gefragt, an welcher Stätte der rollenden Erde er sei. Erst um elf Uhr vormittags sei er an diesem Tage im Geschäfte eingetroffen, aber seinen Platz im Kontor habe er mit der unerschütterlichen Ruhe eingenommen, die eine Hauptzierde seines Charakters war. Er war ein wandelnder Katalog. Wenn Herr Dachsel zugegen war, so brauchte niemand in der Firmenliste oder im Preisverzeichnisse nachzusuchen. Ein bewundernswertes Gedächtnis für Namen und Zahlen war ihm zu eigen, und selbst die Bücherpreise im Antiquariat wußte er sämtlich auswendig. Herr Lizak nannte ihn in zarter Anspielung auf seine Fähigkeit im Trinken und die Unerschöpflichkeit seines Gedächtnisses „Meister Bodenlos.“

Einen schroffen Gegensatz zu der vierschrötigen Figur und dem vernachlässigten Anzuge des Herrn Dachsel bildete

Herr Bäumcher, von Lizak „das Muttersöhnchen“ genannt, der Sohn eines Millionärs aus Chemnitz. Herr Bäumcher war zart von Gestalt und überaus zierlich gekleidet, voll Höflichkeit und so rücksichtsvoll, daß er schon errötete, wenn ein Kollege sich von einem dritten verletzt fühlte. Er stand wie eine Art von Erbprinz da, denn jedermann wußte, daß durchaus mühelos und rosenumkränzt das Leben ihm winkte. Sein Vater würde ihm nach Ablauf dreier Jahre einen Verlag kaufen, sagten sich die Kollegen, und dann konnte Herr Bäumcher thun was er wollte, die Millionen im Hintergrunde sagten für alles gut, was er unternehmen würde.

Es war acht Uhr geworden, unaufhörlich waren die Rufe der die Fakturen vergleichenden Kommis durch die Luft geflogen, hatten die Federn auf dem Papier gekratzt und waren in endloser Reihenfolge die Pakete gewandert, da trat eine Ruhepause ein. Gehilfen und Lehrlinge wollten sich nach des Tages Last und Hitze und zur Stärkung für die noch bevorstehende Arbeit einen Imbiß gönnen. Herr Lizak rief nach dem „eisernen Heinrich,“ derselbe sollte Bier aus dem nahegelegenen Wirtshause holen. Der eiserne Heinrich war einer der Markthelfer der Firma und der gewandteste der dienenden Geister. Er hatte seinen Beinamen in Gemäßheit seiner ungewöhnlichen Körperkraft erhalten, die um so auffallender war, als man sie ihm seinem Bau und seiner Figur nach nicht ansehen konnte. Denn er war sehr mager und von gebückter Haltung, blassen langen Gesichts und von schlottrigem Gange. Seine Glieder waren übel aneinandergefügt, gleich als säßen sie lose in den Gelenken, paßten nicht recht zu einander und könnten bei einem Orkan auseinandergeblasen werden. Wer aber die gewaltig großen Hände einmal an der Arbeit gesehen

hatte, der überzeugte sich, daß Herr Lizak dem Manne keinen unpassenden Namen gegeben hatte. Es ging die Rede, daß vor Zeiten einmal ein Kommis an Hexenschuß gelitten und den Grundsätzen der schwedischen Gymnastik gemäß diesen Markthelfer, der ursprünglich den Namen Däberitz führte, um ein gelindes Klopfen in das schmerzhafte Kreuz gebeten habe. Da habe der eiserne Heinrich dreimal zugeschlagen. Beim ersten Male habe der Patient die Sprache verloren, beim zweiten die Besinnung, und beim dritten Schlage sei das Rückgrat gebrochen. Dieser eiserne Heinrich galt dafür, unberechenbare Fähigkeiten auch in seinen Beinen zu besitzen. Wege, zu denen ein gewöhnlicher Sterblicher eine halbe Stunde gebrauchte, machte er in zehn Minuten ab. Es war ihm nicht anzusehen, wenn er so mit seiner gebückten Haltung, schlotternd, als wollte er die Arme aus den Schultern fallen lassen, durch die Straßen zog, aber wenn einmal jemand, von Vertrauen auf seine Sprunggelenke beseelt und von Ehrgeiz erfüllt, es unternahm, den Markthelfer einzuholen oder auch nur Schritt mit ihm zu halten, so sah er ein, wie es mit diesem nachlässigen Gange des eisernen Heinrich stand. Hatte der Verfolger von Steckners Passage aus drei Häuserfronten abgeschritten, so sah er Däberitz schon in der Mitte der Grimmaischen Straße, war er bis Auerbachs Keller gekommen, so bog Däberitz beim Café français ab, und dann war er binnen einer halben Minute nur noch ein fernes Figürchen auf dem Augustusplatze und atemlos sah sich der Verfolger einsam im Gewühle. Darum war der eiserne Heinrich ein unvergleichlicher Bote, wo es sich um schnelle Erledigung eines kühlen Trunkes handelte, der den Staub des Kontors hinunterzuspülen und das Herz wieder aufzufrischen bestimmt war. Doch nicht allein Kraft und

Schnelligkeit zeichneten dieses Juwel von einem Markthelfer aus. Däberitz war ein ganz feiner Kerl. Niemand kam ihm gleich in der Verpackung und Verschnürung kleiner und großer Bücherhaufen, seine Pakete hatten etwas Zierliches, etwas Elegantes, etwas Kunstgerechtes, der Kenner vermochte sie auf den ersten Blick unter allen den übrigen Paketen herauszufinden. Und selbst nicht dies bildete den Gipfel der Leistungen dieses Markthelfers. Er hatte sich in den langen Jahren seiner Beschäftigung bei einer Buchhändlerfirma eine gute Kenntnis des Buchhandels selbst erworben, und wenn auch diese Kenntnis nicht in den der höheren Arbeit gewidmeten Räumen zu Tage trat und Däberitz viel zu klug und zu bescheiden war, um sich am unpassenden Orte hervorthun zu wollen, so war er doch in den Packstuben ein Mann von Ansehen und Gewicht hinsichtlich buchhändlerischer Fragen, und unter den Gehilfen und Lehrlingen herrschte die Meinung, daß er einen sicheren Instinkt für geschäftliche Angelegenheiten besitze. Herr Lizak behauptete, der eiserne Heinrich kenne das Geschäft, wie ein guter Hund die Jagd kenne, und er wolle aus der Art und Weise, wie derselbe die Sendungen behandle, deutlich erkennen, welchen Kredit die Firmen verdienten, mit denen das Geschäft zu thun habe.

Jetzt trat Däberitz ein und trug mit der Fertigkeit eines geschulten Kellners wohl ein Dutzend Seidel schäumenden Bieres herein.

„Wahrhaftig!“ rief Herr Lizak bei diesem Anblicke, „in den litterarischen Erzeugnissen dieses Jahres steckt so viel attisches Salz, daß ich vor Durst fast umkomme. Was meinen Sie, Herr Dachsel, sollten Sie wohl im stande sein, so ein ganzes Seidel noch im Laufe dieses Abends zu vertilgen?“

Gehilfen und Lehrlinge verließen ihre Arbeit und versammelten sich im mittelsten Zimmer, die Gläser wurden auf die Pulte und Tische gestellt, und Butterbrote, in Papier gewickelt, kamen aus den Taschen und Schubladen zum Vorschein. Herr Bäumcher machte sich mit dem eisernen Heinrich zu thun, drückte ihm ein Geldstück in die Hand, dessen Wert weit über den Betrag seines persönlichen Anteils hinausging, und sagte, als Herr Lizak ihn fragend ansah, mit mädchenhaftem Erröten: „Ich hoffe, die Herren werden es mir nicht übelnehmen, wenn ich mir erlaube, das Bier zu bezahlen."

„Im Grunde hat diese Vereinigung mehr den Charakter einer Republik als einer Monarchie," erwiderte Herr Lizak würdevoll, „indessen, wenn Herr Dachsel und Herr Scharf nichts dagegen haben, so werde auch ich mich nicht sträuben. Auf Ihre Gesundheit, Golkondas Sproß!" Die Herren griffen zu den Gläsern und stießen mit Bäumcher an.

„Ja, das wäre alles recht schön," sagte Herr Scharf, indem er sich nach einem langen Zuge den Bart wischte, aber wenn man sieht, was das für eine Arbeit ist, die bis zum bestimmten Tage erledigt werden muß, da verliert man wirklich allen Mut."

„Ist es wirklich so schlimm?" fragte Herr Pannewitz und richtete die Nase keck empor.

„Schlimm? Ich weiß nicht, was Sie schlimm nennen," entgegnete Herr Scharf mit düsterem Blicke, „aber daß wir dieses Jahr nicht fertig werden, das weiß ich bestimmt."

„Den Teufel auch!" rief Herr Lizak. „So ziehen wir also ohne Abschluß zum Feste?"

„Gemacht muß es natürlich werden," brummte Herr Scharf zwischen zwei Bissen Wurstbrot. „Und wenn es nicht biegen will, so muß es brechen. Aber wenn ich diese

Masse von Remittenden sehe, da sage ich mir, daß es dieses Jahr schlechter ist als je zuvor, und es sollte mich nicht wundern, wenn wir, abgesehen von allem übrigen, auch noch um einen Posttag oder zwei zu spät kämen."

„Was ist denn das alles „übrige," von dem Sie sprechen?" fragte Herr Pannewitz. „Ich dächte doch, das Geschäft wäre flott gegangen in diesem Jahre, und wir hätten einen guten Abschluß. Wenn ich erst einmal mein eigenes Geschäft etabliert haben werde, so werde ich ganz zufrieden sein, wenn es so geht. Ich meine natürlich, was das Sortiment und das Kommissionsgeschäft betrifft, denn hinsichtlich des Verlages — na, meine Herren, da sollen Sie einmal was erleben!" Herr Pannewitz blickte mit unternehmender Miene im Kreise umher.

Herr Scharf stieß ein finsteres Lachen gleich dem Hohngelächter eines Dämonen aus. „Ja," sagte er, „das Verlagsgeschäft, das werden Sie in Flor bringen. Arbeiten Sie einmal ein bißchen mit mir zusammen, da werden Sie erkennen, was der Verlag ist. Da hat so ein hoffnungsgrüner Verleger ein Buch in die Welt geschmissen, und die Sortimenter bestellen davon, der eine fünf, der andere zehn, der dritte gar zwölf bis fünfzehn Exemplare à condition. Nun fliegen die Bücher hinaus, der Kommissionär versendet ein Paket nach dem anderen, und der Vorrat verringert sich. Jetzt bestellt gar irgend ein Wagehals drei, vier Exemplare fest, und nun schwillt dem Verleger der Kamm. Er hat Angst, mit dem kleinen Vorrat, den er noch auf Lager hat, nicht zu reichen, wenn fernere Bestellungen sich häufen. Nun schreibt er im Börsenblatte in die Welt hinaus: schickt mir zurück, was ihr nicht verkauft habt. Ja, Kuchen! Keinem Menschen fällt es ein, zurückzuschicken, und der Verleger sieht den Himmel voller Baßgeigen. Aber, hast du gesehen?

Jetzt kommt die Ostermesse. Da krümelt sich mit einemmal die Geschichte wieder zusammen. Da laufen die Krebse, da wimmelt und krimmelt es. Da kommen alle die schönen Bücher wieder anmarschiert, da möchte man ersticken in Remittenden. Da reibt sich der Verleger die Augen. Was hat er verkauft? Lumpige dreihundert, vierhundert Exemplare von einer Auflage von zweitausend, und das ist immer noch günstig, und er kann froh sein, wenn er nicht die ganze Pastete wiederkriegt. Nein, nein, es ist ein faules Geschäft, es ist das reine Glücksspiel. Sie werden sich noch einmal gewaltig umgucken, Kollege Pannewitz, wenn Sie den Rat erfahrener Männer in den Wind schlagen."

„Na, wissen Sie, Kollege Scharf, der Unternehmungsgeist bleibt doch immer die Hauptsache," entgegnete Herr Pannewitz. „Wer nicht wagt, gewinnt nicht. Alle Leute können nicht Kartoffeln bauen. Nur den Mut nicht verloren! Manchmal schlägt es auch ein. Ich kenne Leute, die zaghaft waren und darüber kein Geschäft machten. Da kamen die Nachbestellungen dicht wie Hagel, und der Mann hatte keine Kourage, weil er dachte, die Sortimenter hätten ihre Exemplare noch im Laden liegen. Er hätte dreitausend Exemplare mehr verkaufen können, wenn er es riskiert hätte, rasch eine neue Auflage drucken zu lassen. Aber er klebte an den versandten Exemplaren fest und bildete sich ein, sie kämen ihm Ostern wieder zurück. Und das ist erst der rechte Jammer, wenn ein gutes Geschäft durch Zaghaftigkeit verpufft wird."

„Hört denn die Geschäftssimpelei bald auf?" fragte Herr Lizak. „Wollen denn die geehrten Herren nicht endlich einmal dem Flügelschlage der freien Seele Raum geben und an das Vereinsfest denken?"

„Feste!" sprach Herr Scharf murrend. „Wer denkt denn in dieser Zeit an Feste?"

„Zwischen dem Himmel, an welchem die unsichere Zukunft lauert, und der Erde, welche uns die sichere Last und Mühe der Gegenwart bereitet," sprach Herr Lizak feierlich, „schweben zwei Göttinnen einher, rosig befiedert, glanzvoll, früchteschwer, wonnevoll. Sie heißen Hoffnung und Phantasie. Tau tröpfelt aus ihren Fittichen nieder, fällt auf die Fakturen und Remittenden und überzieht den Staub mit diamantenem Funkeln. In seinem Glanze erblicke ich den Vater der Krebse, rot gekleidet, im Kostüme des Styx, das er sich aus der Garderobe des Orpheus in der Unterwelt geborgt hat, vermehrt durch einen riesigen Schuppenschwanz und zwei Scheren, die er sich aus Pappe machen lassen kann. So geht er rückwärts im Festzuge, der die Säle des Vereinslokals durchwandelt."

„Famos!" rief Herr Pannewitz. „Das ist eine famose Idee!"

„Dann sehe ich den Kollegen Dachsel," fuhr Herr Lizak fort, „nicht das Faß der Danaiden rollend, denn er selbst stellt dieses antike Gebinde schon hinreichend in seiner eigenen Person vor, sondern mit Weinlaub bekränzt, in fleischfarbenen Trikots, den Stab mit dem Fichtenzapfen in der Rechten und an der Linken Phylax führend, der in ein Tigerfell gehüllt ist. Er kann das Weinlaub wattieren lassen, damit er sich nicht den Leib erkältet."

Die Kollegen lachten, in staunender Bewunderung betrachteten die Lehrlinge Herrn Lizak, der pathetisch sein Taschenmesser schwang, mit welchem er sich das Butterbrot zerschnitten hatte.

„Sie müssen ein Festspiel schreiben, Kollege Lizak," rief Herr Bäumcher.

„Ja, Lizak, schreiben Sie den Text zu der Geschichte!" rief Herr Pannewitz. „Das wird famos! Die Firma Heinrich Scheffler wird den Vogel abschießen!"

„Wir wollen uns doch nicht so kolossal lächerlich machen!“ brummte Herr Scharf. „Wartet doch erst ab, was das Präsidium bestimmen wird. Noch sind ja gar keine Dispositionen getroffen worden.“

„Mein ist das Scepter, mir gehört es zu,“ sagte Herr Lizak majestätisch. „Das Präsidium des hohen Vereins der Buchhandlungsgehilfen hat mich ersucht, das Arrangement eines Festzuges und einer welterschütternden Tragikomödie zu unternehmen, welche den Verlauf der Ostermesse mimisch-pantomimisch-dramatisch darstellen soll. Ich verteile die Rollen.“

„Da stellen Sie nur einen Zug Büßer auf, der in Sack und Asche über die Bühne wandelt und dazu singt: Ach du lieber Augustin, alles ist weg!“ sagte Herr Scharf.

„Des Staates Pfeiler, wackre Pairs von England,
Euch schüttet Herzog Humphrey aus sein Leid,“

sagte Herr Lizak mit der Miene tiefer Bekümmernis. „Sollen denn Mißtrauen, Zaghaftigkeit oder gar der schnöde Mangel an kleinem Gelde großen erhabenen Plänen hindernd in den Weg kommen? Nein, ich baue auf den wackeren Gemeinsinn aller Edlen. Die schönsten Rollen sind schon für die Stützen der Firma Heinrich Scheffler bestimmt. Freunde, Bundesgenossen, laßt mich nicht im Stiche! Ich habe eine Idee. Das Korps der reitenden Buchhändler tritt auf, lauter Charaktermasken nach echten Vorbildern, lauter Porträts der Herren, die in den Manegen Quadrille reiten. Sie sollen Steckenpferde reiten, wie die Clowns im Zirkus. Es gibt einen Riesenjux!“

Von neuem brach ein allgemeines Gelächter aus. Die Idee einer solchen Aufführung bei dem bevorstehenden Vereinsfeste erschien allen als sehr gelungen, und selbst Herr Scharf gab ein Grunzen von sich, das mit einigem guten

Willen als Äußerung der Zustimmung angesehen werden konnte.

Währenddessen war eine neue Persönlichkeit eingetreten und stand beim Anblicke der großen Heiterkeit des versammelten Kreises in einiger Entfernung still. Es war Petersen, der gekommen war, um Herrn Scheffler zu besuchen. Ein Lächeln umzog seinen Mund, als er die lustige Gesellschaft beobachtete, und die Zeit, zu welcher er selbst in diesem Raume fleißig und lustig gewesen war, schien ihm zurückgekehrt zu sein. Da drüben an der grauen Wand unter der Gasflamme mit grünem Schirme stand sein eigenes Pult. Dort hatte er so manchen Tag gearbeitet, er erkannte noch die Einschnitte am Rande der Klappe, wo ein Vorgänger seinen Namen verewigt hatte. Alles heimelte ihn in diesen Räumen an. Schon der eigentümliche Geruch des Zimmers, das Gemisch vom Bücherstaube und vom Qualme des verbrannten Siegellacks, der Kerzen auf dem Siegeltische, des Leims der Einbände, des Papiers und Leders, all dies eigenartige Parfüm, das der Werkstatt der Buchhandlung zukommt und nirgends sonst in so unverfälschter Reinheit gefunden wird, versetzte ihn jedesmal in eine besondere Stimmung voll erinnerungsreicher Poesie. Nachdem er eine kurze Weile die fröhlichen Leute beobachtet hatte, trat er näher in den Kreis des Gaslichtes und begrüßte die Gesellschaft. Sie empfing ihn mit guter Laune. Zwei von den Anwesenden, Herr Scharf und Herr Dachsel, hatten noch mit ihm zusammen gearbeitet, alle schätzten ihn. Er stand als guter Kollege in freundlichem Andenken und Herr Lizak hatte über ihn geäußert, er sei ein Genie und die Welt werde ihn noch einmal groß sehen. Obwohl er in seiner jetzigen Stellung als Bevollmächtigter der Firma Friedrich Schottmüller und Freund seines ehemaligen Lehrherrn, des Herrn Scheffler, sich über den Rang der Ge-

hilfen hinaufgeschwungen hatte, ward er doch seiner persönlichen Eigenschaften wegen von diesen noch gern als Kollege angesehen, und nachdem sie ihm Herrn Lizaks große Ideen mitgeteilt hatten, luden sie ihn zu dem Vereinsfeste ein, das nach Ostern stattfinden sollte. Petersen nahm die Einladung an und begab sich darauf in das Kontor des Prinzipals. Die Gehilfen und Lehrlinge aber nahmen ihre Arbeit wieder auf, und der Ruf der vergleichenden Rechner, das Kratzen emsiger Federn erschallte von neuem.

Petersen hatte in seinem früheren Lehrherrn einen wahren Freund gefunden, und oft, wenn Geschäftssorgen ihn drückten, suchte er diesen Mann auf, dessen ruhiges, sicheres Wesen ihm selbst Beruhigung einflößte. Herr Scheffler erschien ihm als das Vorbild des gediegenen Geschäftsmannes, als ein Buchhändler von gesundem Urteile, feinem Blicke, großer Thätigkeit und vor allem von lauterer Gesinnung. Sein Name stellte nicht eigentlich ein „großes Haus" dar; mit den berühmten Namen des Buchhandels konnte er sich nicht vergleichen. Das Geschäft hatte sich in bestimmten Grenzen gehalten, da Herr Scheffler den großen Spekulationen abhold war. Er war ein Mann, der nicht allein Geschäfte treiben, sondern auch leben wollte, leben in seiner Art, das heißt, mit Bewußtsein die geistigen Güter genießen, welche sein Beruf ihm bot. Er stand in allgemeiner Achtung, und man gab ihm mit Vorliebe junge Leute zu ihrer Ausbildung ins Geschäft. Er galt dafür, eine besondere Fähigkeit des Erziehens zu besitzen.

Nicht mit leichtem Herzen ging Petersen heute zu ihm. Die Geschäfte der Firma, welche er vertrat, standen nicht gut. Petersen sah voraus, daß die Abrechnung des letzten Jahres sehr ungünstig ausfallen würde. Trotz aller Anstrengungen, die er selbst gemacht hatte, war es ihm

noch nicht gelungen, neuen Schwung in das Geschäft zu bringen.

„Der gute alte Schottmüller," sagte Herr Scheffler, mit dem Petersen die Schwierigkeiten seiner Lage besprach, um den Rat eines erprobten und zuverlässigen Freundes einzuholen, „der gute alte Schottmüller! Es sollte mir leid thun, wenn er noch trübe Erfahrungen zu machen bestimmt wäre. Aber ein gewisses Geschick liegt über den Firmen wie über den Menschen, und wenn es einmal abwärts gehen soll, so hilft die größte Klugheit nicht. Ich will damit nicht sagen, daß es mit Schottmüller schon so stände, und ich denke, mein lieber Petersen, Sie sind der rechte Mann dazu, die Karre wieder herauszubringen. Freilich, es ist eine eigene Erscheinung mit den Zeitströmungen, und ich muß oft an ein Wort denken, das mir einmal ein alter Geschäftsfreund sagte: unsere Väter hatten Geld und lebten wie arme Leute — wir haben kein Geld und leben wie Reiche."

„Denken Sie wirklich, daß sich das so verhält?" fragte Petersen nachdenklich.

„Nun, es ist schwer, sich eine klare Vorstellung von so großen und allgemeinen Verhältnissen zu machen und die Gründe recht zu erkennen," antwortete Scheffler. „Aber ist es nicht auffallend, wie sehr sich die Lebensweise, wie sehr sich die Bedürfnisse in den letzten fünfzig — oder sagen wir nur dreißig — Jahren gesteigert haben? Sehen Sie nur einmal den Buchhandel an. Ich sehe es noch deutlich vor mir, wie wir zu Weihnachten den Robinson Crusoe geschenkt erhielten. Es war ein Ereignis. Ich mochte damals so etwa zwölf oder dreizehn Jahre alt sein. Wir waren in guten Verhältnissen, ein solides wohlhabendes Bürgerhaus nach altem Schnitte. Ja, wie hätten wir damals gestaunt, wenn wir die heutigen Jugendbücher gesehen hätten! Jetzt ist es

ja eine Flut von Büchern, die so schön gedruckt und illustriert sind, daß schon ein einziges davon in meiner Jugend ein Prachtwerk gewesen sein würde. Wir waren bescheidener. Ein einziges unscheinbares Buch war damals von derselben Bedeutung wie heute zehn viel schöner ausgestattete Bücher. Man lieh damals den Robinson von Haus zu Haus, und der Besitzer wurde beneidet. Ja, welche Unmasse von Büchern gibt es jetzt überhaupt im Vergleich zu der Zeit, wo ich noch Lehrling war! Und so ist es auf allen Gebieten. Wie ist es mit der Ausstattung der Zimmer, wie ist es mit den Häusern überhaupt! Meiner Eltern Haus hatte einen Flur und im oberen Stocke einen Vorplatz, auf denen man mit einem Vierspänner hätte wenden können, aber die Zimmer waren niedrig, hatten kleine braune Kachelöfen, wo beständig nachgeheizt werden mußte, und waren so simpel möbliert, wie jetzt ungefähr die Wohnungen der Handwerker. Eine Kommode von gelb lackiertem Holze, ein Glasschrank, worin das Porzellan und das Silber standen, ein hartes Sofa mit einem schwarzen Überzuge, der zugleich glatt und stachlig war, und ein ovaler Spiegel mit Goldrahmen, der schräg hing, so daß man sich darin vom Kopfe bis zu den Füßen in Verjüngung sah. Wir Jungen arbeiteten abends bei einem Talglichte, und es war steter Streit um die Lichtputze. Ich weiß noch, wie die alten Leute über sündlichen Hochmut und Frevelmut, über Feuersgefahr und gefährliche Neuerungen sprachen, als die erste Petroleumlampe in der Welt erschien. Und die Kleider! Damals kaufte man einen soliden Stoff und trug ihn jahrelang. Jetzt kann eigentlich nur noch eine Künstlerin die Gewandungen unserer Damen anfertigen, so kompliziert und raffiniert ist die Mode. Und mit jeder neuen Jahreszeit muß eine elegante Dame doch eigentlich schon alles, was sie besitzt, wegwerfen oder ändern

lassen. Und das Reisen! Wer reist denn heutzutage nicht? Haben wir nun etwa mehr Geld als unsere Eltern und Großeltern? Es ist schwer zu sagen. Die Staatsschulden haben sich in allen Ländern Europas seit der Zeit des Krimkrieges ungefähr verdreifacht. Viele meinen, die fünf Milliarden, die Frankreich uns bezahlt hat, hätten uns reicher gemacht, andere meinen wieder, die Nation hätte an Kultur und damit an Wohlstand zugenommen, aber einige Leute sagen auch, wir befänden uns in einem krankhaften gesellschaftlichen Zustande und es werde über kurz oder lang eine Krise kommen, eine soziale Revolution, die unsern schönen Traum von Reichtum und Zivilisation grausam zunichte machen würde. Denn dieser Aufschwung, dieser Luxus, so sagen sie, finde nur bei den oberen Zehntausend statt, nur die oberste Kruste, eine ganz dünne Schicht, sei in Flor, die breite und tiefe Masse aber sei heute noch ebenso arm wie in früheren Zeiten und befinde sich in Gärung wie das Innere eines Vulkans."

„Sie gehören in gewissem Sinne noch zur guten alten Zeit," sagte Petersen. „Ich empfinde es beim Eintritt in Ihr Haus immer als eine Wohlthat, daß das hastende, drängende Treiben hier nicht eingedrungen ist, sondern daß hier die Idee unseres Berufes noch in Ehren gehalten wird."

„Ich habe wenig Sinn für die modernen Spekulationen und glaube auch nicht, daß die Leute, welche damit reich werden, schließlich glücklicher sind als unsereiner, der sich einiges Behagen gönnt. Was hat schließlich solch ein armer reicher Herr? Er sitzt in seiner Villa, aber er hat seine Nerven durch übertriebene Arbeit zu dünnen Fädchen abgerieben, und nun er Austern und indianische Vogelnester bezahlen kann, will sein Magen nicht mehr mitthun. Es hat mich wahrhaft ergötzt, als ich neulich las, daß der große

Eisenbahnkönig Vanderbilt in New-York die letzten zehn oder zwölf Jahre seines Lebens nur noch Milch und altbackene Semmel habe essen können. Mir hat es in meinem Beruf immer die größte Freude gemacht, daß ich mir sagen konnte: ich bin kein gewöhnlicher Geldmacher, sondern ich bin darauf bedacht, durch meine Thätigkeit nützliches Wissen zu verbreiten. Wenn ich einmal sterbe, will ich mit der Beruhigung abscheiden, daß aus meinem Verlage kein Buch hinaus in die Welt gegangen ist, dessen Inhalt ein Vorwurf für mein Gewissen sein könnte."

„Es ist mir eine Ermutigung, so reden zu hören," sagte Petersen. „Denn wenn ich sonst mit Kollegen verkehre, muß ich meistens vernehmen, daß mit gediegenen Werken kein Geschäft zu machen sei."

„Es ist nicht richtig. Für gute und lehrreiche Bücher ist immer ein Publikum vorhanden."

„Für schlechte aber doch ein noch größeres."

„Ganz recht, aber die schlechten Bücher werden bald vergessen, während die guten bleiben. Wir dürfen nicht zu viel verlangen; die Welt ist groß, und Unwissenheit und schlechter Geschmack sind weit verbreitet. Aber schließlich siegt doch überall das Gute. Jedenfalls sieht der Buchhändler nicht nur das Besserwerden, sondern er darf auch das Bewußtsein in sich tragen, daß er an diesem Besserwerden ein großes Verdienst hat. Wie unendlich viel mehr gute Bücher sind heute verbreitet als in meiner Jugend. Da halte ich mir oft mit tröstlichem Gefühl die Worte vor:

Das Tüchtige, und wenn auch falsch,
Wirkt fort und fort, von Haus zu Haus;
Das Tüchtige, wenns wahrhaft ist,
Wirkt über alle Zeit hinaus.

„Das ist ein hübscher Spruch, den ich mir merken werde," sagte Petersen. „Ich werde mich seiner erinnern, wenn ich

wieder einmal darüber zu seufzen habe, daß wir von ernsten wissenschaftlichen Werken meistens nur etwa sechshundert Exemplare drucken und davon kaum die Hälfte verkaufen können."

„Die Gelehrten schreiben zu sehr für ihre Fachkollegen und denken nicht an das Publikum; sie schreiben auch zu viel. Allerdings könnte im allgemeinen das Publikum auch mehr kaufen. Es ist auffallend, wie sehr die Leute gerade an Büchern sparen. Eine Bibliothek anzulegen, das wird als letzter und höchster Luxus betrachtet; viel eher ist für Theater, Konzerte, Diners und Sommerreisen Geld da. Aber alles das bessert sich doch mit dem steigenden Wohlstande."

„Finden Sie wirklich, daß es sich bessert?"

„Ganz entschieden. Wir dürfen nicht vergessen, daß wir hinsichtlich unsers Volkswohlstandes durch unglückliche politische Verhältnisse in der Entwickelung zurückgehalten worden sind, so daß wir hinter England und Frankreich im Nachtrabe sind. Dort werden freilich die Bücher viel mehr gekauft. Und dann dürfen wir auch nicht vergessen, daß bei uns in Deutschland viel mehr geschrieben und gedruckt wird als in jenen Ländern. Dort sind die gebildeten Leute, welche Bücher kaufen, dichter gesät, die Leute aber, welche Bücher schreiben, weit dünner gesät als bei uns. Aber unserer nationalen Größe folgt alles andere Gute nach. Der Buchhändler kann bemerken, daß es der gebildeten Familien, welche es nicht für überflüssig halten, eigene Bücher zu besitzen, immer mehr werden. Und in der That, es muß ja jedem Gebildeten einleuchten, daß er sich in einem guten Buche einen Besitz von bleibendem Werte anlegt. Der deutsche Buchhandel hat nach meiner Überzeugung noch eine große Zukunft vor sich. Wird er sich intra muros erst noch mehr entwickelt haben, so werden wir sehen, was der deutsche

Buchhändler kann, der doch seiner intellektuellen Bedeutung nach wahrhaftig dem Engländer und dem Franzosen nicht nachsteht und der immer die ideale Seite seines Standes hochzuhalten gewußt hat."

Als Petersen sich wieder entfernte, fand er das fleißige Korps der Gehilfen und Lehrlinge noch immer am Werke, und es hieß, daß die Arbeit heute wohl kaum vor Mitternacht beendigt werden würde. Petersen wollte sich nicht aufhalten, doch Herr Lizak hatte ihn bemerkt und redete ihn an.

„Auf ein Wort, Herr Petersen, wenn Sie erlauben wollen," sagte er und führte ihn in die zweite Packstube, wo augenblicklich niemand anwesend war. „Sagen Sie doch, Herr Petersen, sind Sie nicht mit einem Schriftsteller namens Fitte bekannt? Ich dächte, er wohnte mit Ihnen in demselben Hause."

„Allerdings, sogar auf derselben Etage. Haben Sie etwas an ihn auszurichten?"

„Sie wissen, daß wir eine Festaufführung planen," entgegnete Herr Lizak. „Das ehrenvolle Vertrauen meiner Kollegen und des Präsidiums des Vereins belastet mich mit einer schwierigen Aufgabe für diese Gelegenheit. Ich wünschte die Bekanntschaft des Herrn Fitte zu machen, weil er mir behilflich sein könnte. Hat er nicht nähere Beziehungen zum Theater? Ich hörte so etwas erzählen."

„Sie haben ganz recht gehört. Herr Fitte ist, soviel ich weiß, mit allen Mitgliedern der Bühne auf vertrautem Fuße."

„Ganz der Mann, den ich gebrauche," sagte Herr Lizak erfreut. „Bitte, Herr Petersen, haben Sie die große Gefälligkeit, mich ihm zu empfehlen und ihm zu sagen, daß ich nach der Ehre und dem Vergnügen seiner persönlichen Bekanntschaft Verlangen trage."

Petersen versprach, die gewünschte Verbindung herzustellen, und lächelte im Fortgehen bei dem Gedanken, welcher Art die Werke und Thaten wohl sein möchten, die aus dem Zusammenwirken der Herren Lizak und Fitte entstehen würden. „Herr Fitte sieht dem Schauspieler Friedrich Haase ähnlich und ist nicht unglücklich darüber," hatte er bedeutungsvoll zu Herrn Lizak gesagt.

Zehntes Kapitel.

Herr Fitte nahm den Gruß Herrn Lizaks sehr wohlwollend auf, und da er, einer Bachstelze gleich, die unermüdlich auf und nieder wippend stets in Bewegung ist, ihr Futter zu suchen, leichtfüßig in Bewegung war, um Leipzigs Gassen zu durchforschen, so that er sogar den ersten Schritt des Entgegenkommens. Er besuchte Heinrich Schefflers Kontor und hatte eine Unterredung mit Herrn Lizak, die für beide Teile sehr erheiternd und anregend war. Herr Lizak verlangte danach, Kostüme für den Festzug geborgt zu erhalten und womöglich einige Schauspielerinnen zur Mitwirkung zu gewinnen. Er schmeichelte Herrn Fitte damit, daß er ihn um seinen Rat wegen des Festspiels befragte, namentlich aber damit, daß er sich ganz betroffen über seine Ähnlichkeit mit Friedrich Haase stellte.

„Fuhr es mir doch wahrhaft elektrisch in alle Glieder, als Sie hereintraten," sagte der spottlustige Gehilfe mit dem ernstesten Gesichte. „Ich hätte darauf schwören mögen, Friedrich Haase zu sehen."

„Nun," entgegnete Herr Fitte, die Achseln zuckend, „ich weiß wirklich nicht, ich habe noch nicht darauf geachtet — wir machen uns ja unser Gesicht nicht selbst, mein verehrter Herr, und was hilft es schließlich, einem berühmten Manne ähnlich zu sehen, wenn man nicht auch dessen Genie besitzt. Doch muß ich in der That gestehen, daß ich schon vielfach darauf an=

geredet worden bin, und daß ich bereits einige Male in wirkliche Verlegenheit kam, wenn ich geradezu für Friedrich Haase gehalten wurde. Es liegt so nahe, daß gerade meine Bekanntschaft, die wesentlich aus Künstlern besteht, auf den Gedanken kommt, eine Größe ihres eigenen Berufes vor sich zu sehen. Aber, wie gesagt, ich lege keinen Wert darauf."

„Ob Sie nicht auch das Genie Haases besäßen?" fragte der boshafte Lizak mit nachdenklicher Miene. „Schon Aristoteles war der Ansicht, daß die leibliche Erscheinung der Ausdruck des inneren Menschen sei. Anima est forma corporis, sagt er mit ganz bestimmtem Ausdruck."

„Es käme auf einen Versuch an," entgegnete Herr Fitte, welcher noch niemals eine liebenswürdigere Bekanntschaft als diesen Buchhandlungsgehilfen gemacht zu haben glaubte. „Indessen, ich bin nun einmal Dichter und will mich nicht zersplittern. Wenn Sie nächsten Sonntag Zeit haben, so besuchen Sie mich, am Morgen, so um halb zwölf Uhr; dann wollen wir zusammen zu Fräulein Amalie de Baez gehen. Ich werde Sie vorstellen, sie ist eine gute Freundin von mir, und ich würde mich sehr täuschen, wenn Sie in ihr nicht die geeignetste Persönlichkeit für die Rolle fänden, welche Sie im Auge haben. Eine ungemein talentierte und liebenswürdige Dame."

„Sie machen mich glücklich," sagte Herr Lizak. Er beschloß, im Kontor noch nichts von seinen Projekten verlauten zu lassen. Er fürchtete Herrn Scharfs philiströsen Sinn und die allgemeine Solidität der Kollegen. Erst mit einer vollendeten Thatsache gedachte er vor das überraschte Kontor zu treten und dann im Sturme jeden möglichen Widerstand hausbackener Geister niederzuwerfen. Zur bestimmten Zeit traf er am nächsten Sonntag bei Herrn Fitte ein, der ihm sein Wohlwollen dadurch bezeugte, daß er ihm seine Autographen-

sammlung zeigte. Herr Lizak belohnte diese Freundlichkeit damit, daß er Herrn Fitte einige Briefe von Klopstock und einen Zettel von Goethe versprach, die er im Besitz hatte. Herr Fitte war hocherfreut.

„Unter uns gesagt, Herr Lizak," sprach er in leisem und wichtigem Tone, „mit einer Sammlung guter Autographen ist zu unserer Zeit, wie nun einmal die Welt steht und geht, mehr zu machen als mit dem schönsten Dichterwerk, das je aus den Händen Ihrer verehrten Herren Kollegen hervorgegangen ist. Man muß nur damit umzugehen wissen."

Dann gingen beide, Fräulein Amalie de Baez aufzusuchen. Auf dem Wege teilte Herr Fitte seinem Begleiter mit, daß die Schauspielerin natürlich trotz ihres spanischen Namens eine Deutsche sei. Sie heiße ursprünglich Luise Schmid, habe diesen Namen jedoch als zu wenig klangvoll für vaterländische Ohren mit einem nom de scène vertauscht.

Die Schauspielerin wohnte im zweiten Stock eines Hauses der Nicolaistraße, und es bedünkte Herrn Lizak, der trotz seines sonst unternehmenden Sinnes mit einiger Befangenheit vor die Thür einer Bühnengröße trat, als sei es kein günstiger Anfang der neuen Bekanntschaft, daß die Dame selbst die Korridorthür öffnete. Denn sie schien nicht in rosiger Laune zu sein, und Herr Lizak befürchtete, der Augenblick sei nicht gut gewählt. Vielleicht ärgerte sich die Schöne darüber, daß sie selbst hatte öffnen müssen. Sie schien zu Anfang geneigt zu sein, den Besuch abzuweisen, dann aber ließ sie beim Anblick des Herrn Fitte beide Herren eintreten. Sie war im Morgenrock, und ihr Haar hatte noch nicht die kunstvolle Anordnung erfahren, durch welche sie abends die Herzen der Zuschauer berückte, doch erschien sie Herrn Lizak als eine sehr interessante Erscheinung. Sie behandelte Herrn Fitte mit einer herablassenden Vertraulichkeit, die nicht ganz zu dem

Tone stimmte, in welchem dieser von ihr gesprochen hatte, und ließ einen Abglanz dieses Benehmens auch auf Herrn Fittes Begleiter fallen.

„Nun denken Sie, diesen Ärger!“ sagte sie, bevor Herr Fitte noch sein Anliegen hatte vorbringen können. „Da ist mir gestern meine Jungfer krank geworden, und heute morgen bringt mir die Schneiderin mein neues Kostüm für die Sylvia. Ich bin in tödlicher Verlegenheit. Wie kann ich sehen, ob das Kostüm paßt und mir steht, nun meine Jungfer nicht da ist, um es anzuprobieren?“ Die Herren traten hinter der übellaunigen Dame in das Zimmer und sahen dort eine andere weibliche Gestalt, welche sich mit Kleidungsstücken beschäftigte, die sie auf einigen Stühlen und auf dem Sofa ausgebreitet hatte.

„Bei der Gelegenheit, Herr Fitte,“ fuhr die Schauspielerin fort, „was haben Sie da wieder für einen grandiosen Unsinn in der letzten Nummer der Theaterzeitung geschrieben? Fräulein Rinkmann ein vielversprechendes Talent! Na, wissen Sie, da hört denn doch Verschiedenes auf! Soll ich da an Ihrem Urteile, oder an was soll ich sonst zweifeln? Dieser Stockfisch ein vielversprechendes Talent! Ja, aber haben Sie denn nur gar kein Gehör, Mensch! Sie haben sie doch als Magdalena gesehen, eine Rolle, die ich ihr lediglich aus Mitleid abgetreten habe. Sie müssen doch gehört haben, daß ihr Organ gar keiner Modulation fähig ist. Die Stimme hat nur einen einzigen Ton, und der ist hart, hart wie Kieselstein, platt wie Blech! Und das loben Sie!“

„Wenn Sie so gut sein wollten, Fräulein, das Kleid einmal anzuziehen,“ sagte hier die Schneiderin, bevor Herr Fitte sich noch rechtfertigen konnte, „so brauchten Sie nur vor den Trumeau zu treten, und würden sehen, daß es Ihnen sehr gut steht.“

Mit diesen Worten rückte sie den großen Spiegel zurecht und hob dann ein blaßrotes Seidenkleid vom Sofa empor.

„Ich kann es nicht beurteilen, Fräulein Hempel,“ sagte die Schauspielerin. „Ich bin es einmal gewohnt, daß meine Jungfer die Sachen anprobiert und vor mir im Zimmer umhergeht. Sie hat genau meine Figur. Wenn ich mich im Spiegel sehe, erkenne ich keinen Fehler, und Sie behaupten natürlich immer, daß es paßt.“

„Wir stellen zwei Spiegel einander gegenüber, so daß Sie sich auch von hinten sehen können.“

„Nein, nein, das ist auch nichts, das täuscht,“ sagte die Schauspielerin. „Ich bin es einmal nicht so gewohnt, ich kann es nur an meiner Jungfer sehen. Ich kenne das schon. Da nehme ich das Kleid, weil ich denke, daß es paßt, und nachher ärgere ich mich.“

„Oder soll ich es anziehen?“ fragte die Schneiderin.

„Sie? Aber um des Himmels willen, Fräulein Hempel, Sie sind ja einen Kopf kleiner als ich und haben auch gar nicht die Taille. Wenn ich so etwas höre, da wird mir wirklich angst um Ihre ganze Schneiderei. Und bei alledem muß ich noch repetieren, und die Ungewißheit mit dem Kostüm nimmt mir alle Gedanken.“

Es war ein Augenblick der höchsten Spannung für alle Beteiligten. Herr Lizak sah in Verlegenheit an der gebrochenen Linie seiner langen blauen Beinkleider hinunter und fühlte seine Hoffnungen geknickt. Nun war er umwogt von der zauberischen Atmosphäre der Intimität mit einer Bühnenheldin, und doch sah er sich, so nahe dem Ziele seines Strebens, weit entfernt von dem Gelingen seines Planes. Wie wollte er so übler Laune gegenüber mit seinem Anliegen bestehen? Da stand die Schneiderin, verdutzt und ratlos, das rotseidene Kleid hilflos, einem Schilde gleich, vor sich ausstreckend. Da

gestikulierte Fräulein Amalie de Baez selbst mit ungeduldiger Hand in der Pose der Königin Elisabeth, wenn diese merkt, daß Essex eine andere liebt. Doch in entscheidenden Augenblicken zeigt das Genie seine Größe. Herr Fitte ersah seinen Vorteil. In einer Sekunde hatte er seinen Rock abgeworfen, und nun nahm er der Schneiderin das Kleid aus der Hand und streifte es sich über die Schultern. „Gestatten Sie mir, Fräulein, daß ich Ihre Jungfer ersetze,“ sagte er mit entschiedenem Tone.

Zuerst machte die Schauspielerin ein erzürntes Gesicht. „Sind Sie närrisch, Herr Fitte?“ fragte sie in scharfem Tone. Aber schon wallten die seidenen Falten an Fittes Gliedern hin, und als nun die Schneiderin die Hände über dem Kopfe zusammenschlug, Herr Lizak in einen Ruf des Erstaunens ausbrach und Herr Fitte selbst vor den Spiegel trat, an der Taille nestelte und sich kokett hin und her wiegte, da gewann der Schauspielerin Sinn für das Komische die Oberhand, sie fing an zu lachen, und der Sieg war errungen. Es war zum Verwundern, wie gut Herrn Fitte das Kleid paßte. „Der Herr trägt ein Korsett!“ rief die Schneiderin.

„Nichts von Korsett, meine Beste,“ sagte Herr Fitte. „Es ist angeborene Anmut. Zwar nicht mit der Sylphengestalt der berühmten und lieblichen Künstlerin de Baez kann ich mich messen, und die Grazie fehlt, aber als Kleiderstock nehme ich es mit jeder Jungfer auf.“

„Ei, wie garstig Sie aussehen!“ rief die Schauspielerin. „Aber wirklich, es paßt Ihnen. Nun drehen Sie sich einmal um, Herr Fitte, nun gehen Sie umher. Wahrhaftig, Sie sind gut. Noch ein bischen mehr links — treten Sie nicht auf die Schleppe!“

Herr Fitte bewegte sich nach den Anweisungen der Künstlerin und konnte es nicht unterlassen, sich selbst im Spiegel

zu bewundern. Das Kleid paßte ihm in der That, und während nunmehr die Schauspielerin und die Schneiderin eine ernste Sache ernst nahmen und hier und da mit Stecknadeln andere Falten legten und die Korrektur einiger Mängel vorzeichneten, stand Herr Fitte zu Lizaks Ergötzen ganz stolz da. Sein schön geschminktes Gesicht paßte zu der weiblichen Tracht. Und als die Schauspielerin nun sah, daß das Kleid gut war, und daß Herr Fitte genau ihre Figur hatte, ward sie ganz vergnügt und fand Herrn Fitte sehr liebenswürdig. Nachdem die Anprobe beendigt und die Schneiderin weggeschickt worden war, zeigte sich Fräulein de Baez auch gegen Herrn Lizak gnädig und erklärte, daß sie die Einladung zum Vereinsfeste annehmen und die ihr zugedachte Rolle im Festspiele überlegen wolle. Was die Kostüme beträfe, so denke sie auch nach dieser Richtung hin Rat schaffen zu können. Zufrieden entfernten sich die beiden Herren, und Herr Lizak, dem diese Berührung mit der Theaterwelt inmitten seiner sonstigen soliden Beschäftigung den Kopf ganz wirbelig gemacht hatte, konnte nicht genug Worte finden, die Reize der Künstlerin zu loben. Er malte sich im Geiste die Mienen seiner erstaunten Kollegen und den Triumph aus, den er feiern werde, wenn er mit einer solchen Unterstützung zur Probe für das Festspiel erscheinen werde. Er konnte sich nicht enthalten, noch heute beim Mittagessen den Kollegen Pannewitz und Bäumcher, mit welchen er in demselben Restaurant speiste, von seinen Erlebnissen zu erzählen und dabei, wie das seine Art war, zur Verschönerung seiner Geschichte ein wenig Farbe aufzulegen. Herr Pannewitz ward Feuer und Flamme. „Wissen Sie, Kollege Lizak," sagte er, „das ist immer meine Idee gewesen: wenn ich einmal mein eigenes Geschäft haben werde, dann werde ich nach dem ersten großen Erfolge eine

Villa am Starnberger See erwerben und eine Künstlerin heiraten."

„Sie haben recht," sagte Herr Lizak. „Man muß den Geldsack mit dem Schmucke der Musen umwinden. Was hat man sonst vom Reichtume? Viele Kenner hier in Leipzig heiraten Schauspielerinnen, sobald sie es zu etwas gebracht haben."

Herr Bäumcher sagte nichts, aber er hörte mit weit offenen Augen zu. Und dann beschlossen alle drei, diesen Abend ins Theater zu gehen und Fräulein de Baez ein Boukett zuzuwerfen, was sie auch ausführten und wonach sie bis tief in die Nacht hinein sehr heiter bei Baarmann ihr Bier tranken.

Elftes Kapitel.

Herr Fitte war unterdessen andere Wege gewandelt. Er hatte ernste Absichten. Seitdem er die Bekanntschaft Karl Niedermeyers gemacht hatte, ging er mit großen Dingen um. Karl Niedermeyer hatte ihm gut gefallen, und dieses Wohlwollen war gegenseitig. Beide begegneten sich in ihren Anschauungen vom Geschäft und hegten Vertrauen zu einander. Karl Niedermeyer hatte sich in der Petersstraße etabliert, führte jedoch kein offenes Geschäft, sondern wollte verlegen. Fast täglich war Fitte bei ihm, und sie redeten über Litteratur. Es war ihr Lieblingsgedanke, eine illustrierte Wochenschrift herauszugeben, nur scheute Karl Niedermeyer die großen Kosten der ersten Anlage, und vorläufig begnügte er sich noch mit kleineren Sachen. Er hatte keine festen Grundsätze hinsichtlich der Wahl der Bücher, die er herausgab, aber wohl einen festen Grundsatz, nämlich den, nur solche Bücher herauszugeben, welche dem Publikum gefallen würden. Er, weit davon entfernt, das Publikum bessern und belehren zu wollen, war auch weit davon entfernt, die Minorität der Höhergebildeten ins Auge zu fassen. Er spekulierte auf den Geschmack der breiten Massen, und dabei schien ihm Fittes Rat höchst wertvoll zu sein. Heute saßen beide am Nachmittage im oberen Stock des Café français und blickten während der Unterhaltung auf das Gewühl des Augustusplatzes hinab.

„Wenn wir nur einen berühmten Autor einfangen könnten," sagte Karl Niedermeyer. „Es zieht nicht recht mit den unbekannten Namen. Aber die berühmten Autoren sind alle in festen Händen, und es kostet zu viel, um einen loszueisen. Sie stellen gar zu unverschämte Forderungen."

„Sie können sich auch eine Berühmtheit großpäppeln," entgegnete Fitte. „Das hat schon mancher Verleger mit Glück gethan. Sie nehmen irgend einen kleineren Autor, der einigermaßen was kann, und machen ihn durch beharrliche Reklame groß. Wenn der Verleger an seinen Autor glaubt, so glauben mit der Zeit auch die anderen Buchhändler und schließlich das ganze Publikum an ihn. Manche von den heutigen Berühmtheiten sind künstlich großgezogen."

„Es dauert zu lange," sagte Karl Niedermeyer. „Und dann kostet es auch viel Geld. Für die Summe, mit der ich mir einen Ruhm großziehe, kann ich ihn mir auch gleich fertig kaufen, und das letztere ist sicherer. Es ist auch gefährlich, das Aufpäppeln. Mancher hat schlechte Erfahrungen damit gemacht. Denn wenn der Autor glücklich so weit gebracht ist, daß er geht, so kommt ein anderer Verleger und schnappt ihn weg. Dann ist das ganze Anlagekapital zum Teufel, und man hat das Nachsehen."

Fitte nickte zustimmend mit dem Kopfe. „Da ist noch ein anderes Prinzip," sagte er, „das viel für sich hat. Man arbeitet nur mit unbekannten Namen und gibt die Ideen selbst an. Das Ding hat viel für sich. Ist das Buch nur so, wie das Publikum es haben will, so ist es ganz gleichgültig, ob Hinz oder Kunz es geschrieben haben. Ein Buch ist schließlich ein Buch. Es ist wie mit Falstaffs Rekruten: die schiefen, lahmen Kerle füllen eine Grube so gut wie tüchtige Soldaten."

„O ja," sagte Niedermeyer. „Das ist dasjenige Geschäft, wobei am wenigsten riskiert wird. Nur muß der Verleger die Sache verstehen, er muß Fühlung mit dem Publikum haben und wissen, was es verlangt."

„Meiner Ansicht nach bleibt es immer noch das beste, mit Berühmtheiten zu arbeiten," entgegnete Fitte. „Natürlich nicht ausschließlich, denn das käme zu teuer, wäre reine Verschwendung. Die berühmten Namen müssen nur das sein, was in der Vogelstellerei die Lockvögel sind. Die Masse aber muß von kleinen Leuten geliefert werden. Was den eigentlichen Inhalt betrifft, so könnte man die Berühmtheiten ja ganz entbehren, denn sie sind beinahe ebenso langweilig wie die Klassiker. Und sagen Sie einmal selbst, Niedermeyer, sind die Klassiker nicht ganz ungenießbar für das Publikum? Aber der Name! damit wird das Geschäft gemacht. Alle Leute, die gebildet sein wollen, kaufen sich ihren Goethe, Schiller und so weiter. Mit dem Lesen ist es ganz etwas anderes. Wenn das Publikum sie auch lesen könnte, da wären es ja eben keine Klassiker. Nur was in ihren eigenen Gedankenkreis hineinpaßt, lesen die Leute mit Genuß, was aber Männer wie Goethe, Schiller, Lessing gedacht haben, ist ja viel zu hoch. Ich behaupte: wenn die Leute begriffen, was die Klassiker sagen, so würden sie ihre Bücher auf offenem Markte verbrennen. Die Berühmtheiten von heute werden aber mit der Zeit Klassiker, wenigstens einige davon, also was hat das Publikum eigentlich mit ihnen zu thun? Nein, wenn wir dem Publikum etwas bieten wollen, was ihm zu Herzen geht — liebe Zeit, denken Sie doch einmal an die wackeren Spießbürger und deren Ehehälften, an das reizende Korps der hunderttausend jungen Mädchen — da müssen wir ihnen ganz andere Sachen bieten. Da lobe ich mir hübsche Geschichten, wie Hunderte

von den kleinen Schriftstellern sie fabrizieren. Und Bilder! Mein bester Freund, Bilder sind die Hauptsache. Werden doch jetzt sogar die Klassiker illustriert, damit die Leute, wenn sie den Goethe einmal aufschlagen, doch wenigstens etwas darin finden. Eine illustrierte Wochenschrift, das ist das beste. Glauben Sie mir, Niedermeyer, mit einer illustrierten Wochenschrift machen wir das reinlichste Geschäft."

„Es verlangt nur so verteufelt viel Geld," sagte Niedermeyer nachdenklich. „Ja, wenn ich noch einen Kompagnon dazu fände! Übrigens leuchtet mir, was Sie von den Berühmtheiten sagen, doch nicht so ganz ein. Die Leute lesen auch gern Sachen von berühmten Autoren. Wodurch wären diese denn sonst berühmt geworden?"

„Il y a fagots et fagots," sagte Fitte. „Wir müssen zwischen Berühmtheiten und Berühmtheiten unterscheiden. Ich glaube nicht, daß ein Dichter, der dazu bestimmt ist, Klassiker zu werden, jemals gern vom Publikum gelesen wird. Denken Sie nur an Goethe, wie sehr der darüber klagt, daß Claurens Romane gut gehen, während seine eigenen Sachen fest liegen wie Blei. Goethe pflegte nach Lauchstedt zu fahren, wenn seine Iphigenie in Weimar aufgeführt wurde, nur um es nicht mit ansehen zu müssen, daß vor leeren Bänken gespielt wurde, während Iffland und Kotzebue volle Häuser machten. Wir bilden uns jetzt ein, in alten Zeiten wären die Klassiker beliebt und gefeiert gewesen, aber das ist eine optische Täuschung. Nein, nein, wer ein Geschäft machen will, kann sich das Publikum gar nicht dumm genug vorstellen."

Während Karl Niedermeyer und Herr Fitte dergestalt Pläne schmiedeten und sich mit dem großen Gedanken einer illustrierten Wochenschrift trugen, inzwischen jedoch einen Kalender, eine Anthologie, Lichtstrahlen aus den Werken

einiger verstorbenen Philosophen, Briefe aus der Hinterlassenschaft einer Dichterin und ein vergessenes Manuskript eines berühmten Mannes, welches Fitte ausgegraben hatte, auf den Markt brachten, ging Petersen seinen ruhigen Schritt solide weiter, obwohl ihm die Ostermesse einen betrübenden Eindruck machte und er oft in banger Sorge an die Firma Friedrich Schottmüller dachte. Doch sollte er auch in seinen privaten und häuslichen Verhältnissen nicht ganz unangefochten bleiben.

Er war sehr zufrieden mit seiner Wohnung und fand in Frau Opitz, der Tochter seines Hauswirts, eine vortreffliche Wirtschafterin, die einer Mutter gleich für ihn sorgte. Frau Opitz war eine sinnige, wohlmeinende Frau, noch in den besten Jahren und von angenehmem, ruhigem Betragen, mit der sich Petersen sehr gern unterhielt, wenn es sich um Nahrung und Kleidung und sonstige Bedürfnisse des täglichen Lebens handelte. Sie hatte eine Tochter, die der Mutter ähnlich an gesittetem und stillem Wesen, aber im übrigen der Mehrzahl der jungen Mädchen unähnlich war. Lise Opitz, jetzt siebzehn Jahre alt, interessierte sich ernstlich für Kunst und Wissenschaft und war allen sonstigen Freuden der Jugend abhold. Sie machte sich nichts aus Bällen und Konzerten, eleganten Toiletten und Umherspazieren auf den Promenaden. Sie studierte. Es war noch ungewiß, ob sie Lehrerin an einer öffentlichen Schule, oder Gouvernante oder Musiklehrerin, oder vielleicht gar ausschließlich Künstlerin werden sollte. Frau Opitz zog hierüber oft Petersen zu Rate. Sie sprach mit ihm lieber als mit ihrem Vater über solche Dinge, der alte Herr flößte ihr trotz seiner gewaltigen Bildung nicht das Vertrauen ein, welches sie in Petersen setzte. Im Grunde hatte Frau Opitz es nicht nötig, sich über ihrer Tochter Zukunft Sorge zu machen. Der Alte

hatte so viel Geld, daß voraussichtlich weder sie noch ihre Tochter Lise jemals in Verlegenheit kommen konnten, für ihren Lebensunterhalt zu arbeiten. Aber in Lise steckte nun einmal ein besonderer Trieb. Sie mochte nicht daran denken, daß sie sich als Erbin gut verheiraten könnte, sondern sie wollte thätig sein und für Kunst und Wissenschaft leben.

Nun traf es sich oft, daß Frau Opitz am Abend, wenn sie für Petersen das Abendbrot bereit gestellt hatte, mit ihrem Strickstrumpfe oder ihrer Näharbeit auf seinem Zimmer blieb, sich ihm gegenübersetzte und mit ihm über Lisens Zukunft und auch andere Dinge redete. Petersen fand darin nichts Unpassendes und nichts Lästiges. Die Frau war sehr angenehm und verständig, und ihm selbst war ihre Gesellschaft nach der Arbeit des Tages oft erfreulich. Er war kein besonderer Freund von Wirtshäusern und zog die Gemütlichkeit der eigenen Wohnung vor. Mit der Zeit stellte auch Lise sich ein, und dann saßen alle drei in ernsthaftem und belehrendem Gespräche zusammen. Frau Opitz schien ein unbedingtes Vertrauen zu den guten Grundsätzen ihres Mieters zu besitzen, während die Unterhaltung mit dem Alten ihr und ihrer Tochter oft durch dessen gar zu große Gelehrsamkeit lästig wurde. Das waren dann recht hübsche Abende für Petersen. Lise zeigte Arbeiten vor, die sie am Tage gemacht hatte — Zeichnungen, Aufsätze und dergleichen, und es wurde über allerhand wissenschaftliche Gegenstände und über musikalische Tagesfragen gesprochen. Zuweilen spielte Lise auch auf ihrem Flügel, der im benachbarten Zimmer stand, Beethovensche Sonaten oder Fugen von Bach vor. Sie hatte in allen Dingen eine ernste Richtung.

Das war alles recht erfreulich und behaglich für Petersen, nur bemerkte er nach einigen Monaten, daß Frau Opitz immer häufiger kam und immer länger blieb, so daß sie

zuletzt sein Zimmer gewissermaßen als das ihrige zu betrachten schien. Sie blieb immer sehr bescheiden und war augenscheinlich bestrebt, nicht lästig zu fallen. Sie fragte oft, ob sie auch nicht geniere. Aber das Ergebnis war doch, daß sie beinahe zu allen Zeiten, wenn Petersen das Kontor verließ und sich in sein Privatzimmer begab, ebenfalls mit ihrer Handarbeit erschien, sich ans Fenster setzte, wenn es Tag war, oder an den Sofatisch, wenn die Lampe brannte, und eine Unterhaltung anfing. Jetzt wollte die Sache für Petersen anfangen lästig zu werden, aber er sagte sich, daß er doch so guten Leuten gegenüber nicht unartig sein dürfe, und wußte außerdem, daß er wohl in keiner anderen Wohnung so gut bedient werden würde. Er saß wie in Abrahams Schoß. Seine Wäsche war glänzend im Stande, immer war die beste Temperatur in seiner Wohnung, für Essen und Trinken ward aufs Beste gesorgt. Er hätte keinen Mangel und keinen Tadel an irgend etwas aufzufinden vermocht, und seine Wünsche wurden ihm an den Augen abgelesen.

So saß er auch eines Abends mit Frau Opitz bei der Lampe und hatte das Kotelett, das sie ihm mit Meisterhand zubereitet, verzehrt. Im Nebenzimmer spielte Lise das Schlummerlied von Schumann, und die Töne drangen gedämpft durch die verschlossene Tapetenthür. Da sagte Frau Opitz, indem sie die fleißigen Hände in den Schoß sinken ließ: „Sie sind doch ein recht solider Mann, Herr Petersen."

„Finden Sie das wirklich?" fragte er.

„Es gibt nicht viele, denen es gefallen würde, fast jeden Abend zu Hause zu bleiben und sich mit einer einsamen Witwe zu unterhalten, anstatt mit lustigen Kollegen im Bierhause zu sitzen."

„Nun, so etwas ist Geschmackssache, Frau Opitz. Ich habe tagsüber viel zu arbeiten und muß mir einen klaren Kopf bewahren."

„Viele sind nicht so," sagte Frau Opitz, den Kopf schüttelnd. „Und Liebschaften nun gar, Herr Petersen, die haben Sie gar nicht."

Petersen lächelte.

„Und Sie haben auch keine Braut, Herr Petersen?"

„Nein," sagte er.

„Für das ganze Leben wird Ihnen das aber auch nicht genügen, Herr Petersen," fuhr sie fort. „Denken Sie einmal daran, wie es sein wird, wenn Sie älter werden. Es ist doch ein trauriges Los, einsam durchs Leben zu wandeln."

„Das ist allerdings wahr," entgegnete er, und es kam ihm dabei ein ganz neuer Gedanke: Sollte die Frau vielleicht beabsichtigen, ihn mit Lise zusammenzubringen? Eine bange Befürchtung stieg vor ihm auf.

„Sehen Sie einmal, wie gemütlich es ist, wenn man so in Familie zusammen sitzt," sagte Frau Opitz. „Die langen Abende! Und dann summt der Theekessel, dann stellen sorgsame Hände die Speisen auf den Tisch, dann ist alles so behaglich und hübsch. Ach, solange man jung ist, geht ja alles. Da fliegt ein junger Herr, der sonst bei Mitteln ist, hierhin und dorthin, wie er mag. Aber wir bleiben nicht immer jung, Herr Petersen."

„Was Sie da sagen, hat viel Wahres, Frau Opitz," erwiderte Petersen, „und mir wird es schließlich vielleicht auch nicht anders ergehen als der Mehrzahl der Männer, obwohl ich für jetzt noch durchaus nicht die Neigung verspüre, mich zu verheiraten."

Frau Opitz räusperte sich sanft. „Wie ist es denn mit dem Geschäfte, Herr Petersen?" fragte sie nach einer kurzen

Pause, während Lise drüben anfing, ein Präludium von Bach zu spielen.

„Wie meinen Sie das?“ fragte Petersen.

„Nun, ich meine, ob Sie auch ordentlich etwas verdienen? Sie haben kein eigenes Geschäft, Herr Petersen. Ich dächte doch, es müßte das Bestreben eines jeden Geschäftsmannes sein, selbständig zu werden, damit er etwas Ordentliches vor sich bringen kann und immer weiß, wofür er fleißig ist.“

„Ja, sehen Sie, Frau Opitz,“ entgegnete er, „ich bin vorläufig noch eng mit der Firma Friedrich Schottmüller verbunden. Was die Zukunft in ihrem Schoße birgt, ist uns Menschen verborgen.“

„Das ist richtig,“ sagte sie, „und es ist eine weise Vorsehung, die uns das Zukünftige verhüllt. Ich habe es nie begreifen können, wie so manche Frauen sich die Karten legen oder gar zu Wahrsagerinnen laufen, um die Zukunft zu erforschen. Man muß dem lieben Gott dankbar sein, daß man nicht weiß, was alles noch bevorsteht. Aber ich meine doch, wenn ein junger Mann, der sonst tüchtig im Geschäfte ist, sich vorteilhaft verheiraten kann, so daß er ein Kapital von fünfzig- bis sechszigtausend Thalern zur Verfügung erhält — ich meine, daß ihm das nur förderlich sein kann. Er kann sich dann selbständig machen, und ein geschickter Buchhändler, glaube ich, kann leicht aus fünfzigtausend Thalern hunderttausend machen.“

„Sie scheinen das Geschäft zu kennen, Frau Opitz,“ sagte Petersen lächelnd.

„Ach, ich kenne wenig,“ sagte sie. „Ich bin eine arme, unwissende Frau und bedarf als Witwe mit einer erwachsenen Tochter doppelt den Rat eines soliden Mannes. Mir ist oft recht bange zu Mute, Herr Petersen. Der Vater ist schon alt, und wenn er einmal die Augen zuthun sollte, da stände

ich mit Lise ganz allein in der weiten Welt. Wir haben ja unser gutes Auskommen, aber glauben Sie mir Herr Petersen, es ist für eine Frau auch eine große Sorge, ein Kapital und nun gar einen Hausbesitz zu verwalten. Und es gibt so viele schlechte Menschen. Eine einsame Witwe ist so vielen Unannehmlichkeiten ausgesetzt. Wo kein Mann im Hause ist, da denken manche Leute leichtes Spiel zu haben."

„Sie, Frau Opitz, machen mir jedoch den Eindruck, als ob Sie mit vernünftiger und fester Hand gar wohl selbst einen großen Hausstand verwalten könnten," sagte Petersen, dem immer ängstlicher zu Mute wurde. Er wußte nicht recht, wo hinaus diese Reden führen sollten, fühlte jedoch etwas Bedrohliches in seiner Nähe, das ihm immer dichter auf den Leib rückte. Lise hatte das Präludium beendigt und begann wieder Robert Schumann in Angriff zu nehmen.

„Sie urteilen sehr gütig über mich, Herr Petersen," sagte Frau Opitz sanft und ruhig. „Aber ich muß Ihnen gestehen, daß ich mich durchaus nicht gesichert fühle. Jetzt, wo ich für meinen Vater lebe und an ihm einen Anhalt habe, kann ich wohl dem Hausstande einigermaßen vorstehen. Schon das Bewußtsein, daß ein Mann da ist, selbst wenn er sich um nichts bekümmert als um seine philosophischen Bücher, ist eine Beruhigung und verleiht mir Kraft. Ich bin ja auch noch in rüstigen Jahren. Aber bei alledem habe ich zuweilen gedacht, ob ich nicht besser thäte, mich wieder zu verheiraten."

Frau Opitz schlug die Augen nieder und saß da, als erwarte sie, daß ihr eine Hilfe von außen käme.

„Das ist allerdings ein wichtiger Entschluß und von schwerwiegender Bedeutung," sagte Petersen, indem er aufstand. „Bei einer solchen Sache möchte ich für meine Person weder zuraten noch abraten. Aber ich habe jetzt noch einen

wichtigen Gang in die Stadt zu thun, Frau Opitz, und wir reden wohl ein andermal davon."

„Sie wollen ausgehen, Herr Petersen?" fragte sie, immer noch mit derselben Ruhe und Sanftmut. „Ach, gewiß belästige ich Sie mit meinem Geschwätz. Aber ich habe immer gedacht, es wäre Ihnen nicht unlieb, sich mit mir zu unterhalten. Wir haben uns doch immer gut vertragen, Herr Petersen."

„Ei gewiß, Frau Opitz, von einer Belästigung kann ja gar nicht die Rede sein, aber ich versichere Ihnen . . ."

Frau Opitz ließ ihn nicht ausreden. „Sie sind ja noch jung, Herr Petersen," sagte sie, „und Sie denken wahrscheinlich, es hätte noch keine Eile mit dem Heiraten. Da haben Sie ja auch ganz recht. Und Sie denken wahrscheinlich, Sie hätten eine große Auswahl. Und da haben Sie ja auch ganz recht. Aber ich will Ihnen etwas sagen: es gibt viele junge Mädchen in der Welt, und gewiß sind auch manche sehr nette und brave darunter. Ob sie aber wirklich das sind, was sie zu sein vorgeben, das kann ein junger Mann nicht beurteilen. Ob ein junges Mädchen das ist, was ein junger Mann sich wünscht, wenn er an den Stand der heiligen Ehe denkt, das erfährt er meistens erst dann, wenn es schon zu spät ist. Ich habe meine Erfahrungen gemacht, Herr Petersen, und habe immer die Augen offen gehabt, und ich kann Ihnen versichern, daß es nicht so einfach mit dem Heiraten ist, wie ein junger Mann sich das denkt. Gute Hausfrauen, die ihren Gatten glücklich machen und ihn auch in seinem Geschäfte fördern, gibt es nicht viele, und mancher junge Mann, der vergnügt und wohlgemut anfing, geht nach einigen Jahren sehr still herum. Die jungen Mädchen meinen es ja auch nicht böse. Sie sehen, wie ihre Freundinnen es machen, und haben Romane ge-

lesen und stellen niemals ihre schwachen Seiten ins Licht. Sie wissen auch nicht viel davon, was das Heiraten ist, und machen sich romantische Ideen und wollen doch auch versorgt sein. Nachher kommt dann alles anders. Ein junges Mädchen, das noch wartet, und eine Frau, die nun glücklich unter die Haube gekommen ist, sind zwei ganz verschiedene Dinge, und oft kennt ein Mann in seiner Frau das junge Mädchen gar nicht wieder. Aber eine Frau, die ihre Erfahrungen gemacht und sich als Hausfrau bewährt hat, die ist kein solches Lotterielos. Mancher junge Mann, der eine solche Frau bekommen könnte, scheut sich davor, eine Witwe zu heiraten, aber wenn er sich die Sache recht überlegte und sich sagte, daß er ein hübsches Kapital mit bekäme und nicht ins Ungewisse hinein ginge, da würde er vielleicht anders denken. Ja, wenn noch viele Kinder da wären und keine Versorgung für die Kinder, da wollte ich es ihm auch nicht verdenken, aber wo nur eine einzige Tochter lebt, die versorgt ist, da liegt doch alles sehr günstig. Da könnte er sein eigenes Geschäft etablieren und brauchte sich für die Zukunft keine Sorge mehr zu machen."

Petersen konnte über die Bedeutung dieser Worte nicht mehr in Zweifel sein. Das ungewisse, drohende Schreckbild, welches vor seinen Augen aufgestiegen war, hatte bestimmte Umrisse angenommen. Er war ganz verwirrt. Bis zuletzt hatte er noch gemeint, Frau Opitz wolle ihn zum Schwiegersohne haben, nun sah er aber deutlich, welchen Plan die gute Frau in Wahrheit verfolgte. Zum erstenmal betrachtete er sie aufmerksam hinsichtlich ihrer persönlichen Erscheinung. Frau Opitz war eine wohlerhaltene Frau von blühender Gesichtsfarbe und freundlichem Blicke. Sie mochte jünger als vierzig, gewiß aber älter als dreißig Jahre sein. Petersen sah jedoch in seiner Verlegenheit nicht sehr deut-

lich. Er hegte so sehr den Wunsch eiliger Flucht, daß er seine Gedanken nicht recht auf Frau Opitz vereinigen konnte.

„Meine liebe Frau Opitz," sagte er, „alles was Sie da bemerken, hat seinen guten Sinn. Aber es sind so wichtige Fragen, die Sie da aufwerfen, daß es unmöglich ist, sie so in der Schnelligkeit recht zu ergründen, und ich bin, wie gesagt, sehr eilig, da ich noch eine Zusammenkunft mit einem Geschäftsfreunde verabredet habe. Ich kann nur so viel sagen, daß ich in meiner gegenwärtigen Lage durchaus nicht ans Heiraten denke, und daß mir deshalb auch solche Überlegungen, wie Sie sie soeben anstellten, ganz fern liegen."

Er haschte bei diesen Worten nach seinem Hute und wollte sich aus dem Staube machen, als ein leises Schluchzen an sein Ohr drang. Frau Opitz hielt ihr Taschentuch an die Augen. Petersen, weit besser bekannt mit den Vorgängen auf dem Büchermarkte als mit denen in weiblichen Herzen, ward sehr bestürzt und hielt es für unrecht, jetzt davon zu laufen. Er trat auf Frau Opitz zu und fragte sie voller Besorgnis, ob er sie auch nicht gekränkt habe. Er könne aufrichtig versichern, sagte er, daß durchaus keine Beleidigung in seiner Absicht gelegen habe und daß er für alle ihm bewiesene Freundlichkeit dankbar sei.

Aber weit davon entfernt, daß vernünftige Vorstellungen bei Frau Opitz beruhigend gewirkt hätten, verstärkte sich nur ihr Schluchzen und nahm einen wahrhaft krampfhaften Charakter an. Und plötzlich, ehe noch Petersen wußte, wie ihm geschah, hatte sie ihn mit einem Arme umfaßt und verbarg unter Weinen ihr Gesicht an seiner Brust. Petersen war in der äußersten Not. Er wollte sie wieder auf ihren Stuhl setzen, aber sobald er sich bestrebte, sich von ihr loszumachen, schien sie alle Kraft zu verlieren, und er glaubte, daß es sich nicht mit der guten Sitte und der Mannes-

würde vertrage, ein der Ohnmacht nähes weibliches Wesen auf den Boden fallen zu lassen. Hilflos blickte er im Zimmer umher, nebenan spielte Lise unverdrossen die Appassionata.

Da tönte plötzlich ein starkes Pochen an die Thür, und dieser Klang erschien Petersen wie Posaunenton. Er erkannte die Art, in welcher der alte Buchbinder sich anzumelden pflegte. Aber in einer Sekunde veränderte sich die Szene, und während die Thür sich öffnete und der Hauswirt lächelnd und zuversichtlich über die Schwelle trat, saß Frau Opitz schon zu Petersens Erstaunen ruhig und freundlich wie immer auf ihrem Stuhle und zog den Faden aus.

„Hören Sie, Herr Petersen," sagte der Alte, indem er mit der Rechten auf ein Buch schlug, das er in der Linken hielt, „da ist jetzt ein Werk erschienen — das müssen Sie lesen! Ich unterschreibe jedes Wort, es ist, als sähe ich meine eigene Gehirnarbeit als metallophysischen Niederschlag und gleichsam cerebrospinal projektiert und reproduziert. Der das geschrieben hat, ist ein großer Philosoph. Jedes Wort ein Hammerschlag dem Nagel auf den Kopf. Mir ist, als hätte ich das selbst schon immer schreiben wollen und als hätte mir dieser Mann mit hallucinatorischem Scharfblicke das Wort aus dem Munde genommen."

„Was für ein Buch ist denn das?" fragte Petersen, der sich jetzt unendlich leicht und frei fühlte.

„Dieser Philosoph heißt Max Nordau, und das Buch heißt: Die konventionellen Lügen der Kulturmenschheit."

Zwölftes Kapitel.

Petersen war durch sein Erlebnis mit Frau Opitz nachdenklich geworden. Er fühlte sich nicht recht heimisch mehr im Hause des Herrn Baumgärtel. Es war ihm zu Mute wie dem Wanderer in Brasilien, der inmitten blumiger Pfade auf eine Schlange zu stoßen fürchtet. Frau Opitz that freilich so, als sei nichts geschehen. Sie sorgte für ihn wie früher, und kaum verriet ein leichter melancholischer Zug in der Art, wie sie das Abendbrot auf den Tisch stellte oder die Wäsche aufschrieb, daß ihr Herz blutete. Aber Petersen traute dem Frieden nicht mehr. Er überlegte, ob er nicht besser thäte, ein anderes Logis zu suchen.

Da trat eines Nachmittags zu seiner Überraschung der Herr Geheime Regierungsrat Rudloff, der älteste Schwiegersohn des Geheimen Kommerzienrats Schottmüller, in sein Kontor. Petersen hatte ihn einige Male in Neustadt gesehen, aber noch niemals gesprochen. Das Wesen des Herrn Geheimen Rats hatte auch nichts besonders Anziehendes für ihn. Es lag etwas Steifes und Hochmütiges darin. Er sah ein bißchen so aus, als müsse er die Würde des Ministerialbüreaus gewöhnlichen Sterblichen gegenüber behaupten. Gleichwohl fühlte Petersen beim Anblicke des trockenen Gesichts mit dem Backenbartrahmen und der goldenen Brille seinen Puls lebhafter klopfen. Trug doch der Herr, wenn auch nur in homöopathischer Verdünnung, die Anziehungs-

kraft Annas mit sich herum. Zuerst wußte Petersen nicht, was der Besucher wollte. Der Herr Geheime Rat war zugeknöpft und inquisitorisch. Er fragte nach dem Stande des Geschäfts in einer Weise, als ob er beeidigter Inspektor der Buchhandlung wäre. Nach und nach jedoch sah Petersen, der sich ebenfalls sehr zugeknöpft zeigte, was die Sache bedeute. Der Schwiegersohn gedachte bei Petersen genauer als bei seinem Schwiegervater selbst zu erfahren, wie es mit dem Geschäfte stände. Der Zuschuß, den seine Frau erhielt, war erheblich geringer geworden. Und dazu hatte er noch etwas anderes im Sinne. Er fragte Petersen nach den Preisen der Wohnungen in Leipzig, trug ihm auf, sich nach Logis zu erkundigen und ihm darüber nach Berlin zu schreiben, und ließ unter dem Siegel der Verschwiegenheit verlauten, daß er vielleicht an das Reichsgericht versetzt werden würde. Petersen hatte den Eindruck, daß das Berliner Pflaster der Familie Rudloff zu teuer werde und daß dieselbe, um sich nicht ihrem gesellschaftlichen Kreise in Berlin gegenüber eine Blöße zu geben, vorziehe, nach Leipzig zu ziehen und sich einzuschränken. Auch die Frage des von der Firma zurückgewiesenen gelehrten Werkes ward erörtert. Der Herr Geheime Rat schien zu wissen, daß Petersen die Schuld an der Weigerung trage, zeigte jedoch keine Rachsucht. Er sprach davon wie von etwas Nebensächlichem.

„In der heutigen Zeit,“ sagte er, „wo eine allgemeine Verflachung des Geschmacks herrschend geworden ist, hat ja ein ernstes Werk von wahrhaft wissenschaftlicher Bedeutung kaum noch Aussicht auf Anerkennung.“

„Ich glaubte, Sie würden das Manuskript vielleicht einer anderen Firma angeboten haben,“ sagte Petersen darauf.

„O nein,“ entgegnete jener. „Es fällt mir nicht ein, mit einer solchen Arbeit hausieren zu gehen. Die Buchhändler

loben sich eine leichte gangbare Ware, und ich kann warten, bis sich einmal jemand findet, der das richtige Verständnis für den Wert meines Buches besitzt."

„Da können Sie lange warten," dachte Petersen, aber sagte es nicht.

„Darüber kann ja kein Zweifel herrschen," fuhr jener fort, „daß das Buch, wenn es einmal zum Drucke kommen sollte, allgemeines Aufsehen erregen wird. Es ist nichts Gewöhnliches. Aber daß ich suchen und vielleicht mit litterarischem Ehrgeize behaftet meiner amtlichen Stellung zu nahe treten sollte, das fällt mir nicht ein."

„Natürlich nicht," sagte Petersen.

„Wenn Sie das Manuskript einmal lesen wollen," sagte Herr Rudloff ferner, indem er eine gleichgültige und überlegene Miene zeigte, „so stehe ich nicht an, es Ihnen für kurze Zeit anzuvertrauen. Es kann ihnen ja vielleicht als Beispiel dafür dienen, wie derartige Materien behandelt werden müssen, und Ihnen in dieser Weise für die Beurteilung anderer ähnlichen Sachen von Nutzen sein."

„Sie sind sehr gütig, aber ich bin für den Augenblick zu sehr beschäftigt, um mich eingehend mit so gewichtiger Lektüre befassen zu können," erwiderte Petersen.

Der Herr Geheime Rat machte ein ziemlich ungnädiges Gesicht; da sich ihm jedoch keine Handhabe bot, seinen Ärger wirksam werden zu lassen, begnügte er sich damit, seine Bitte wegen der Wohnungen zu wiederholen, und entfernte sich wieder.

Petersen sagte sich, daß die Ernennung des Herrn zum Reichsgerichtsrat wohl schon Thatsache sein werde, da er sonst wohl nicht ihm gegenüber davon gesprochen haben würde, und ohne daß er es wollte, stiegen allerhand interessante Bilder in seiner Einbildungskraft auf. Wenn die Familie nach

Leipzig zog, so kam vielleicht auch Anna wohl einmal zum Besuche von Neustadt. Dann würde er vielleicht Anna sehen. Petersen seufzte. Er vertiefte sich mit Anstrengung in seine Arbeit, um den Phantasiebildern den Zugang zu verwehren.

Aber noch an demselben Tage ward ihm eine zweite Überraschung zu teil, die seine Gedanken ebenfalls nach Neustadt lenkte. Er erhielt mit der Abendpost ein Paket mit einem Briefe des jungen Herrn Friedrich Schottmüller. In dem Pakete lag ein Buch, welches den Titel führte: „Reise durch den Orient, von Julia Gräfin Werba," und in dem Briefe stand, Herr Petersen werde gebeten, sich das vorzügliche neue Werk aus dem Verlage Friedrich Schottmüller recht genau anzusehen und nach allen Kräften für dessen gute Aufnahme beim Publikum zu wirken. Fünfzig Rezensionsexemplare desselben Werkes würden mit Eilgutsendung nachfolgen, und Herr Petersen werde gebeten, dieselben unter den litterarischen und buchhändlerischen Bekanntschaften in Leipzig zu verteilen und günstige Besprechungen des Werkes in den Zeitungen und Zeitschriften, sowie Auslage des Buches in den Schaufenstern der Buchhandlungen zu veranlassen. Die Firma lege hohen Wert darauf, daß das Werk stark poussiert werde. Sie habe in Gräfin Werba eine Schriftstellerin gewonnen, in deren Genie sie das höchste Vertrauen setze.

Petersen wußte nicht, wie ihm geschah. Der Leutnant schien seine Feindschaft ganz vergessen zu haben. Er will, daß ich das Buch stark poussiere, sagte er sich, aber es kommt mir so vor, als ob er die Gräfin stark poussierte. Es dämmerte in seiner Erinnerung das Bild einer schönen, dunkeläugigen jungen Dame auf, die Komtesse Werba hieß und die er einmal in Neustadt zugleich mit dem Leutnant von Busstedt hatte erwähnen hören. Er dachte, diese junge Dame habe das Buch geschrieben. Er blätterte in dem Bande. Derselbe war

von einem namhaften Künstler sehr hübsch illustriert und hatte gewiß erhebliche Herstellungskosten verursacht. Er las im Texte und fand, daß derselbe recht interessant geschrieben war. Aber das Ganze sah gar nicht so aus, wie Friedrich Schottmüller. Da fehlte das Wuchtige, das Gelehrte, da fehlte das, was bei Friedrich Schottmüller Wissenschaftlichkeit genannt wurde. Es war eine amüsante, flotte, etwas oberflächliche Schilderung, und an einigen Stellen stieß Petersen auf Ansichten und Behauptungen, bei denen er laut gelacht haben würde, wenn ihn nicht ein gelinder Schrecken im Hinblicke auf die Ernsthaftigkeit und Solidität Friedrich Schottmüllers in starren Banden gehalten hätte. Da hieß es unter anderem auf Seite 80: „Der Unterschied zwischen dem Familienleben des Türken und des Deutschen besteht im wesentlichen darin, daß der Türke, wenn er Frieden und Behagen sucht, in seinen Harem geht, der Deutsche aber hinaus." Dann hieß es wieder auf Seite 95: „Ob die morgenländische Frau wirklich in sozialer Beziehung tiefer steht, als die deutsche Frau, kann nur derjenige entscheiden, welcher die Frage zu lösen vermag, ob das Klatschen im Kaffeekränzchen sittlich höher steht als das Knuppern von kandierten Rosen." Und auf Seite 136 hieß es: „Wenn die Ehe wirklich das Fundament des Staates und heilig sein soll, so stehen die Morgenländer offenbar höher als die Abendländer. Oder ist es nicht wahr, daß mehrere heilige Werke verdienstlicher sind als ein einziges? Mit der Heiligkeit der Ehe ist es wie mit der Heiligkeit des Sonntags. Wenn es verdienstlich sein soll, den Sonntag zu feiern, so ist derjenige am sichersten, in den Himmel zu kommen, der alle Tage Sonntag macht."

Petersen standen die Haare zu Berge. Das Buch war bei Friedrich Schottmüller erschienen! Und er selbst sollte es zu

den Leuten tragen, die es ganz gewiß zuerst verurteilen würden, zu den soliden Männern, die sonst Schottmüllersche Werke rezensierten! War das nicht der blanke bare Frevelmut? Er nahm sofort die Feder zur Hand und schrieb an den jungen Herrn Schottmüller folgenden Brief:

„Sehr geehrter Herr!

Das Buch „Reise durch den Orient“, welches Sie mir mit Ihrem geschätzten Schreiben vom 13. d. M. übersandten, sehe ich mit dem lebhaftesten Bedauern in unserm Verlage. Über den Wert oder Unwert desselben an sich will ich mir kein Urteil erlauben. Aber darüber bin ich nicht im Zweifel, daß der etwaige Erfolg desselben ein Schlag für die Firma sein würde. Es paßt durchaus nicht in den Rahmen der gesamten übrigen Publikationen und wird alle Leute stutzig machen, die bis jetzt mit Vertrauen die bei uns erschienenen Bücher in die Hand genommen haben. Je weniger es bekannt wird, desto besser wird es für uns sein. Deshalb halte ich es für ganz verkehrt, unsern Geschäftsfreunden Rezensionsexemplare davon zu überreichen, und bin im Gegenteil der Ansicht, daß wir denjenigen gegenüber, welche das Buch bemerken und uns darauf anreden sollten, uns dahin äußern, daß es nur durch ein Mißverständnis in unsern Verlag gekommen sei.

Hochachtungsvoll

Karl Petersen.“

Schon am dritten Tage, nachdem dieser Brief abgegangen war, lief des jungen Herrn Schottmüller Replik ein.

„Geehrter Herr!“ hieß es darin, „Ihr gefälliges Schreiben von vorgestern ist mir völlig unverständlich, und ich frage mich vergeblich, welche geschäftliche Bedenken Sie tragen können, das interessante und gediegene Werk der Frau Gräfin Werba in der von mir gewünschten Weise zu

vertreiben. Die Firma schätzt sich glücklich, in der Gräfin eine Kraft gewonnen zu haben, welche alle Aussicht hat, bedeutende Erfolge zu erringen. Sie meinen, das Werk paßte nicht in den Rahmen unsers Verlags. Wir haben mit den alten Verlagswerken nicht solches Glück gehabt, daß wir uns scheuen sollten, frisches Blut aufzunehmen. Mein Vater beabsichtigt, in der nächsten Zeit einen Roman derselben Verfasserin drucken zu lassen. Es liegt ihm sehr daran, daß der Name der Gräfin möglichst schnell und möglichst wirksam zur Bekanntschaft des Publikums gebracht wird, und ich wiederhole hiermit das dringende Ersuchen an Sie, sofort in der gewünschten Weise vorzugehen und alle unsere Geschäftsfreunde um Besprechungen und Empfehlungen der „Reise durch den Orient“ anzugehen. Ich lege eine Liste derjenigen Herren bei, welche von hier aus direkt mit Rezensionsexemplaren bedacht werden, die Sie also nicht zu berücksichtigen brauchen.

Achtungsvoll

Friedrich Schottmüller.“

„Der Alte wird schwach,“ sagte sich Petersen, als er diesen Brief gelesen hatte. „Herr Dresler,“ sprach er dann nach kurzem Besinnen zu seinem Kommis, „ich muß in einer dringenden Geschäftsangelegenheit auf einige Tage nach Neustadt verreisen. Nehmen Sie während der Zeit unsere Geschäfte recht sorgfältig wahr.“ Dann erledigte er noch einige wichtige Sachen, packte seinen Handkoffer und fuhr mit dem Mittagszuge ab.

Vielerlei Gedanken beschäftigten ihn auf der Fahrt. Er war der Firma mit allem Eifer ergeben, und das Eingreifen des jungen Herrn beunruhigte ihn in hohem Maße. „Fast möchte ich wünschen, er wäre Leutnant geblieben,“ sagte er sich, „denn wenn er es nur nicht mit den Schulden übertreiben

wollte, so thäte er als Offizier dem Geschäfte geringeren Schaden als so.“ Und dann stand wieder Annas Erscheinung vor ihm. Er fragte sich, ob er sie zu Gesicht bekommen würde und wie sie ihn dann wohl ansehen möchte. Wäre er im stande gewesen, seine eigenen Gefühle klar zu erkennen und die Beweggründe seiner Handlungen zu unterscheiden, so würde er sich klar darüber geworden sein, daß trotz aller Überlegung und Entsagung sein Empfinden für Anna innig mit seiner Hingebung an die Firma verknüpft war und daß ein letztes kleines heißes Hoffnungsfünkchen in seinem Herzen nicht erlöschen wollte. Jakob diente um Lea sieben Jahre und sieben Jahre um Rahel. Allerdings war Rahel nicht verlobt, aber es war Petersen durch Briefe seiner Kollegen in Neustadt und durch mündliche Nachricht von Karl Niedermeyer zu Ohren gekommen, daß der Leutnant von Busstedt ein eigentümliches Benehmen an den Tag legte und daß eine Erkältung seines Verhältnisses zum Hause Schottmüller eingetreten war. Er erriet unschwer den wahren Grund dieser Ereignisse und er machte sich eine ziemlich richtige Vorstellung von dem Charakter des schönen Offiziers. Petersen traf mitten in der Nacht in Neustadt ein, ließ seinen Koffer ins Hotel bringen und begab sich, da er sich gar nicht ermüdet fühlte, zu Fuß nach dem Schottmüllerschen Geschäftshause. Er hätte gern jemand aus dem Geschäfte gesprochen und vermutete, daß er den Redakteur noch bei der Arbeit treffen würde. Denn die Zeitung erschien am Frühstückstische des Neustädter Publikums und mußte deshalb gleich den frischen Semmeln in der Nacht gebacken werden. Und richtig brannte noch die Lampe in dem Seitenflügel, oben im zweiten Stocke, wo sich die Redaktion befand, und die kleine Thür des Seiteneinganges war unverschlossen. Petersen stieg die von einer Gasflamme erleuchteten Treppen hinan. „Beim Zeus!“ rief der

Redakteur, als der nächtliche Besuch eintrat — „Hamlets Geist! Ich dachte wahrhaftig, der infame Setzerjunge tappte schon auf der Treppe herum, und mein Artikel ist noch nicht ganz fertig. Was, im Namen aller Großmächte, führt Sie hierher? Setzen Sie sich, brennen Sie sich eine Zigarre an und schenken Sie mir noch fünf Minuten, bis ich fertig bin, sonst schnappt mir der Faden ab, und ich finde, wie der Irländer mit dem Ankertau, das Ende nicht."

Petersen sprach kein Wort, nahm eine Zigarre, setzte sich aufs Sofa und sah dem Redakteur zu. Dieser schrieb eilig auf einem Blatt Papier, ergriff dann eine der neuen Abendzeitungen, von denen ein ganzer Stoß neben ihm lag, schnitt ein Stück heraus, klebte dasselbe auf sein Blatt, schrieb dann wieder, schnitt ein neues Stück aus einer anderen Zeitung, klebte es wieder ein, verlängerte sein Blatt, indem er neues Papier anklebte, und schrieb und schnitt und klebte und schrieb wieder, bis er endlich ein Stück Arbeit von fast einem Meter Länge vor sich hatte. Triumphierend hob er es in die Höhe. „Die reine Seeschlange!" sagte er, „aber gottlob, nun ist doch die soziale Frage gelöst!"

Die beiden Herren besprachen sich über den Gegenstand, der Petersen hergeführt hatte. „Ja, sehen Sie," sagte der Redakteur, „hier ist nun alles flotter und fixer geworden, seitdem sich ein Dragonerleutnant der Leitung annimmt. Also das Buch der schönen Gräfin hat Sie erschreckt? Wenn ich Ihnen eine Freude damit machen kann, will ich Ihnen in vier Stunden einen frischen Abzug einer sehr lobenden Besprechung zu lesen geben, die ich so gegen Mitternacht losgelassen habe und die in der Morgennummer stehen wird. Auf allerhöchsten Befehl."

„Haben Sie das Buch denn gelesen?" fragte Petersen.

Der Redakteur blickte ihn zweifelhaft an, gleich als besinne er sich, ob dies nicht eine Gelegenheit sei, sich zu entrüsten.

Aber es lag ein Zug von Schalkhaftigkeit und Gutmütigkeit auf Petersens Gesicht, der ihn entwaffnete. Er lachte laut und sagte: „Ich muß bekennen, daß ich es nicht gelesen habe. Wozu soll ich mir die Mühe machen, ein Buch zu lesen, welches doch einmal durch höhere Fügung dazu bestimmt ist, gelobt zu werden? Außerdem habe ich ein Vorurteil gegen schreibende Damen im allgemeinen und gegen schreibende Aristokratinnen im besonderen."

Der Redakteur gähnte. „Wissen Sie, Herr Petersen," sagte er, „wenn ich so in der Nacht meine Weisheit über Dinge auskrame, von denen ich nichts weiß, so muß ich zuweilen an den guten Candide denken. Als er am dicksten im Peche saß, machte er bekannt, er suche sich den unglücklichsten Menschen der Stadt zum Begleiter für eine Seereise. Da meldeten sich so viele Leute, daß eine ganze Flotte sie nicht hätte wegbringen können. Er suchte in der Verlegenheit zwanzig Leute heraus, die ihm die Unglücklichsten zu sein schienen und lud sie zum Abendessen ein, damit jeder sein Schicksal erzähle. Sie saßen bis zum andern Morgen zusammen, und dann entschied sich Candide für einen Herrn, der zehn Jahre lang für die Buchhändler in Amsterdam gearbeitet hatte."

„Ich kenne Candide nicht," sagte Petersen.

„Es ist ein kleiner Roman von Voltaire."

Die beiden Herren brachen auf und setzten ihre Unterhaltung unterwegs fort. Die Nacht war schön und still, der abnehmende Mond hing mit schmaler Sichel am Himmel, und schon flog ein leichtes Rot im Osten vom Horizont empor. Petersen erfuhr manches, was ihn interessierte, am stärksten aber berührte ihn die Mitteilung, daß der Leutnant von Busstedt vor einigen Tagen in Neustadt gewesen sei, um sich von seiner Braut zu verabschieden, da er zu einem Husarenregimente,

das in Posen stand, versetzt worden war. „Die Geschichte kommt mir etwas verdächtig vor," sagte der Redakteur. „Meine Frau meint, das könnte wohl der Anfang vom Ende sein."

Petersen brachte seinen Begleiter nach Hause und sagte, er wolle in sein Hotel gehen, um noch einige Stunden zu schlafen. Aber er ging noch nicht dorthin, sondern wandelte bewegten Herzens durch die stillen Gassen hinaus ins Freie. Es zog ihn zu dem Gartenhause hin, wo die Familie Schottmüller wieder ihr Sommerquartier aufgeschlagen hatte. Der Junimorgen zog mit jeder Minute heller herauf, ein sanftes Grau verdrängte das tiefe Blau der Nacht, und die Strahlen der Morgenröte zuckten bis zum Zenith empor. Petersen ging an der langen Mauer hin, die den Garten einfaßte, und lehnte an dem Gitter der Thür, die ihm einen Einblick in den Garten und nach Annas Fenster hin gestattete. Eine milde Luft fächelte seine von der Reise erhitzten Wangen, und süße Träume umgaukelten ihn. Eine Lerche stieg, nicht weit von ihm, vom Felde auf und wiegte sich im Glanze des erwachenden Tages. Seine Jugenderinnerungen, seine Hoffnung, seine Sehnsucht nach Glück, alles was Weichheit in ihm war, schlug gleichsam Wogen in seiner Brust, und es klang in seinem Ohre, wie ein Lied, dessen Worte zu erhaben waren, um verstanden zu werden. Erst die Bewegung der erwachenden Menschheit, das Erscheinen eines Wagens, der vom Lande her in der Ferne auftauchte, mahnte ihn an Umkehr. Im Sonnenschein, doch bevor noch die Thüren und Fensterläden in den Straßen sich öffneten, schritt er zu seinem Hotel, wo er den verschlafenen Hausknecht erweckte, und erfrischte sich auf seinem Zimmer durch eine kalte Waschung. Es war zu spät, um noch zu schlafen, auch bedurfte seine kräftige Natur der Ruhe

kaum, und eine nicht unangenehme Erregung, eine unternehmende thatenlustige Stimmung ließ ihn den Schlaf nicht vermissen. Nachdem er gefrühstückt und dann die Zeit abgewartet hatte, zu welcher er den Chef im Geschäftshause zu finden hoffen durfte, ging er in das altbekannte Haus und Kontor.

Sein Erscheinen erregte eine gewisse Bewegung im vorderen Zimmer. Der alte Buchhalter kam auf ihn zu und schüttelte ihm herzlich die Hand, er begrüßte sich freundlich mit den übrigen Kollegen und trat dann in das Kontor des Chefs ein. Sowohl der Geheime Kommerzienrat als auch der Sohn waren gegenwärtig. Petersen sah die Überraschung deutlich auf beider Antlitz geschrieben, sah, wie sie auf das lebhafteste von seinem Eintreten berührt wurden und wie der Leutnant sogar erbleichte — und er fühlte in diesem Augenblicke, daß er eine Macht geworden sei.

Er fing damit an, daß er sagte, es habe ihm gut geschienen, persönlich Rechenschaft über seine Thätigkeit in Leipzig abzulegen, und daß er alsdann ein eingehendes Gespräch über den Stand des Geschäfts mit dem alten Herrn führte. Der Geheime Kommerzienrat zeigte sich mit allem, was geschehen war, sehr zufrieden. Wenn auch noch kein günstiger Erfolg in der Abrechnung zur Ostermesse ziffernmäßig zu Tage getreten war, so hatte doch das Geschäft einen steten Gang bekommen, und jedermann in demselben hatte das Gefühl, daß es nunmehr von einem Manne geleitet oder doch beeinflußt werde, der nach vernünftigen Grundsätzen verfuhr und genau wußte, was er wollte. Der Chef selber sprach es Petersen gegenüber aus, daß er das Vertrauen hege, in kürzerer oder längerer Zeit die Früchte reifen zu sehen, welche das Ergebnis der bisherigen Mühewaltung sein mußten. Es waren große und solide buch=

händlerische Unternehmungen, welche Petersen in Gang gebracht hatte, und wenn auch ein schneller Erfolg nach der Natur derselben ausgeschlossen war, so war dafür ein um so sichrerer, größerer und länger dauernder zu erwarten.

Aber nachdem diese allgemeinen und wichtigsten Angelegenheiten besprochen worden waren, lenkte Petersen auf den eigentlichen Anlaß seiner Reise, auf die Geschäftsverbindung mit der Gräfin Werba über.

„Ich hatte schon brieflich meine Ansicht ausgesprochen," sagte er, „da ich aber augenscheinlich nicht recht verstanden worden war, möchte ich persönlich meine Anschauung vertreten. Es ist freilich wahr, daß bei der Ausdehnung und Größe unseres Verlages ein einzelnes Buch nicht von erheblichem Nachteil werden kann, selbst wenn es durchaus ungeeignet für den Verlag ist. Schaden kann es aber immerhin. Und ich möchte an den Satz erinnern: Principiis obsta."

Jetzt fuhr der junge Herr Schottmüller auf. „Die Firma ist Ihnen Dank schuldig, Herr Petersen," sagte er. „Aber ich für meine Person möchte Sie bitten, Ihre Thätigkeit gütigst auf Ihren Wirkungskreis beschränken zu wollen. Wir werden uns immer die Freiheit wahren, nach unserm Gutdünken zu verlegen, was wir wollen."

„Davon ist ja auch nicht die Rede," entgegnete Petersen ruhig. „Es handelt sich doch um eine geschäftliche Angelegenheit, deren Ratsamkeit wir überlegen. Ich denke, eines jeden Geschäfts erster Grundsatz muß sein, sich selber treu zu bleiben. Habe ich einen Romanverlag, einen Verlag, der in die Tagesfragen eingreift, einen Verlag von agitatorischer Thätigkeit — gut, so nehme ich Romane, Broschüren politischen Inhalts, Tendenzschriften und dergleichen auf. Habe ich aber einen Verlag, wie den der Firma Friedrich Schottmüller, so befasse ich mich nicht mit oberflächlichen und dazu

tendenziös gefärbten und frivol geschriebenen Reisebeschreibungen. Und Sie werden sehen, meine Herren, daß diese Anschauung sich in der Aufnahme des Buches bei unsern Geschäftsfreunden widerspiegeln wird. Man erwartet von Friedrich Schottmüller gediegene, ernste, wissenschaftliche Sachen."

„Bitte, sei ruhig, Friedrich," sagte der Geheime Kommerzienrat zu seinem Sohne, der in großer Aufregung antworten wollte. „Was Herr Petersen sagt, hat Hand und Fuß. Ich selbst, Herr Petersen, bin auch nicht recht zufrieden mit dieser „Reise durch den Orient." Ich hatte mir die Sache zu Anfang anders gedacht, als sie nun schließlich geworden ist. Dazu sind die Herstellungskosten weit höher gekommen, als wir sie anfänglich ins Auge gefaßt hatten. — Nein, Friedrich, Du magst sagen, was Du willst, wissenschaftlich ist die „Reise durch den Orient" nicht."

„Lieber Vater," sagte Friedrich mit einer Stimme, die vor Erregung zitterte, „in welchem Lichte stehe ich nun da? Ist es etwa Deine Absicht, mich vor Herrn Petersen zu blamieren?"

„Mein lieber Junge," sagte der Alte, „Geschäft ist Geschäft. Zeige mir, daß wir wenigstens mit den Büchern der Gräfin Werba etwas verdienen, dann will ich meinetwegen alles andere gelten lassen. Aber vorläufig weiß ich noch nicht, wie wir auf unsere Kosten kommen sollen."

„Das Buch der Gräfin wird glänzend gehen," rief Friedrich. „Es ist voll Geist, es wiegt zehn geographische Werke von eingetrockneten Philistern auf. Und der Roman wird die größte Sensation machen. Sollen wir ewig in dem alten Schlendrian bleiben und uns von unternehmenden Firmen an die Wand drücken lassen?"

„Na, na," sagte der Alte, „übertreibe nur nicht. Es wird, es wird — das hat schon mancher Verleger gesagt und

ist bankerott darüber geworden. Ich lobe mir: Es ist, es ist. Das Romanmanuskript habe ich noch gar nicht gelesen, und . . ."

„Aber es ist der Gräfin doch zugesagt worden, daß der Roman gedruckt werden soll."

„Ja, Du hast es ihr zugesagt, aber ich möchte doch am Ende . . ."

„Mein Wort muß eingelöst werden!" rief Friedrich.

„Ach, das ist alles so wenig geschäftsmäßig," sagte der Geheime Kommerzienrat ärgerlich. „Du kannst Dich immer noch nicht daran gewöhnen, daß Du nicht mehr Leutnant bist. Die Kalkulation, mein lieber Junge, die Kalkulation gibt den Ausschlag. Herr Petersen kann das Manuskript einmal lesen, Herr Petersen hat ein gesundes Urteil, auch noch jüngere Augen. Mir wird das Lesen der Manuskripte zu schwer. Wissen Sie was, Herr Petersen, Sie essen heute mittag bei uns draußen. Und beim Kaffee setzen Sie sich ganz gemütlich in die Ecke und sehen sich das Manuskript einmal an. Es liegt draußen, ich wollte es lesen, bin aber noch nicht dazu gekommen."

Petersen war ungemein erfreut über diese Hilfe von seiten des Chefs. Er hatte sich seine Aufgabe viel schwerer vorgestellt und sah mit der größten Befriedigung, daß der Geheime Kommerzienrat ihn gewissermaßen als erwünschten Beistand gegenüber dem Andrängen seines ungestümen und unvorsichtigen Sohnes begrüßte. Aber mehr noch als dies nahm ihn für den Augenblick die Einladung zu Tisch gefangen. Diese bereitete ihm ein solches Vergnügen und setzte ihn so sehr in Aufregung, daß er ganz rot wurde.

Eisig jedoch wurde jetzt des Sohnes Benehmen. „Es thut mir sehr leid," sagte er mit erzwungener Höflichkeit und blaß vor Ärger, „daß ich heute verhindert bin, mit Herrn

Petersen zu speisen und an der ferneren Beratung über das Manuskript der Gräfin teilzunehmen. Doch erkläre ich hiermit auf das bestimmteste, daß ich an dem Geschäfte überhaupt nicht mehr teilnehmen kann, wenn der Roman der Frau Gräfin nicht gedruckt wird." Und damit nahm er seinen Hut, machte eine Verbeugung und ging hinaus.

„Herr Geheimer Kommerzienrat," sagte Petersen peinlich berührt, „wenn meine Anwesenheit der Grund ist, daß Ihr Herr Sohn fortgeht, so ziehe ich es meinerseits vor, den Platz zu räumen."

„Ach, Unsinn, Unsinn!" rief der alte Herr voll Ärger. „Bleiben Sie, Petersen, seien Sie nicht auch empfindlich. Der Henker hole die Empfindlichkeiten! Es paßt nicht ins Geschäft. Mein Sohn wollte so wie so heute nicht mit uns essen. Er hat eine Landpartie vor. Er sprach schon gestern davon."

Es war ein wunderbarer Tag für Petersen, ein Tag, wie er ihn so voll süßer Erschütterungen und himmelan strebender Gedanken noch nie in seinem Leben verbracht zu haben glaubte. Als er zu Mittag die Schwelle des Gartenhauses überschritt und in das Gemach geführt wurde, wo die Frau Geheime Kommerzienrätin und Anna ihn erwarteten, schlug ihm das Herz. Er achtete wenig auf die förmliche und gezierte Art, mit der die Frau vom Hause ihn empfing. Die Frau Geheime Kommerzienrat nahm ein Benehmen an, wie eine Fürstin vielleicht gegen einen in das Schloß eingedrungenen Volkstribunen hätte annehmen können. Sie legte in ihren Gruß und in ihre Worte die beleidigte Würde der Majestät. Petersen hätte darüber lachen können, wenn er Zeit gefunden und die Ruhe gehabt hätte, darauf zu achten. Aber er konnte nicht darauf achten. Er sah nur Anna. Sie war ernster, sanfter, weiblicher geworden

seit der Zeit, wo er sie zuletzt gesehen hatte und von ihrem ungeduldigen Trotze, ihrem unüberlegten Zorne und ihrer ihn verletzenden Bitte betroffen worden war. Sie kam ihm entgegen, reichte ihm die Hand und sagte ihm in ausdrucksvoller Weise, daß sie wisse, wie eifrig und fleißig er für ihres Vaters Haus arbeite, und daß sie ihm dankbar dafür sei. Er war entzückt von ihrer Freundlichkeit, aber er war auch in Verwirrung. Ihre lebendige Gegenwart wirkte noch weit stärker auf ihn, als er sich dies in der Entfernung ausgemalt hatte. Und er sah am Ringfinger ihrer linken Hand den goldenen Reif schimmern, der sie an einen Anderen band, dessen Erinnerung für ihn der lebhafteste Schmerz war.

Die Unterhaltung bei Tisch richtete sich zunächst wesentlich auf die Verhältnisse Leipzigs, auf das Wachstum und die großen Vorzüge dieser Stadt vor anderen Städten. Auch die buchhändlerischen Verhältnisse dieses Mittelpunktes des deutschen Buchhandels wurden berührt, und der Geheime Kommerzienrat warf die Frage auf, ob nicht Berlin unter den veränderten politischen und buchhändlerischen Verhältnissen binnen kurzem Leipzig von seinem beherrschenden Platze verdrängen würde.

Es waren nur der Chef und seine Frau, Anna und der Gast an der Tafel. Petersen saß Anna gerade gegenüber, und die Gründlichkeit seiner Betrachtungen über den Buchhandel wurde eben nicht erhöht durch ihre nahe Gegenwart.

Dann fing der Geheime Kommerzienrat davon an, daß sein ältester Schwiegersohn nach Leipzig versetzt werden würde, und Petersen erwähnte, da er sah, daß diese Versetzung innerhalb der Familie kein Geheimnis war, den Besuch des Geheimen Regierungsrats. Anna sprach davon, daß sie ihre Schwester zu besuchen und ihr bei der neuen Einrichtung zu helfen denke.

Das Mittagessen verlief nach Petersens Meinung ungeheuer schnell, obwohl es in Wirklichkeit über eine Stunde gedauert hatte. Der Geheime Kommerzienrat führte einen guten Tisch und liebte die Pausen und den Wein zwischen den verschiedenen Gängen. Als die Tafel aufgehoben ward, zog er sich zurück. Er pflegte nach Tische zu Bett zu gehen und eine gute Stunde zu schlafen; das bekam ihm vortrefflich, wie er sagte, obwohl der Hausarzt mehrfach seine Bedenken dagegen geäußert hatte. Auch seine Gattin, welche sich bei Tische vornehm, wortkarg und herablassend gezeigt hatte, zog sich in ihr Boudoir zurück. Anna dagegen erklärte mit liebenswürdigem Lächeln, daß sie dem Gaste den Garten zeigen werde. Beide gingen ziemlich einsilbig durch den Gartensaal und über die Terrasse hin, denselben Weg, den Petersen ehedem bei seinem Abschiede gegangen war. Ihm war seltsam beklommen zu Mute.

In der Mitte des Weges zwischen dem Hause und dem Pavillon blieb Anna stehen.

„Erinnern Sie sich noch, Herr Petersen," fragte sie, „was wir damals miteinander sprachen, als Sie fortgingen? Es war genau an dieser Stelle."

Er antwortete nur mit einem Blicke und mit einem leichten Kopfnicken.

„Ich war recht unartig gegen Sie," fuhr sie fort, „und oft habe ich nachher denken müssen, wie gut Sie waren, daß Sie trotzdem mir nicht zürnten, sondern meine Bitte erfüllten."

„Meine Hilfe ist zu schwach gewesen, um Ihnen zu nützen," erwiderte er. „Sie wissen, daß Ihr Herr Vater meiner Vorstellung kein Gehör geschenkt hat."

„Es war thöricht von mir, ein solches Verlangen zu stellen," sagte sie ernsthaft. „Ich hätte damals meines Vaters

Sorge nicht noch vermehren dürfen. Später habe ich das eingesehen. Aber Ihnen bin ich trotzdem dankbar, daß Sie sich nicht durch mein und meines Bruders Benehmen beleidigt fühlten. Es war edelmütig von Ihnen, Herr Petersen."

Er machte eine Bewegung mit der Hand, als ob er damit sagen wolle, es sei nicht der Rede wert; das Herz war ihm zu voll, als daß er eine vernünftige, gesetzte Antwort hätte geben können.

„Ich komme heute wieder mit einer Bitte," sagte sie, indem sie ernsthaft zu ihm aufsah. „Sie werden denken, ich sei unerschöpflich mit Anliegen."

„Wenn Sie wüßten, wie glücklich es mich macht, Ihnen dienen zu können, Fräulein Schottmüller —"

Sie gingen zusammen weiter im Schatten eines dichten Gebüsches von blühenden Sträuchern und hoher, das Gesträuch überragender Platanen und Linden.

„Es kommt mir ein wenig sonderbar vor, daß ich es Ihnen sage, aber ich habe das Gefühl, daß Sie, Herr Petersen, gewissermaßen die Mittelsäule oder der Grundstein des Hauses Schottmüller sind. Alle Welt hat zu Ihnen Vertrauen, und mir geht es so wie aller Welt."

„Sie machen mich ganz neugierig und gespannt. Das klingt mir auch viel zu schmeichelhaft, Fräulein," sagte er lächelnd.

„Nein, nein, nichts von Schmeichelei," sagte sie lebhaft. „Ich meine es ernstlich. Und, um es mit einem Worte zu sagen: Denken Sie nicht auch, daß mein Bruder hier nicht an seinem rechten Platze ist und daß es besser wäre, wenn er von hier weg und nach Leipzig käme? — Ich habe mir das so vorgestellt," fuhr sie fort, als Petersen sie überrascht anblickte, „die kleine Stadt taugt nicht für ihn. Er wird immer wieder an seine frühere Stellung erinnert und von

der Beschäftigung mit seiner jetzigen Aufgabe abgezogen. Ich meine, wenn er den Buchhandel in seiner Großartigkeit kennen lernte, wenn er in Leipzig wäre, so würde er seinen Beruf besser schätzen lernen."

„Das ist sehr richtig gedacht," entgegnete Petersen. „Darf ich fragen, ob irgend eine besondere Veranlassung gerade jetzt Sie auf diesen Gedanken bringt?"

„Eigentlich nicht. Ich habe das immer gedacht, wenn ich sah, daß Friedrich sozusagen nicht Fisch und nicht Fleisch ist. Nur habe ich es nicht ausgesprochen, weil, wie Sie sich wohl denken können, Herr Petersen, die Stimme eines jungen Mädchens in Geschäftssachen gerade keinen sehr vernehmbaren Klang hat. Brächten Sie es in Anregung, so würde es ganz etwas anderes sein. Indessen, um Ihnen die ganze Wahrheit zu sagen — ich habe allerdings gerade jetzt noch eine besondere Veranlassung. Mein Bruder scheint von Einflüssen beherrscht zu werden, die sicherlich nicht segensreich für ihn sind. Er verkehrt sehr viel bei einer Familie — im Hause des Grafen Werba, der Besitzungen in der Umgegend hat — Sie haben ja den Namen gehört. Mein Vater hat jetzt ein Buch von einer Gräfin Werba verlegt, der ältesten Tochter des Grafen."

„Allerdings," sagte Petersen. „Dies Buch hat schon Anlaß zu Erörterungen zwischen Ihrem Herrn Bruder und mir gegeben."

„Sie dürfen nicht denken, daß ich meinen Bruder anklagen will," fuhr Anna mit bittendem Blicke fort. „Ich weiß nichts Näheres über seine Beziehungen zu der Familie. Nur sagt mir ein sicheres Gefühl, daß irgend eine Gefahr für ihn im Anzuge ist. Ich möchte ihn davor bewahren. Wenn Sie etwas dazu thun können, Herr Petersen, so wenden Sie, bitte, Ihren ganzen Einfluß auf, um meinen

Bruder auf einen anderen Weg zu bringen. Er wird dereinst der Chef des Hauses sein, machen Sie ihn auf das Schöne und Große seines Berufes aufmerksam. Machen Sie es möglich, daß er mit Ihnen nach Leipzig geht, um dort größeren Ernst auf seine Lebensaufgabe zu verwenden!"

Anna blickte ihn dringend und ernstlich an. Petersen glaubte eine Thräne in ihren Augen glänzen zu sehen. Er versprach ihr, zu thun was in seinen Kräften stehe, um ihrem Wunsche nachzukommen. Was hätte er nicht versprochen, wenn dieser Mund und diese Augen ihn darum gebeten hätten?

Sie setzten ihren Spaziergang durch den schönen großen Garten fort. Anna zeigte ihrem wie in seligem Traume neben ihr wandelnden Begleiter die parkähnlichen Anlagen im vorderen Teile der Besitzung, dann die kleinen Häuser, in welchen die verschiedenen Völker der Hühner wohnten und welche eine sternförmige Anordnung mit Drahtgittern bildeten, hinter denen das glänzende Gefieder seltener und edler Rassen schimmerte, das Taubenhaus und endlich den Küchengarten mit seinen regelmäßigen nützlichen Beeten und unzähligen hochstämmigen Stachelbeer- und Johannisbeerstöcken, Zwergobst und Erdbeerplantagen.

Um die Kaffeestunde kehrten sie zu dem Pavillon zurück, wo der Diener inzwischen die Spiritusmaschine und das Meißener Porzellan zurecht gestellt hatte. Anna bereitete den Kaffee, die Eltern erschienen, und der Geheime Kommerzienrat brachte ein Paket mit: das Manuskript der Gräfin Julia Werba.

Petersen war nicht sehr aufgelegt, hier in dieser interessanten Umgebung Manuskripte zu lesen, doch entzog er sich nicht der Pflicht, sondern suchte sich in den Gegenstand zu vertiefen. Es wurde ihm nicht leicht gemacht. Er zog sich mit seiner Tasse, seiner Zigarre und den Papieren in

einen Winkel des Pavillons zurück und bemühte sich zu lesen. Das Manuskript war nicht sehr leserlich. Gräfin Julia schrieb eine energische Hand und zog die langen Buchstaben so kühn aufwärts und abwärts, daß sie ineinander übergingen und nicht ganz unähnlich dem Zaun von Speeren waren, den in alter Zeit die Ritter in der Feldschlacht bildeten. Aber diese Schwierigkeit war noch die geringste. Weit schlimmer war es, daß Anna vor dem Eingange in einem Feldstuhle saß und daß er gerade ihr Profil und das Gekräusel ihres Haares sehen konnte.

Trotz alledem fing die Lektüre bald an, Petersen zu fesseln. Langweilig schrieb Gräfin Julia nicht. Es standen Dinge in diesem Manuskripte, wie Petersen sie noch niemals hatte vortragen hören, und alles war so scharf und kühn pointiert, daß es im hohen Grade aufregend war. Petersen las eine Stunde, eine zweite, eine dritte — der Geheime Kommerzienrat und seine Frau waren längst weggegangen, auch Anna war verschwunden, der Diener hatte ihn zu seiner Erquickung mit Bier versorgt, schon sank die Sonne, da war Petersen endlich auf der letzten Seite angekommen. Er band das Manuskript wieder zusammen, nahm das Paket unter den Arm und suchte den Geheimen Kommerzienrat auf. Derselbe befand sich in seinem Privatkontor neben dem Gartensaale.

„Der Roman ist, an sich betrachtet, interessant und wird vielleicht Glück machen," sagte Petersen zu dem alten Herrn, der ihn fragend ansah, „für uns aber würde er ein Unglück bedeuten, wenn wir ihn verlegen wollten. Er ist durchaus revolutionär."

Dreizehntes Kapitel.

Friedrich Schottmüller Sohn war heute in der That auf einer Landpartie. Er hatte nicht blos einen Vorwand gebraucht, um dem langweiligen, unausstehlichen, unverschämten Menschen, dem Petersen, aus dem Wege zu gehen, sondern es bestand wirklich eine Verabredung. Schon seit acht Tagen war die Partie geplant worden. Es handelte sich darum, ein halb verfallenes Schloß am Ufer der Regnitz zu besuchen, von welchem die Familie Rinkitz behauptete, es sei ihr Stammschloß vor dreihundert Jahren gewesen. Alle Stämme und Linien und Zweige der Rinkitze, die ringsum im Lande saßen, hatten verabredet, sich an dem bestimmten Tage dort zu treffen und ein Picknick zu halten. Es waren aber auch noch andere Familien aufgefordert worden, und zu diesen gehörte die gräfliche Familie Werba. Da durfte Friedrich Schottmüller nicht fehlen.

Er war ein häufiger Gast im Werbaschen Hause geworden und sog dort süßes Gift in Menge ein. Die litterarische Verbindung mit Gräfin Julia bildete das Mittel, die schönen Augen der Gräfin Angelika aber bildeten den Zweck dieser Freundschaft. Er hatte sich zu Anfang des Frühlings wieder ein Pferd angeschafft, um hinreichend beflügelt zu sein und jederzeit hinübereilen zu können. Es war ein Pferd, welches Busstedt ihm gegeben und nunmehr definitiv gegen das Vollblut eingetauscht hatte. Dieses

letztere hatte sich als unverkäuflich erwiesen und Busstedt hatte es mit nach Posen genommen; der Braune, den Friedrich dafür erhalten hatte, war an Wert freilich nicht halb dem Fuchse gleich, aber er besaß den Vorzug, daß Friedrich ihn reiten konnte, und Friedrich schwieg still, um nicht ausgelacht zu werden. So war er denn jede Woche einmal oder auch wohl zweimal drüben, pflegte am Nachmittage hinauszureiten und spät abends wiederzukommen. Das Haus des Grafen Werba hatte ihn zu Anfang in mancher Hinsicht seltsam berührt. Es herrschte dort eine Art der Wirtschaft, die dem an geordnete bürgerliche Verhältnisse von Hause aus gewöhnten jungen Mann sonderbar vorkam. Die beiden Töchter liebten persönliche Freiheit ebensosehr wie der alte Graf sie liebte, und es gab nur einen sehr gelinden Zwang des Familienbandes. Der Graf kam zuweilen den ganzen Tag nicht zum Vorschein. Wenn seine einsiedlerische Laune ihn beherrschte, blieb er in seinem Zimmer und ließ sich das Essen dorthin bringen. Zuweilen fiel es ihm auch ein, zu verreisen, und dann verschwand er auf mehrere Tage, ohne sich über den Zeitpunkt der Abreise oder Rückkehr mit seinen Töchtern zu verständigen. In ähnlicher Weise unabhängig hielten sich die Töchter, und die Domestiken hatten sich dabei der Regelmäßigkeit in ihren Dienstverrichtungen ebenfalls entwöhnt. Eine bestimmte Essenszeit wurde nicht eingehalten und die Besetzung der Tafel war immer sehr verschiedenartig. Friedrich hatte es schon so getroffen, daß er zu einem prächtig servierten Mittagsmahle um sechs Uhr abends gekommen war, und ein andermal fand er wieder die Gräfinnen allein und an einem ungedeckten Tische speisend, während nichts geboten wurde als ein Erbsenbrei mit Pökelfleisch und eine Flasche Champagner. Auch in der Toilette der Damen gewahrte Friedrich eine große Un=

abhängigkeit von bürgerlichen Vorurteilen. Beide hatten die Gewohnheit, von Zeit zu Zeit einen modernen Anzug zu kaufen und denselben so lange ausschließlich zu tragen, bis er in Stücke ging. Er wurde schwach gereinigt und niemals ausgebessert. Dieser Gegensatz zu Neustadts Sitte, wo die Damen den ganzen Schrank gefüllt hatten und die alten, sorgfältig in Stand gehaltenen Kleider so lange trugen, bis auch die neuen unmodern geworden waren, frappierte Friedrich sehr. Nicht anders stand es mit den Zimmern und Möbeln. Gräfin Angelika so gut wie Gräfin Julia waren viel zu genial, um auf Staub und derartige Kleinigkeiten zu achten. Kostbares, aber zerbrochenes Geschirr, Risse in den Überzügen der Stühle und Sofas, Kerzen auf dem Tische, weil zufällig die Lampen nicht brennen wollten, waren nichts Seltenes. Nur die Pferde im Stalle waren immer von guter Rasse, regelmäßig gefüttert und spiegelblank geputzt. Denn dafür hatten die Töchter wie der Vater ein gutes Verständnis. Beide Damen waren kühne Reiterinnen.

Und es währte nicht lange, so erschien Friedrich diese Art des Lebens als durchaus vornehm und richtig, so daß er das Neustädter Leben ein spießbürgerliches schalt. Und wenn Komtesse Angelika es einmal zu langweilig gefunden hatte, sich überhaupt anzukleiden, und noch am Abend in ihrem aus einem türkischen Shawl gefertigten Schlafrocke umherging und Gräfin Julia einen Turban trug, den sie aus Beirut mitgebracht hatte, so fand er das durchaus chic.

Zu einem Antrage jedoch war er trotz aller Intimität mit dieser Familie immer noch nicht gekommen. Er begriff das selbst nicht, und oft tadelte er sich selbst wegen seiner Unentschlossenheit und Mutlosigkeit, wenn er, ganz verliebt und begeistert, einsam nach Hause zurückritt. Aber es war immer wieder dasselbe Spiel. Er nahm sich vor, das nächste Mal mit

Komtesse Angelika zu reden, und wenn er dann wieder bei ihr war, hielt ihn irgend ein unerklärliches Etwas zurück. Komtesse Angelika bot ihm keine günstige Gelegenheit zu einer Erklärung. Sie war freundlich, liebenswürdig, offenherzig, aber — der entscheidende Schritt war nicht zu machen, der rechte Mut wollte sich nicht einstellen. Einmal hatte er sich an Gräfin Julia gewandt, ihr erklärt, er liebe Angelika, und sie gebeten, die Vermittlerin zu werden. Aber Gräfin Julia hatte ihm so geantwortet, daß er sich vornahm, ihr nie wieder mit einem solchen Anliegen zu kommen. Sie hatte ihm gesagt, die Ehe sei ihrer Überzeugung nach ein Fluch, der auf der abendländischen Kultur laste, und wenn sie nicht Bedenken trüge, sich in anderer Leute Angelegenheiten zu mischen, so würde sie alles thun, um ihre Schwester vom Heiraten überhaupt abzuhalten.

Friedrich hatte mit den Gräfinnen verabredet, er wollte sie abholen und sie wollten dann zusammen im Break nach der alten Stammburg der Rinkitz fahren. Der Graf wollte nicht mit. Da es ein Picknick sein sollte, hatte Friedrich ein halbes Dutzend Flaschen Wein mit dem Botenfuhrmanne vorausgeschickt. Diese sollten mit den Vorräten zusammen, welche die Damen mitnehmen wollten, im Break untergebracht werden. Friedrich ritt in langgestrecktem Trabe den Feldweg dahin und ward von lebhaften Gedanken bewegt. Heute, so nahm er sich vor, wollte er eine Entscheidung herbeiführen, heute wollte er Komtesse Angelika um ihre Hand bitten. Die Ankunft Petersens und der Ärger, den er über die „Reise nach dem Orient“ gehabt hatte, gaben ihm einen Anstoß, indem sie ihn aufregten und ärgerlich machten. Heute war er in der rechten Laune, um va banque zu spielen. Ein klein bißchen Berechnung lief jedoch auch mit unter. Friedrich sah ahnungsvoll voraus, daß Petersens Anwesenheit die Heraus-

gabe des Romans der Gräfin vereiteln würde. Er aber hatte Gräfin Julia zugesagt, daß der Roman erscheinen solle. Wenn derselbe nun doch zurückgewiesen wurde, so mußte Gräfin Julia es ihm übelnehmen und gering von ihm denken. Dann zerschlug sich wahrscheinlich die ganze Freundschaft. Also war es auch von der Klugheit geboten, sich die Hand Angelikas auf alle Fälle im Voraus zu sichern.

Friedrich langte um Mittag auf der Besitzung des Grafen Werba an, und nachdem er mit den Damen allein im Speisesaale des altertümlichen Herrenhauses gefrühstückt hatte, fuhr der Wagen vor. Unter den Sitzen desselben wurden Pakete mit Schinken, Pasteten und Braten, auf dem Bocke ein Korb mit Wein befestigt, und dann fuhr die kleine Gesellschaft munter fort. Friedrich saß Angelika gegenüber, die in einem hellen Sommerkleide und mit breitem Strohhute höchst reizend aussah, und überlegte, welcher Zeitpunkt wohl der günstigste sein werde, um diesem berauschend schönen Wesen seine Liebe zu gestehen.

Die Fahrt war schön an dem prächtigen Junitage. Die Welt strahlte im Sonnenglanze. Bald war das Ufer der Regnitz erreicht, die ihre spielenden Wellen in gewundenem Laufe durch das anmutige Gefilde dahin trieb, die Landstraße lief längs dem Flusse hin, und nach einer Stunde stieg schon der Berg in der Ferne empor, dessen Gipfel von dem grauen, nun in der Sonne hellschimmernden Gemäuer der Burg Rinkitz gekrönt ward. Unten am Fuße des Berges hielt der Wagen vor dem Gasthause des Dorfes, das hier, in Grün eingebettet, unmittelbar am Wasser lag, und man bemerkte mehrere andere Wagen, die ebenfalls zum Stelldichein gekommen, deren Insassen aber schon weiter waren. Der Werbasche Kutscher sollte bei dem Wagen und den Pferden bleiben, Friedrich engagirte ein tüchtiges Bauernmädchen,

das die Lebensmittel und den Wein tragen sollte, und dann stieg die Gesellschaft den ziemlich steilen Berg hinan.

Die Burg lag schön, sie bot einen weiten Umblick, und Friedrich konnte sich vorstellen, wie bequem es der Ahnherr der Rinkitze vorzeiten gehabt haben mußte, von hier oben aus die Schiffe auf der Regnitz und die Frachtwagen auf der Landstraße zu behelligen und zum Tribut zu nötigen. Der Berg war oben abgeplattet, dicke hohe Taxushecken, steif in französischem Geschmacke beschnitten, umgaben die langen Fronten des Gebäudes und bildeten schattige Gänge in dem verwilderten Garten. Friedrich fühlte sich romantisch angemutet, und auch seine Begleiterinnen waren überrascht, die alte, ihnen bis jetzt unbekannt gebliebene Burg so malerisch und eigenartig zu finden. Als sie auf das zum Teil in Trümmern liegende Thor zuschritten, kam ihnen Baron Rinkitz entgegen, der sie schon von weitem gesehen hatte. Er war der Urheber der Vereinigung und der Festmarschall. Er begrüßte sie feierlich auf der Schwelle seines Ahnensitzes und führte sie eine breite steinerne Treppe hinauf in einen großen Saal, dessen kahle Wände und gähnende Fensterhöhlen durch eine Fülle von Laubwerk, Tannenzweigen und Kränzen verkleidet und mit dem Reize des Lebendigen geschmückt waren. In einer Ecke, vor einer der tiefen, weiten Nischen, die wie kleine Zimmer in den gewaltig dicken Mauern steckten, war eine Musikkapelle aufgestellt, welche die Eintretenden mit einem Tusche begrüßte. Baron Rinkitz hatte sechs Musikanten, die auf den Dörfern zum Tanze zu spielen pflegten, aufgetrieben, um dem Feste größeren Glanz zu verleihen.

Es waren schon an zwanzig Personen vereinigt, zum größten Teile Rinkitze, und nach und nach wuchs die Gesellschaft auf sechzig Personen an. Immer mehr Rinkitze tauchten auf, zum Teil Leute, welche sowohl Friedrich wie den Grä=

finnen noch fremd waren. Die Rinkitze bildeten ein großes Geschlecht, das jedoch vielfach verbauert war. Die Teilung der Güter und der beständige Umgang mit dem Acker und dem Vieh hatte diese Leute hinsichtlich ihrer äußeren Erscheinung nicht gehoben und veredelt. Einige alte vertrocknete Gestalten von braunem runzlichem Gesichte, in schwarzen Röcken von uralter Mode, mit Johanniterkreuzen auf der Brust, fielen Friedrich besonders auf, und rotbäckige Landmädchen waren in der Gesellschaft, denen ihr Adel nur schwer anzusehen war. Aber es war eine interessante, lebhafte, originelle Versammlung, und Friedrich fühlte sich seltsam aufgeregt. Trat er in eine der tiefen Nischen, so sah er zwischen Laubgewinden hindurch in die reizende Landschaft und auf den blinkenden Fluß tief zu seinen Füßen, und wandte er sich der Gesellschaft zu, so sah er Komtesse Angelika wie einen Stern und wie eine Königin unter der Menge. Baron Rinkitz, der Festmarschall, hatte lange Tafeln herstellen und sie mit weißem Linnen decken lassen, er hatte sein Silbergeschirr und Porzellan heraufgeschafft; auf groben Bauernstühlen und Bänken saß die Gesellschaft, und das vielfältig zusammengestellte Mahl gab vielen Anlaß zu Scherz. Es gab eine Verschwendung von Eiern und Schinken, doch auch eine ziemliche Menge feinerer Gerichte: kalte Braten, Geflügel, selbst Hummermayonnaise und Wildpasteten in Blechbüchsen. Wein und Bier und Likör gab es in Hülle und Fülle. Dazu machte die Bauernmusik einen sehr belustigenden Spektakel.

Friedrich hatte seinen Platz neben Angelika gewählt und war ziemlich einsilbig. Denn er dachte immer an die beste Gelegenheit, seinen Antrag vorzubringen. Vielleicht ging es jetzt, wo die Musikanten so laut spielten — aber nein, man konnte ja kaum sein eigen Wort verstehen. Angelika hatte

dazu wieder ihr altes rätselhaftes Gesicht, diesen in die Ferne gerichteten Blick. Sie schien nur körperlich anwesend zu sein. Wieder war Friedrich von einem Blitze der Eifersucht durchzuckt worden, indem er diesen Blick bemerkte. Unwillkürlich dachte er an Busstedt. Er hatte keine greifbaren Gründe zum Argwohn, es war nur Instinkt, aber an Busstedt mußte er denken, wenn ihn Eifersucht beschlich. Nun war Busstedt ja aber fern. Er hatte Abschied genommen, ohne daß irgend eine bemerkbare Erschütterung stattgefunden hatte. Dennoch war der Zeitpunkt der Erklärung noch nicht gekommen. Das fühlte Friedrich trotz des fröhlichen Taumels und der Ungebundenheit dieses zwanglosen Picknicks. Einmal geriet er sogar in große Verlegenheit. Ein alter Johanniterritter, natürlich ein Rinkitz, der ihm gegenüber saß und bedeutende Quantitäten der stärksten unter den vorhandenen Getränken vertilgte, faßte eine Zuneigung zu ihm, erhob sein Glas und brachte die Gesundheit der Liebesleute aus, die ihm gegenüber säßen. Der allgemeine Tumult verschlang den Toast, niemand achtete sonderlich auf den alten Herrn, und nur fünf bis sechs Damen und Herren der nächsten Nachbarschaft stießen mit an, auch blieb Komtesse Angelika scheinbar ganz ungerührt. Aber Friedrich wurde doch durch diesen Zwischenfall das Konzept verrückt.

Nach langer Sitzung ließ Baron Rinkitz die Tafeln abräumen und hinaustragen, die Stühle und Bänke aber an die Wände rücken. Einer seiner Diener und einige Bauernmädchen kamen mit Besen, Tüchern und Seifenpulver und machten sich daran, den zähen, astreichen hundertjährigen Eichenfußboden zu säubern und zu glätten. Es sollte getanzt werden. Und in der That wurde getanzt. Sobald die Staubwolken, welche der Besen aufgerührt hatte, zu den Fensterhöhlen hinausgeflogen waren und eifrige Glättungsversuche einen gewissen

Erfolg errungen zu haben schienen, begann lustig der Tanz. Hier konnte sich die Geschicklichkeit der Tänzer und Tänzerinnen zeigen: nicht auf Parkett leicht gleitend zog der Wirbel, sondern mit vorsichtigem Fuße, mehr hüpfend als schleifend mußten Polka, Galopp und Walzer ausgeführt werden. Um so lustiger schien die Gesellschaft aber zu sein. Selbst die alten Johanniterritter verließen die mit Flaschen besetzten Tische und mischten sich unter das junge Volk.

Es war inmitten eines langsam gespielten Walzers, dessen melancholische Melodie Friedrich oft bei den Kunstreitern vernommen hatte, und er tanzte mit Komtesse Angelika, als diese ihn, der in seinen tiefen und wechselnden Gedanken immer schweigsamer wurde, mit ihren großen dunklen Augen forschend und überlegend ansah und ihm sagte: „Mir ist recht warm. Lassen Sie uns eine Promenade im Garten machen.“

Überrascht und in einer süßen Bangigkeit bot ihr Friedrich den Arm, und sie gingen die Steintreppe hinab dem Hofe und Garten zu. Augenscheinlich war der Saal, den sie verlassen hatten, das einzige Gemach der alten Burg, welches noch so gut erhalten war, daß es benutzt werden konnte, denn überall sonst zeigten sich Räume ohne Thüren und mit zerklüftetem Fußboden. Der langsame Walzer schallte hinter ihnen her und weckte den dumpfen Widerhall des verfallenen Gebäudes. Sie durchschritten den Hof, wo erfrischende Luft sie umfing, und traten in den kühlen Schatten der Taxushecken. Schon stand die Sonne niedrig und vergoldete die Erde mit rötlichem Scheine. Friedrich dachte, nunmehr oder nie werde die Stunde der Entscheidung kommen, aber Befangenheit fesselte noch immer seine Zunge. Arm in Arm ging er mit seiner Dame durch einen der schnurgeraden Wege mit ihren schwarzgrünen Wänden, als sie plötz-

lich stehen blieb, ihre Hand losmachte und ihm ins Auge blickte.

„Glauben Sie nicht," sagte sie ganz unvermittelt, doch mit freundlichem und beinahe traurigem Tone, „glauben Sie nicht, daß Sie Ihre Zeit besser anwenden könnten, indem Sie Ihre Liebe auf ein Herz richteten, das fähig wäre, sie zu erwidern?"

Er war so betroffen von dieser unerwarteten und trostlosen Anrede, daß ihm der Atem stockte. Doch empörte sich sein Stolz sogleich gegen den Angriff. Bevor er noch recht wahrnehmen konnte, daß der ganze Bau seiner Pläne und Hoffnungen durch diese wenigen Worte zertrümmert zu seinen Füßen lag, bäumte er sich gegen die Niederlage auf, die ihm bereitet wurde, und seinen Mund umzuckte ein spöttisches Lächeln.

„Ich bin uneigennützig in der Liebe," sagte er. „Ich leihe sie nicht auf Wucher aus, sondern mache sie zum Geschenk."

„Da besitzen Sie eine seltene Tugend, die nur einem edlen Manne eigen sein kann," entgegnete sie wieder mit demselben traurigen Tone. „Mein Freund, ich habe mir zuweilen gewünscht, Sie lieben zu können, da ich die treue Beharrlichkeit sah, mit der Sie mir folgen. Aber ach! Es gibt ein unüberwindliches Hindernis, welches ich Ihnen nicht nennen darf. So raube ich Ihnen die Blüte Ihres Lebens und zerstöre Ihre Zukunft, wenn ich noch länger Ihre Aufmerksamkeiten durch mein Schweigen ermutige. Nein, seien Sie nicht beleidigt, zürnen Sie mir nicht. Ich las in Ihrem Wesen, was Sie längst haben sagen wollen; ich lese, was jetzt in Ihnen vorgeht."

Friedrich war sehr bleich, ein stechender Schmerz durchdrang sein Herz, seine Brust krampfte sich zusammen, und der Kopf schwindelte ihm. „O hätte ich Sie doch niemals ge-

sehen!“ murmelte er, indem er die Hände an die Schläfen preßte.

„Mich niemals gesehen?“ fragte sie, indem sie ihre Hand auf seinen Arm legte.

„Ja, ja, niemals!“ wiederholte er. „Und doch, wenn ich mein Dasein noch einmal beginnen sollte, wünschte ich mir nichts, als Sie zu erblicken. Ihre Grausamkeit, Komtesse, ist mir süßer als die Liebe aller anderen Wesen, und obwohl Sie mich so viel leiden lassen, ist mir doch alles, was ich an Freude genossen habe, von Ihnen gekommen. Sie sind ein Lichtstrahl im Dunkel meines Lebens gewesen, Ihnen verdanke ich es, die Liebe kennen gelernt zu haben, freilich eine unglückliche Liebe.“

„Mein armer Freund!“ sagte Komtesse Angelika mitleidig.

„Mir scheint, es liegt ein melancholischer Zauber darin, zu lieben ohne Gegenliebe zu finden,“ fuhr er fort. „Es ist fast ein Genuß, an diejenige zu denken, die unser nicht denkt. Darum kann ich nicht wünschen, Sie nicht gekannt zu haben, Komtesse, obwohl Sie mir das Herz zerreißen. Fast dünkt es mich, es sei ein Glück, überhaupt lieben zu können, und wenn ich Sie betrachte, diese entzückende Schönheit, diese sprechenden Augen, so ist es mir ein tödtlich süßes Glück, Sie lieben zu können, auch in der Einsamkeit meiner Seele. Gehen doch so viele dahin und beschließen ihr Leben, ohne die Liebe überhaupt kennen gelernt zu haben. Und oft sind die Beklagenswertesten nicht diejenigen, welche lieben.“

„Es ist wahr,“ sagte Komtesse Angelika und senkte ihren Blick zu Boden. „Die, welche lieben, leiden zwar und fühlen das Brennen ihrer Wunde, aber zum mindesten leben sie. Sie haben etwas, woran sie sich halten können, sie haben eine Sonne, um welche sie sich bewegen, einen Pol, zu dem sie hinstreben. Sie haben etwas zu wünschen, sie können sich sagen:

wenn dies oder das einträfe, so wäre ich glücklich. Sie winden sich im furchtbarsten Todeskampfe, aber indem sie sterben, können sie sagen: ich sterbe für ihn, ich sterbe durch ihn. Aber die wahren und einzigen Unglücklichen sind diejenigen, welche nicht mehr lieben können, deren Ideal in Staub und Schmutz gesunken ist, welche nun alles wollen und doch zugleich nichts, welche dem Engel, der ihnen Gewährung ihres Wunsches bringen wollte, verlegen und stumm gegenüberstehen würden."

„Wenn der Engel zu mir käme, Komtesse, so wüßte ich wohl, was ich von ihm erbitten würde."

„Und deshalb sind Sie glücklicher als ich, mein Freund. Ich wüßte es nicht. In mir bewegen sich unbestimmte Wünsche und eine unbestimmte Sehnsucht. Ich möchte glücklich sein, aber ich sehe nicht den Weg zum Glücke. Meine Wünsche sind wie eine Schar von Vögeln, die hin und her flattern, während der Himmel über ihnen von einer schweren schwarzen Wolke bedeckt ist. Sähe ich nur den günstigen Stern über mir, zu dem ich aufblicken könnte, sähe ich nur ein Licht, dem ich folgen könnte in der Finsternis, ich würde darauf zu eilen, selbst wenn ich in einen Abgrund stürzen müßte. Aber ich sehe weder den Stern, noch einen Leuchtturm, noch selbst ein flackerndes Irrlicht. Zu leben, wie ich lebe, heißt wie ein Pferd in der Mühle gehen. Es macht Tausende von Meilen und kommt nie ans Ziel. Doch was singe ich Ihnen mein Klagelied vor? Lassen Sie uns zurückkehren in den Saal, man wird unsere Abwesenheit bemerken. Sie wissen nun, was ich Ihnen sagen mußte. Lassen Sie uns Freunde sein!"

„Soyons amis, Cinna!" murmelte Friedrich mechanisch. „Ja, Komtesse, ich weiß nun, was Sie mir sagen wollten. Kommen Sie!"

Sie gingen nebeneinander, doch ohne daß er ihr den Arm reichte, wieder dem Gebäude zu.

„Dieser infame Walzer ist noch immer im Gange," sagte Friedrich, dessen Nerven aufs höchste gereizt waren, der sich aber bemühte, gelassen und ruhig zu erscheinen. „Hören Sie die Melodie? Erinnern Sie sich noch, daß wir zusammen im Zirkus saßen, als Mademoiselle Graziosa nach diesem Takte ihre unvergleichlichen Voltigen machte? Wie unser Gehör doch kapriziös ist! Mir tönt immer noch im Ohre, was wir damals leise zu der Melodie summten, einen niederträchtigen Gassenhauer: Et kann ja sin, et macht Verjnüjen, doch jlücklich, Aujust, macht et nich."

Komtesse Angelika antwortete nicht. Sie schritten wieder die Treppe hinauf, und gerade als sie in den Saal traten, hörte der Walzer auf, und die Paare zerstreuten sich. Den Johanniter, welcher ihnen bei Tische gegenüber gesessen hatte, führte ein boshaftes Geschick gerade an die Thür. Er sah die Komtesse mit Friedrich eintreten, und sein nun in Purpur flammendes Gesicht strahlte von gutmütiger Freude. Er umfaßte die Komtesse, wollte auch Friedrich umarmen, griff nach ihm und rief laut mit weintrunkener Stimme: „Meinen Segen, ihr Kinder, ich gebe euch meinen Segen, ihr glücklichen Turteltauben!"

Zornig stieß Friedrich ihn zurück, und nun verwandelte sich des alten Herrn gute Laune in Mißvergnügen. „Wer ist denn der junge Herr? Was fällt ihm ein?" rief er. „Kann er keinen Spaß vertragen von einem Manne, der sein Vater sein könnte?"

Er schalt noch weiter, und Friedrich, der gerade in der rechten Stimmung zum Streite war, trat ihm drohend entgegen. Aber zum Glücke war schon Baron Rinkitz da. Er suchte der Sache eine scherzhafte Wendung zu geben, und es gelang ihm mit Hilfe einiger Verwandten, den Alten wegzubringen und in die Ecke zu führen, wo der Wein

stand. Doch brummte derselbe noch weiter und rief wiederholt, indem er sich an seine Umgebung wandte: „Wer ist denn der junge Herr? Ich kenne ihn gar nicht. Wenn er keinen Spaß versteht, so soll er hier wegbleiben.“

Der Abend war allmählich so weit vorgerückt, daß an Aufbruch gedacht werden mußte. Die verschiedenen Familien hatten, die eine noch zwei, die andere noch drei Stunden zu fahren, bevor sie nach Hause kamen, und die geringste Entfernung betrug doch immer noch eine gute Stunde. Ganz in der Ferne zeigte sich, wenn man hinausblickte, ein schwaches Wetterleuchten, und es war möglich, daß mit der Nacht noch ein Gewitter heraufzog. So ward denn der Heimweg angetreten, und mit nicht geringem Lärme zog die ganze Gesellschaft in der Abenddämmerung den Berg hinab, dessen Steilheit einigen der Herren, welche den Getränken besonders stark zugesprochen hatten, nicht geringe Schwierigkeiten bereitete und ihnen manchen Fluch entlockte. Unten ward in die Wagen gestiegen, allseitiger Abschied genommen, und dann rollte die Gesellschaft nach verschiedenen Richtungen hin davon.

Friedrich hatte wieder seinen alten Platz im Break bei den Gräfinnen eingenommen. Er war so aufgeregt und sein entstelltes Gesicht sprach so deutlich, daß Komtesse Angelika ihm beim Einsteigen, während er ihr behilflich war, herzlich und gleichsam zur Beruhigung die Hand gedrückt hatte. Aber das hatte ihn nur noch mehr verstimmt. „Ich danke Ihnen für Ihr Mitleid,“ flüsterte er ihr zu, „aber ich habe die Männer, die des Mitleides bedürfen, immer für jämmerlich gehalten.“

Komtesse Angelika zuckte nur die Achseln und unterhielt sich auf der Fahrt hauptsächlich mit ihrer Schwester. Gräfin Julia merkte sehr wohl, was zwischen den beiden vorge-

gangen war, aber sie schien dadurch sehr wenig berührt zu werden. Nach den Erfahrungen, die das Leben ihr bereits gebracht hatte, durfte sie freilich solche Liebesaffairen, wie sie hier vermutlich vorlagen, als die reine Kinderspielerei betrachten.

Es war elf Uhr abends und völlig finster, als der Wagen vor dem Portale des gräflichen Hauses vorfuhr. Das Wetterleuchten war stärker geworden, bereits vernahm man den leisen Donner aus den näher ziehenden, obwohl immer noch entfernten Wolken, und es hatte sich ein Wind erhoben, der lau und angenehm, vom Geruche des Feldes erfüllt, einherzog und die Wipfel der Bäume rauschen machte. Die Damen luden Friedrich ein, mit ihnen einzutreten. Sie sagten ihm, er werde vielleicht gerade in das Gewitter hineinreiten, denn es kam, soweit man dies zu beurteilen vermochte, aus der Gegend, wo Neustadt lag. Er könne ein Zimmer und ein Bett bekommen, sagten sie ihm, und dann könne er am folgenden Morgen heimreiten. Friedrich sah das Gewitter, aber es war ihm sehr gleichgültig. Ja, ihm war so wild und so unglücklich zu Mute, daß ihm ein himmlisches Donnerwetter als erwünschte Begleitung zu dem Sturme in seiner Brust erschien. So ließ er sich denn nicht halten, sondern verlangte nach seinem Pferde. Während ein Stallknecht ging, um den Braunen zu satteln, stand er mit den Damen in der Vorhalle, und sie setzten zusammen das Gespräch über allerhand unbedeutende Gegenstände fort, das sie schon während der Fahrt geflissentlich geführt hatten, um nicht wunde Punkte zu berühren. Gewitterschwüle lag nicht nur in der Welt da draußen. Friedrich bat die Damen, sich seinetwegen keine Mühe zu machen, sie dagegen baten ihn, in das Zimmer zu kommen, und wiederholten ihr Anerbieten eines Nachtquartiers. So vergingen noch lange

Minuten unter unerquicklichem Beisammensein. Endlich erschien das Pferd vor der Treppe, und Friedrich empfahl sich. Noch auf der obersten Stufe drehte er sich wieder um. Es war ihm zu Mute, als müßte er noch einen letzten Blick in diese Vorhalle werfen, die er so oft freudig erregten Sinnes betreten hatte. Die Schwestern standen Arm in Arm noch da, Angelika lehnte sich an die kräftigere Gestalt Julias an. Das rötliche Licht einer eigentümlich geformten uralten russischen Kirchenlampe, die von der Decke herabhing, erleuchtete die dunklen Schönheiten, die Friedrich noch niemals so romantisch, ja beinahe unheimlich, so lockend und zugleich gefahrdrohend erschienen waren. Sie waren einander so sehr ähnlich und Friedrich sagte sich, daß Angelika, die jetzt noch schlank und biegsam neben der Schwester erschien, dereinst auch wie Julia üppig und kühn und hart sein werde. Wer würde dann der Mann sein, der ihr zum Opfer fallen würde? So jagten die Gedanken leidenschaftlich durch Friedrichs Hirn und regten seine Pulse auf, als sei er im Fieber. Und schleichend, wie eine Viper kriecht, mischte sich noch ein anderes Gefühl in den Sturm der übrigen Gedanken, leckte mit gespaltener Zunge und zeigte die Giftzähne. Das war das Gefühl, er sei der einzige Bürgerliche auf dem Familienfeste der Rinkitze und in der ganzen Gesellschaft gewesen, und schon als Bürgerlicher sei er für die Gräfin zu gering und nur gut genug, um von Gräfin Julia als Werkzeug für ihre litterarischen Pläne benutzt zu werden.

Er grüßte noch einmal, und ein bitteres Lächeln lag dabei auf seinem Gesichte. Dann setzte er den Fuß in den Steigbügel, schwang sich in den Sattel, ließ einen Thaler in die Hand des Reitknechts fallen und ritt dem Thore zu. Blendend erhellte ein Blitz das schwarze Firmament, und im Zeitraume von wenigen Sekunden rollte ein lang hallender Donner nach.

Friedrich ritt zum Hofthore hinaus, trieb den Braunen zum Galopp an und ließ ihm dann die Zügel. Es war finstere Nacht, Friedrich hatte keine Ahnung von der Richtung des Weges, aber er vertraute sich dem Pferde an, das den Weg so oft gemacht hatte. Der Braune schnob und eilte dahin, die jetzt immer heller werdenden Blitze zeigten dem Reiter von Zeit zu Zeit, daß das Tier sich nicht irrte, sondern den Feldweg dahin galoppierte, der an den hohen Pappeln zur Rechten und dann an einem einsam gelegenen Brunnen zur Linken vorbeiführte. Das Sausen des Windes, die zuckenden Flammen und der grollende Donner thaten Friedrich wohl, die rasche Bewegung des Pferdes stimmte mit dem Fluge seiner Gedanken überein, und er ermunterte das Tier zu immer stärkerem Laufe. Es war gut, so wie toll und rasend in die Finsternis hineinzujagen! Welche Wohlthat mußte es sein, in einen Schlund hinabzustürzen, der mit unermeßlicher Schwärze und Tiefe sich aufthun möchte, um in der Unendlichkeit des Vergessens ein armes unglückseliges Hirn und Herz aufzunehmen!

Immer näher kam das Gewitter, und obwohl in der Dunkelheit der Nacht nicht die Wolken zu sehen waren, so spürte Friedrich jetzt doch den Druck der vor der Wolkenmasse einhergetriebenen kalten Luft und die ersten Tropfen. Die Mähne des Braunen flatterte rückwärts, er schüttelte den Kopf und verlangsamte seinen Lauf. Noch eine halbe Minute, und eiskalt sauste zwischen den Regentropfen Hagel herab.

Friedrich war in leichter Kleidung. Er hatte, da der Tag warm gewesen war, nur seinen grauen Sommeranzug angelegt und weder Paletot noch Plaid. Er war erhitzt vom eiligen Ritte, noch mehr von seiner inneren Aufregung, und als er nun in dem Hagelschauer und gegen den kalten

Wind anritt, überfiel ihn ein Frösteln. Um so mehr trieb er sein Pferd an. Die Bewegung sollte ihn erwärmen, und dazu war es ihm, je toller es herging, desto lieber. Bevor er noch die Stadt erreichte, war das Gewitter über ihn hinweggezogen, und es regnete in dichten Streifen nach. In unverhältnismäßig kurzer Zeit hatte er den Weg zurückgelegt, wie er an seiner Uhr sah, als er endlich zu Hause angelangt war und der Stallknecht, der auf ihn gewartet hatte, ihm das Pferd abnahm. Aber er war durchnäßt bis auf die Haut, und dem Pferde quoll der weiße Schaum unter der Satteldecke hervor, so daß der Stallknecht mit stummer Mißbilligung diesen Zustand seines Pflegebefohlenen betrachtete. Friedrich begab sich in sein Schlafzimmer, warf sich aber unruhig und schlaflos bis zum Morgen im Bette herum und stand mit heißem Kopfe wieder auf.

Vierzehntes Kapitel.

Friedrich fühlte sich so unruhig und fand sein Gesicht im Spiegel so auffallend, daß er es vermeiden wollte, mit den Eltern am Kaffeetische zusammenzutreffen. Sicherlich hätte ihn die Mutter ausgefragt, und er war nicht in der Stimmung, ruhige und verständige Antworten zu geben. Obwohl es regnete und das kühl gewordene Wetter gar nicht zu Spaziergängen einlud, ging er mit dem Gummimantel angethan in den Garten und hielt sich während der Frühstückszeit bei den Hühnern und Tauben auf. Der Regen und der frische Wind waren ihm angenehm. Doch war er in so schwarzer Laune und sein Gemüt so sehr zerrissen, daß er das Stillleben des Hühnerhofes, die Zärtlichkeit der Taubenpaare und selbst das friedliche Gedeihen der erquickt im Regen stehenden Gewächse nicht ohne Ärger ansehen konnte. Es lag in diesem Frieden ein Vorwurf für ihn, eine Vorstellung dessen, was hätte sein können, aber nicht war, und gleichsam ein Hohn auf seinen eigenen Unfrieden. Er wollte niemand im Hause sehen, ging vom Garten aus in die Stadt, trank eine Tasse Kaffee im Gasthause und steckte sich eine Zigarre an. Als er jedoch die ersten Ringel des blauen Dampfes in die Luft blies und die erste Spur von Behaglichkeit sich ihm zeigen wollte, trat zu seiner unangenehmen Überraschung gerade derjenige Mensch in die Thür, den Friedrich am wenigsten gern sah.

Friedrich war just in dem Gasthause eingekehrt, wo Petersen Quartier genommen hatte, und nun trat Petersen in das Zimmer und bestellte sich ebenfalls Kaffee. Als der Oberkellner hinausgegangen war, um den Auftrag zu besorgen, fanden sich die beiden Herren unter vier Augen zusammen. Petersen grüßte zuerst, sehr höflich, und Friedrich erwiderte den Gruß mit einem Räuspern, welches Petersen sich so übersetzen konnte wie er mochte. Petersen achtete, wie es schien, gar nicht auf die ungnädige Art, wie sein Gruß erwidert worden war, er blickte nach dem Regulator, der zwischen den Bildern des Kaisers und des Kronprinzen hing und auf ein Viertel nach acht zeigte, stellte seine Taschenuhr und setzte sich dann Friedrich gegenüber.

„Ich wollte aufs Kontor kommen, Herr Schottmüller," sagte er, „um mit Ihnen noch einiges zu besprechen. Aber wenn es Ihnen recht ist, so reden wir gleich hier."

„Sie meinen, man müsse einen unsicheren Kantonisten festhalten, wo man ihn findet," erwiderte Friedrich.

„Ich würde mir nicht erlauben, so wenig verbindliche Meinungen über Sie zu haben. Ich denke nur, daß es erwünschter für uns beide sein würde, delikate Angelegenheiten ohne die Gegenwart dritter Personen und selbst Ihres Herrn Vaters abzumachen."

„Delikate Angelegenheiten? Wie sollten wir beide denn dazu kommen, delikate Angelegenheiten miteinander verhandeln zu müssen?"

Das Gespräch stockte, denn der Oberkellner trat mit dem Kaffee herein, stellte das plattierte Präsentierbrett künstlerischen Schwunges vor Petersen auf den Tisch und lehnte sich dann an das Fenster, scheinbar um die Straße zu beobachten, in Wirklichkeit aber, um nichts von dem zu verlieren, was die Gäste sprechen würden. Neustadt war nicht

so groß, daß es dem tausendzüngigen Gerücht nicht hätte gelingen müssen, den Oberkellner von einer Dissonanz zwischen diesen beiden Herren in Kenntnis zu setzen. Petersen trank jedoch seinen Kaffee, ohne ein Wort zu sagen, und schickte dann den lästigen Zuhörer hinaus.

„Herr Schottmüller," sagte er hierauf, „ich habe gestern als ich die Ehre hatte, in Ihrem elterlichen Hause zu sein, das Manuskript der Frau Gräfin Werba gelesen. Ich finde den Roman sehr spannend, aber ich bin der Überzeugung, daß er nicht in den Schottmüllerschen Verlag paßt, und Ihr Herr Vater . . ."

„Mein Herr Vater ist natürlich ganz Ihrer Ansicht," warf Friedrich mit höhnischem Lachen ein, „und stimmt mit Ihnen darin überein, daß mein Name blamiert und mein Wort gebrochen werden müssen. Aber ich sage Ihnen," fuhr er heftig fort, indem er mit der Faust auf den Tisch schlug, „daraus wird nichts. Ich habe der Gräfin versprochen, daß der Roman gedruckt werden soll, und er soll gedruckt werden."

„Erlauben Sie gütigst, daß ich ausspreche," sagte Petersen. „Also Ihr Herr Vater gibt mir vollständig recht, wenn ich sage, daß ein großes und angesehenes Haus wie das Schottmüllersche nicht seinen Traditionen untreu werden und mit einem Buche herauskommen darf, welches zu allen übrigen Verlagsartikeln nicht paßt. Da Sie jedoch der Frau Gräfin das Versprechen gegeben haben, daß ihr Roman verlegt werden solle, so möchte ich mir einen Vermittelungsvorschlag erlauben. Übergeben Sie mir das Manuskript, und ich will in Leipzig einen Verleger für dasselbe besorgen. So ist beiden Teilen geholfen. Die Firma entgeht einer öffentlichen Blamage, und die Frau Gräfin erreicht ihren Zweck."

Friedrich bezwang nur mit Mühe seine Lust, einen großen Skandal herbeizuführen. Es zuckte ihm in den Fingern,

Petersen die Zigarre ins Gesicht zu werfen. Er war so reizbar, daß Petersens Entgegenkommen und die Erkenntnis, daß Petersen recht habe, ihn nur noch mehr aufbrachten, anstatt ihn zu besänftigen. Er war gewissermaßen nur halb gegenwärtig, denn zur anderen Hälfte war er immer noch in der Vorhalle des Werbaschen Hauses und sah die Schwestern verschlungen nebeneinander. Er sagte sich, daß Angelika übel von ihm denken werde, wenn der Roman ihrer Schwester nun von der Firma zurückgewiesen wurde. Er sah im Geiste das verächtliche Lächeln Julias, wie sie sich diese Zurückweisung erklären würde. Solange er noch Hoffnung gehabt habe, würde sie sagen, sei er geschäftlich gefällig gewesen, nun aber zeige sich, daß er doch kein Edelmann sei. Nun komme das gemeine Blut zum Vorschein. Da er einen Korb erhalten habe, wolle er seine Macht zeigen und sich rächen. Darüber war er jedoch ganz klar, daß die Firma keinesfalls den Roman nehmen würde. In Petersens Ruhe lag für den aufgeregten jungen Mann eine geradezu vernichtende Gewalt. Er sah sich zähneknirschend einem unüberwindlichen Hindernisse gegenüber und konzentrierte all seine Unruhe, all seinen Ärger, all sein Leid in einem einzigen Gefühle des Hasses gegen diesen Mann, den er sich zu einem Sündenbocke machte, um sich nur nicht selbst tadeln zu müssen. Gleichwohl hielt ihn gute Erziehung von einem Benehmen zurück, wie es seiner schlechten Laune angemessen gewesen sein würde.

„Das ist eine sonderbare Geschichte mit dem Verlegen," sagte er, unmutig auf seiner Zigarre kauend. „Was es da für Rücksichten gibt! Der eine will es immer noch klüger machen als der andere, und dabei weiß kein Mensch, wie ein Buch beschaffen sein muß, um Erfolg zu haben. Denn wenn einer das Rezept dazu besäße, würden es ihm die

übrigen Buchhändler wohl schon abgelauscht haben. Aber sie fallen alle bei Gelegenheit hinein, selbst die Klügsten. Kein Buchhändler hat auch nur eine Ahnung davon, welche Bücher gehen werden und welche nicht. Traditionen! Lächerlich! Die Traditionen machen niemand fett. Wir wollen doch nicht einer einfachen, elenden, nackten, jämmerlichen Thatsache solch ein Mäntelchen umhängen. Die Thatsache ist ganz einfach, daß wir verdienen wollen. Es dreht sich bei uns gerade so ums Geld, wie bei der Hökerfrau. Was soll es also mit den Traditionen und mit der Wissenschaft und all dem Schwindel? Wenn wir gewiß wüßten, daß wir mit dem Romane eine Million verdienen würden, so würden wir doch alle Traditionen und alle Wissenschaft und das ganze Blech über Bord schmeißen! Also ist das nichts wie Heuchelei, weil das Geschäft unsicher ist und die Kourage fehlt."

Petersen sah die Reizbarkeit seines Gegenüber und schloß aus dessen roten und geschwollenen Augen auf eine beim Zechen hingebrachte Nacht. Er beschloß, möglichst beruhigend zu sprechen.

„In gewisser Weise ist das richtig," sagte er. „Wenn wir den Buchhandel lediglich als Geschäft betrachten, müssen wir freilich sagen, daß es gleichgültig ist, mit welcher Art von Büchern das Geschäft gemacht wird, so wie es ja für den Kaufmann überhaupt, insofern er Geld verdienen will, gleichgültig ist, ob er mit Seide, Baumwolle, Wein, Eisen, Gold oder Guano handelt. Indessen hat doch wohl jede geschäftliche Thätigkeit zugleich auch noch eine höhere Bedeutung, eine auf Herz und Gemüt bezügliche Seite, einen in Münze nicht darstellbaren Wert. Und wenn wir diese höhere Bedeutung ins Auge fassen, dürfen wir doch wohl dreist behaupten, daß der Buchhandel etwas ganz anderes

ist und viel mehr inneren Wert hat, als jedes andere kaufmännische Geschäft. Wenn ich mich schon als Kaufmann, der etwa mit Kolonialwaaren handelt, gewissermaßen in meine Artikel verlieben und die Kaffeesäcke, das Gewürz, den Reis aus fernen Ländern mir poetisch verklären kann, wieviel mehr kann ich da als Buchhändler meine Sachen lieb haben auch ohne schon an den Profit zu denken."

„Wahrhaftig?" fragte Friedrich mit nachlässiger Betonung, gleich als sei es ihm sehr uninteressant, was Petersen da herschwatze.

„Der Buchhändler nimmt eine sehr bedeutende Stellung im Kulturleben des ganzen Volkes ein," sprach Petersen eifriger. Denn wenn er auf dieses Thema zu sprechen kam, ward es ihm, der mit ganzer Seele in seinem Berufe lebte, schwer, gelassen zu bleiben. „Ich weiß wohl, daß ich Ihnen damit nichts Neues sage, Herr Schottmüller, aber wenn Sie Ihr eigenes Haus mit dem Geschäfte der Hökerfrau in Parallele setzen, so reizt das einen Buchhändler zum Widerspruche. Ich muß daran denken, mit welcher Sorgfalt, mit welcher Treue Ihr Großvater und Ihr Vater so lange Jahre hindurch darauf bedacht gewesen sind, nur wertvolle, gediegene, wissenschaftliche Sachen unter das Volk zu bringen, und welchen unermeßlich großen Beitrag sie damit zur Erziehung und Bildung des Volkes gegeben haben. Das läßt sich in Geldsummen nicht ausdrücken, das ist der geistige, höhere Wert des Geschäfts, und ich nenne es eine geheiligte Tradition. Ihr seliger Großvater gehörte zu den seltenen Männern, die äußerlichen Vorteil verschmähen, wo es sich um eine edle Aufgabe handelt. Er gehörte zu den Buchhändlern, die ihren Beruf im höchsten Sinne auffassen. Und deshalb darf ich wohl von einer Tradition reden, mit der nicht gebrochen werden darf."

„Sie reden wie ein Buch, Herr Petersen,“ sagte Friedrich.

„Ich habe die Absicht, meine Meinung zu vertreten,“ erwiderte jener, durch die höhnische Miene Friedrichs nun auch gereizt. „Und ich will Ihnen offen gestehen, daß es mir um Sie und um die Firma leid thut, daß Sie so geringschätzig von Ihrer Stellung und Aufgabe sprechen. Eine so große Anzahl von Angestellten warten auf Ihre Fürsorge, haben lange für die Firma gearbeitet und glauben in einer ehrenvollen Weise beschäftigt zu sein. Ich kenne niemand im ganzen Hause, der nicht höher von seinem Berufe dächte, als Sie, der künftige Chef, es thun. Und diese Leute haben recht. Es ist etwas Schönes und Großes um den Beruf des Buchhändlers. Vor allen anderen Ständen zeichnet sich der Buchhändler aus, in seine Hand ist gleichsam die Verwaltung der geistigen Schätze der Nation gelegt, er muß ein vielseitig gebildeter Mann sein, um seinem Berufe gerecht zu werden, und in Wirklichkeit finden Sie in keinem anderen Stande auch nur annähernd so viele Männer von Kenntnissen und Bildung wie hier, ja viele zeichnen sich durch ganz besonders feinen Geist und umfassenden Blick auf allen Gebieten der Wissenschaft aus.“

„Zu diesen letzteren gehören offenbar Sie selbst, Herr Petersen,“ sagte Friedrich.

Petersen preßte die Lippen zusammen, harte Worte schwebten ihm schon auf der Zunge, aber er dachte an die Schwester dieses Bruders, und indem Annas freundliches Gesicht gleichsam aus dem Hintergrunde durch Friedrichs böse Miene hindurchleuchtete, besänftigte sich sein Grimm. „Wollen Sie sich denn nur gar nicht versöhnen lassen?“ fragte er ernsten und traurigen Tones. „Sehen Sie, ich bin doch im Interesse der Sache von Leipzig herübergekommen, und ich arbeite doch für Sie mit. Sie haben sich noch nicht recht in den

Geist des Geschäfts hineinzuleben vermocht, und das begreife ich recht wohl. Der Umschwung vom Offizier zum Geschäftsmanne ist ja sehr groß. Aber wenn Sie guten Willen, Ihnen nützlich zu sein, bei mir finden, so, dächte ich, könnten Sie mir auch wohl guten Willen entgegenbringen. Sie sehen hier in Neustadt den Buchhandel nicht gerade von seiner großartigsten Seite, und dazu ist der Geschäftsgang der Firma augenblicklich auch ein ruhiger, es ist eben so vieles noch im Werden. Das schreckt Sie ab. Sie sind in keinem günstigen Augenblicke eingetreten. Wie wäre es, wenn Sie nach Leipzig kämen? Ich werde Ihnen sehr gern die Leitung der Kommandite abtreten und unter Ihnen arbeiten. Ich glaube, es würde Ihnen in Leipzig gefallen. Sie sähen dort den Buchhandel in seinem Glanze, und außerdem würde Ihnen ja auch die große Stadt schon so viel Angenehmes bieten."

Petersen hatte in einem herzlichen Tone gesprochen, und wenn Friedrich bei ruhiger Besinnung gewesen wäre, so würde er auch in Petersens Augen dessen Wahrhaftigkeit und redliches Wohlwollen gelesen haben. Aber Friedrich war eben in einer jener unglücklichen Stunden, wo sich dem Menschen auch der Honig in Galle verkehrt. Er dachte, dieser scheinbar so freundliche und dienstfertige Mann sei ein abgefeimter Intrigant, der sich ein Vergnügen daraus mache, ihn unter liebenswürdiger Maske zu tyrannisieren. Als sicheres Anzeichen dafür galt ihm, daß Petersen noch immer nicht beleidigt war. Wenn mir das geboten worden wäre, was ich diesem Menschen schon geboten habe, sagte er sich, so würde ich wahrhaftig schon die rauhe Seite nach außen gekehrt haben.

„Sie sind wirklich sehr gütig," antwortete er höhnisch. „Also Sie wollen mir die Leitung der Kommandite abtreten! Ja, aber sind Sie denn eigentlich schon Besitzer und Chef der Firma Friedrich Schottmüller, oder wollen Sie das erst

werden? Sie wollen mir also auch die Annehmlichkeiten einer großen Stadt zuwenden! Wirklich, sehr gütig. Aber denken Sie nicht, daß ich ihrer Erlaubnis dazu eigentlich nicht bedarf? Bleiben Sie doch, bitte, innerhalb Ihres Kreises, Herr Petersen. Er gibt Ihnen genug zu thun, und ich muß Ihnen offen gestehen, daß ich noch gar nicht die großen Erfolge habe entdecken können, die Sie darin erringen wollten. Ich empfehle mich Ihnen."

Er warf seinen Regenmantel wieder um, stülpte den Hut auf und schritt davon, während Petersen bleich und stumm zurückblieb. Er begab sich geradeswegs in das Geschäft und trat in das Kontor seines Vaters.

„Mit dem Menschen, dem Petersen, muß es einmal ein Ende nehmen, so oder so," sagte er. „Wenn wir das noch so weiter gehen lassen, nimmt er uns die Direktion ganz einfach aus der Hand und macht uns zu seinen Kommis."

Überrascht und unwillig blickte der alte Herr ihn an. „Was fällt Dir ein?" fragte er. „In welcher Wut bist Du! Was ist Dir denn passiert?"

„Weiter nichts, als daß Herr Petersen geruht haben, mir zu erklären, der Roman der Gräfin sollte nicht gedruckt werden, und ich selbst sollte nach Leipzig gehen, um mich dort ernstlicher meinem Berufe zu widmen."

Der Geheime Kommerzienrat sah seinen Sohn prüfend an. Der alte Herr hatte sich seit dem Jubiläum verändert. Es war, als ob die frühere Tüchtigkeit, durch welche er vor Jahren das Geschäft groß gemacht, in etwas wieder zurückgekehrt sei. Die Sorgen um das Geschäft hatten ihn aus seiner Behaglichkeit aufgestachelt, und der tägliche Ärger über das Benehmen seiner Frau vergällte ihm den Genuß guter Mahlzeiten. Er hatte an Fleisch verloren, es war, als hätte er seit dem Jubi=

läum in Karlsbad Kur gebraucht. Dafür hatte er an Energie und Arbeitslust gewonnen.

„Mein lieber Sohn,“ sagte er trocken, „Petersen ist unser bester Arbeiter und eine ganz unschätzbare Kraft. Ich rate Dir im Interesse der Firma und in Deinem eigenen Interesse, auf gutem Fuße mit ihm zu bleiben.“

„Du gibst ihm also recht?“ fragte Friedrich mit flammenden Augen.

„Gewiß gebe ich ihm recht, wenigstens in den beiden Punkten, die Du erwähnt hast. Der Roman wird nicht gedruckt, das ist das eine, und daß Du besser thätest, in Leipzig zu arbeiten, als hier Landpartieen zu machen, das ist das andere, worin Petersen recht hat.“

„So ist das Dein letztes Wort?“

„In dieser Angelegenheit ganz gewiß.“

„So mag der Teufel Buchhändler sein, ich nicht!“ rief Friedrich ganz außer sich. „Ich gebe die Geschichte auf, ich will nicht länger Kommis sein und mich von anderen Kommis schuriegeln lassen. Lieber will ich nach Amerika gehen oder mich in Holland für den Krieg in Ostindien anwerben lassen!“

„Aber Friedrich! Aber Friedrich! Bist Du denn ganz von Sinnen?“ rief der Vater bestürzt.

Doch schon war Friedrich, noch eiliger als er hereingekommen war, wieder aus dem Kontor hinausgestürmt. Mit großen Schritten, den Hut tief in die Stirn gedrückt, ging er durch die Straßen und achtete nicht auf die Grüße der ihm Begegnenden. Es hämmerte in seinen Adern und stürmte in seinem Hirn, er wußte kaum noch, was er that. Nur etwas Zerstörendes, etwas Schadenbringendes, etwas Unheilvolles mußte er unternehmen, damit seine Wut abgeleitet wurde. Er wollte seinen Koffer packen und davongehen. Wohin, das wußte er noch nicht. So kam er nach dem Gartenhause und

schritt durch den Flur nach seinem Zimmer, als ihm seine Schwester Anna begegnete. Sie blieb betroffen stehen, als er so mit kurzem Gruße an ihr vorüber lief, und dann eilte sie ihm nach und trat unmittelbar hinter ihm in sein Zimmer.

„Friedrich!" sagte sie zärtlich. „Was ist mit Dir?"

Er warf Hut und Mantel ab und sah sie mit verstörten Augen an, ohne zu antworten.

„Bist Du krank?" fragte sie ängstlich. „Du hast so rote Augen und eine unnatürliche Farbe. Was hast Du nur, lieber Bruder?"

Er lachte und setzte sich in einen Lehnstuhl.

„Mir fehlt nichts, Schwesterchen," sagte er. „Nur will ich verreisen. Mir paßt es nicht mehr, daß alle Leute auf mir herumtreten. Ich bin doch kein Teppich."

„Aber Friedrich, wie Du nur redest!"

„Ganz richtig. Alles tritt auf mir herum. Ich bin gerade gut genug für anderer Leute Fußtritte."

Anna ging auf ihn zu und beugte sich, trotz seines schwachen Widerstrebens, über ihn. Sie schlang ihm ihren Arm um den Hals und drückte seinen Kopf an sich. Sie that das so sanft und so liebevoll, daß er es sich wohl mußte gefallen lassen, und dann hielt sie ihn schweigend umfangen, bis er warme Tropfen auf seinen Scheitel fallen spürte und sich erschrocken aufrichtete.

„Du weinst, Anna?"

„Ach, es hat nichts zu bedeuten," sagte sie. „Gräme Dich nicht um mich, lieber Bruder. Du thust mir so herzlich leid. Ich möchte Dir so gerne helfen, und weil ich es nicht kann, deshalb weine ich."

In Friedrichs erstarrter Brust schmolz etwas. Es war, als tauten der Schwester Thränen das Eis seines Herzens auf.

„Ach, Anna, liebe Schwester!" rief er mit gerungenen Händen. „Du bist so gut, und ich bin so unglücklich! O, ich fühle mich zu sehr niedergebeugt! Ich bin ein so jämmerlicher Mensch, nichts kann ich vollbringen; in nichts halte ich stand, alles, was ich angreife, ist verkehrt! Erst haben sie mir meine Stellung genommen, worin ich doch glücklich war, und ich habe meine Uniform, meine Waffen und Pferde, meinen Rang in der Gesellschaft aufgeben müssen. Nun habe ich auf dem Kontor auch nur Verdruß. Ich bin immer der Nachgiebige, der schwache Mensch. Andere setzen ihren Willen durch, ich habe nur Schaden und Ärger von allem, Ärger am meisten über mich selbst! Ach, liebste Anna, es ist ein schreckliches Gefühl, wenn man sich sagen muß, daß man zu nichts taugt, niemals im Leben etwas erreichen wird, und daß keine Hoffnung, keine Freude mehr auf Erden für uns blüht." Er verbarg sein Gesicht in den Händen, und Anna sah, daß seine Brust sich krampfhaft hob und senkte und daß er sein Antlitz versteckte, um nicht sehen zu lassen, daß er weinte.

Sie schwieg eine Weile und saß ihm ruhig gegenüber, betrachtete ihn mitleidigen Blickes und wartete, bis der erste Ausbruch seines verzweiflungsvollen Schmerzes vorübergegangen war. Mit ihren verständigen Augen las sie in seiner Seele und erkannte recht wohl, daß es kein geschäftlicher Ärger sein konnte, der ihn so peinigte. Verdruß auf dem Kontor hatte nicht die Macht, ihren Bruder so sehr seiner Fassung zu berauben. Sie dachte an seine gestrige Landpartie und an die Gräfinnen Werba. Nur ein Schmerz, der von dort kam, konnte Friedrich so tief berühren.

„O lieber Bruder," sagte Anna mit ihrer milden Stimme, „verliere doch nicht in Deiner Jugend die Hoffnung! Du bist doch noch im blühenden Alter, Du steigst doch den Berg des Lebens erst hinan und bist noch weit entfernt von dem

Gipfel, wo der Schnee liegt. Steige noch mutig weiter, und Du wirst bald eine Aussicht gewinnen, wo zu Deinen Füßen eine liebliche Landschaft sich ausbreitet, die Du nur jetzt nicht siehst. Wer wollte so früh schon am Leben verzweifeln?"

„Nein, nein," sagte er, indem er eine Hand abwehrend ausstreckte, „ich werde nichts Erfreuliches mehr sehen. Die Welt liegt ganz schwarz vor mir. Wie wollte ich im späteren Alter das Glück erreichen können, wenn ich es schon in meinen jungen Jahren nicht habe fesseln können. Man sagt, der schnellste Reiter sei der Tod, aber das ist nicht richtig. Viel schneller ist das Glück, und wer es in der Jugend nicht hat einholen können, der wird es im langsamen Alter gewiß nicht erreichen."

„O nein, Friedrich, Du hast unrecht," sagte sie. „Es eröffnen sich in unserm Leben oft Ausblicke, an welche wir gar nicht gedacht haben. Der Mensch kommt mir in seinem Lebenslaufe wie ein Pilger vor, der die Wendeltreppe eines Turmes hinansteigt. Erinnerst Du Dich noch, wie es uns erging, als wir damals mit den Eltern die Rheinreise machten und in so manchen Domen emporkletterten? Die Treppe windet sich wie eine Schlange, bei der jede Schuppe eine Stufe bildet. Bald nach den ersten Drehungen hört das Licht von der Thür her auf, und man ist im Dunkeln. Der Schatten der Häuser, über die wir noch nicht hinausgestiegen sind, läßt das Sonnenlicht nicht durch die Luftlöcher hereinfallen, und wir haben mehr das Gefühl, in einen Kerker zu steigen als in den prächtigen Turm, der von unten mit seinem feinen steinernen Spitzenschmucke so leicht und luftig aussah. Eine feuchte, kalte Luft schlägt uns entgegen, und wir müssen uns überwinden, weiterzuklettern. Noch einigemal dreht sich die Treppe, und wir sehen durch schmale Kreuzfensterchen goldenen Sonnenschein

hereinlugen, sehen auch die Schornsteine und Giebel der Häuser; noch ein bißchen höher, und wir sehen die Stadt zu unsern Füßen, ein Gewirr von Dächern und Spitzen und Ecken und lange Einschnitte, welche Straßen sind, und das alles so lustig von der Sonne erleuchtet. Nun noch höher und wir treten auf die Plattform hinaus und sind wie geblendet von der Schönheit um uns her. Die ganze Stadt übersehen wir, und in den Straßen dort unten lebt es von Menschlein, und jenseit der Stadt fließt der glänzende Rhein, und die grünen Gefilde, die blauen Berge dort hinten lachen uns an. Und oben wölbt sich der strahlende Himmel, und die Turmvögel wiegen sich um uns her zwischen Hunderten von Spitzen und Zacken und Blumen aus Stein. Wenn nun Deine Füße müde geworden wären, wenn Du mutlos geworden wärest in der Finsternis dort unten, wenn Du umgekehrt wärest — welch eine schöne Belohnung Deiner Mühe würdest Du verloren haben!"

Friedrich schüttelte den Kopf. „Das paßt nicht auf mich," sagte er. „Ich bin noch an kein helles Kreuzfensterchen gekommen."

„Und wenn der Turm wirklich nur einen einzigen Ausblick hätte, vielleicht in der Mitte, vielleicht auch erst ganz oben, und wenn Du lange Zeit im Dunkeln bleiben müßtest, wäre es da nicht männlich und klug, mit eiserner Beharrlichkeit am Werke zu bleiben und Dich lieber mit den Nägeln anzukrallen und emporzusteigen, als aus Kleinmut liegen zu bleiben oder umzukehren?"

„O, liebe Anna, möge der Himmel geben, daß ich bald an das helle Fenster komme! Ich klettere nun schon so lange und winde mich immer im Finstern. Und ich fürchte, daß das Fenster am Ende vergessen, oder aber zugemauert ist, und daß ich oben im Turme an eine feste Wölbung stoße

und das Sonnenlicht auch nach unzähligen mühsamen Stufen niemals zu sehen bekomme."

„Sage das nicht, Friedrich, und denke es nicht einmal! Welcher Baumeister würde eine Treppe bauen, die nirgendshin führte? Wie wolltest du aber den großen Baumeister der Welt für einfältiger und unbedachter halten als einen gewöhnlichen Architekten? Gott irrt sich nicht und er vergißt nichts. Wir dürfen nicht glauben, daß er uns, um uns zu narren, in einen Turm ohne Ausgang und Fenster eingesperrt hätte. Sollte er seine göttliche Weisheit dazu gebrauchen, um unserer Schwäche und Kurzsichtigkeit zu spotten? Mut, lieber Bruder! Und wenn Du erschöpft bist, so ruhe ein wenig und schöpfe von neuem Atem, dann aber steige weiter, vielleicht nur noch wenige Stufen, und Du gelangst dahin, wo Du glücklich wirst."

„Niemals, niemals, Anna, werde ich dahin kommen, und wenn ich wirklich auf die Spitze gelange, so wird es nur sein, um mich von oben hinunterzustürzen."

„Du bist krank, Friedrich, wirklich, Du bist krank," sagte Anna mit thränenden Augen. „Wie heiß Deine Stirn ist und wie unruhig Dein Puls schlägt!"

„In der That," entgegnete er, „mir ist nicht wohl."

Er legte sich auf das Sofa, und während die Schwester ihn mit einer Decke umhüllte, fing ein Frost an seine Glieder zu schütteln. Anna ging, ihm Limonade zu bereiten, und teilte der Mutter mit, daß Friedrich krank zu werden drohe. Voll Schrecken sandte diese zum Arzte, und im Laufe des Tages steigerte sich Friedrichs fieberhafter Zustand bis zu zeitweiliger Besinnungslosigkeit. Der Arzt meinte, daß eine Lungenentzündung oder vielleicht auch der Typhus im Anzuge sei. Aus der Aussage des Stallknechtes ergab sich, daß Friedrich während des Gewitters draußen gewesen sei,

und es war leicht, daraus den Schluß zu ziehen, daß er sich heftig erkältet habe.

Am Abend war Petersen im Gartenhause. Es wurde von Friedrichs auffallendem Benehmen während des Morgens gesprochen, und gern schob Petersen alle Schuld auf den krankhaften Zustand des jungen Mannes. Es wurde verabredet, daß Petersen am anderen Tage nach Leipzig zurückkehren und hinsichtlich der „Reise nach dem Orient“ nach Gutdünken verfahren solle. Die Eltern waren in großer Sorge um den Sohn.

„Bleiben Sie uns nur treu!“ sagte Anna mit herzlichem Händedruck zu Petersen, als dieser sich nach kurzem Aufenthalte verabschiedete. Und dann ging sie auf ihr Zimmer und nahm Papier und Feder zur Hand. Ein lange erwogener Entschluß war in ihr zur Reife gediehen. Eine innere Stimme trieb sie. Sie schrieb den Abschiedsbrief an den Leutnant von Busstedt. Dann zog sie den Ring vom Finger, schloß ihn in den Brief ein, siegelte und stand mit einem freudigen Gefühle der Erleichterung von ihrem Schreibtische auf.

Fünfzehntes Kapitel.

Als Petersen in Leipzig angelangt war und die Führung seiner Geschäfte wieder übernommen hatte, dachte er daran, seine vor kurzem gefaßte Absicht auszuführen, nämlich seine Wohnung zu kündigen. Er studierte das Tageblatt und ging eines Nachmittags aus, um einige Wohnungen anzusehen, die für ihn passen würden. Zugleich nahm er dabei einige Häuser in Augenschein, die vielleicht für den künftigen Reichsgerichtsrat geeignet sein könnten. Da begegnete ihm auf dem Rückwege eine kleine Gesellschaft, deren Zusammensetzung ihm zu denken gab. Es waren vier Personen: Herr Fitte und Lise Opitz, Herr Karl Niedermeyer und Frau Opitz. Herr Fitte blieb stehen und redete Petersen an. Sie wollten zu Bonorand im Rosenthale gehen, sagte er, ob Herr Petersen nicht mitkommen wolle.

Eine Strecke Weges wolle er mitgehen, sagte Petersen und schloß sich der Gesellschaft an.

Es war ihm ein Gedanke gekommen. Vielleicht würde Karl Niedermeyer geneigt sein, den Roman der Gräfin Werba zu verlegen. Der Geheime Kommerzienrat war unschlüssig gewesen, was mit dem Manuskripte anzufangen sei. Er mochte es der Gräfin nicht ohne weiteres zurücksenden, da doch Friedrich Versprechungen gemacht hatte, und Petersens Vorschlag, den Roman in einem anderen Verlage unterzubringen, war ihm zweckmäßig erschienen.

Mit Friedrich war wegen dessen Krankheit nicht zu reden, vielleicht ließ sich die Sache ohne dessen Wissen, wenn die Gräfin nur ihre Zustimmung gab, zur allgemeinen Zufriedenheit erledigen.

Petersen erzählte seinem Kollegen von der Angelegenheit. „Ich weiß ja," sagte er, „daß im allgemeinen ein Buchhändler kein Vertrauen zu einem Buche haben kann, das ein anderer Buchhändler ihm empfiehlt. Das liegt in der Natur der Konkurrenz. Aber hier ist es eine Ausnahme. Es ist sehr möglich, daß der Roman Erfolg hat, nur paßt er nicht für Friedrich Schottmüller. Übrigens sind Sie ja selber Manns genug, sich ein Urteil zu bilden, und wenn Sie das Manuskript sehen wollen, so schreibe ich der Gräfin und bitte sie um Erlaubnis, es Ihnen zu zeigen. Es wird der Gräfin sehr gleichgültig sein, wo das Buch erscheint, ja es kann ihr nur lieb sein, wenn ein rühriger strebsamer Verleger es vertreibt, der einen so vielversprechenden Anfang genommen hat, wie Sie, Niedermeyer."

„Aha, ein zuckersüßes Kompliment!" sagte Niedermeyer. „Muß uns das nicht bedenklich machen, Fitte? Was meinen Sie?"

„Wir wollen lesen," antwortete Fitte. „Ein Buch von einer Gräfin hat immer schon einigen Rückhalt. Die Leute denken, eine Gräfin müßte doch vornehmer schreiben als eine gewöhnliche Schriftstellerin."

Indem sie sich über diesen Gegenstand unterhielten, gingen sie zusammen weiter, und Petersen machte die Beobachtung, daß er vielleicht nicht nötig haben werde, seine Wohnung zu wechseln. Frau Opitz war sehr kühl gegen ihn, und anderseits war Karl Niedermeyer sehr aufmerksam, sehr freundlich gegen die Witwe. Er hielt seine flachen schwarzen Augen beständig auf sie geheftet und schien sie bei allem,

was er sagte, gleichsam um ihren Beifall anzugehen. Lise ging, ruhig und ernsthaft wie immer, nebenher, ihr inneres Auge wahrscheinlich auf die Übung des vierten Fingers gerichtet. Am Eingange zu Bonorands Garten kehrte Petersen um, und Fitte machte ihm beim Abschiede ein bezeichnendes Gesicht, indem er das eine Auge zudrückte und mit dem andern nach dem Paare Niedermeyer-Opitz hin winkte.

„Es ist etwas im Werke," sagte Fitte anderen Tages mit schlauer Miene zu Petersen, den er auf seinem Zimmer besuchte. „Die Witwe will heiraten. Es wird ihr zu einsam in der Welt. Eine sehr gute Partie! Warum haben Sie sich die entgehen lassen?"

„Ich möchte dieselbe Frage an Sie richten, Herr Fitte. Warum haben Sie nicht die Witwe heimgeführt, wenn Sie sie für eine sehr gute Partie halten?"

„Ich?" fragte Fitte laut lachend. „Nein, ich denke noch nicht ans Heiraten."

„Noch nicht? Sie sind doch aus der ersten Blüthe heraus, gerade in den besten Jahren."

Herr Fitte warf verstohlen einen Blick in den Spiegel und liebkoste seine Haaselocke. „Ich heirate erst, wenn ich Hofrat bin," sagte er dann. „In fünf Jahren bin ich doppelt so viel wert als jetzt."

„Wahrhaftig?" fragte Petersen lachend. „Und Sie riskieren es, so offen von der Zukunft zu sprechen, und fürchten nicht den Neid der Götter?"

„Die Zeiten haben sich geändert. Früher war das Geheimthun in der Politik Mode, jetzt ist es die Offenheit. Mir gefällt das, es entspricht meiner Natur. Ich bin ein offener Mensch, wie Bismarck. Diese Partie zwischen Niedermeyer und Opitz ist mein Werk. Die Leutchen sind wie füreinander geschaffen, aber sie hätten sich ohne mein Zuthun nie ge-

funden. Und ich will Ihnen auch sagen, was ich dabei für einen Zweck habe. Wenn das Kapital Opitz sich mit dem Kapital Niedermeyer verbindet, so ist diese Firma stark genug, um eine illustrierte Wochenschrift herauszugeben. Diese Wochenschrift werde ich redigieren, und dieselbe wird das Postament meiner zukünftigen Größe werden."

Herr Fitte lehnte sich rückwärts auf seinem Stuhle und sah in den Spiegel, um den Ausdruck der Überlegenheit und der Klugheit zu bewundern, den er jetzt seinem Gesichte gab. „Diese Gräfin, welche den Roman geschrieben hat," fragte er, „ist sie alt oder jung, schön oder häßlich?"

„Ich habe nicht die Ehre, sie persönlich zu kennen," erwiderte Petersen, durch das überaus eitle Wesen Fittes belustigt. „Doch hat man mir gesagt, sie sei eine imponierende Persönlichkeit. Sie muß wohl etwas sehr Geniales, auch etwas Unbändiges haben. Denn abgesehen von dem Romane, den sie geschrieben hat und der mir sehr exzentrisch erschien, hat die Gräfin auch einen Roman erlebt. Sie ist von ihrem Manne geschieden und hat auf eigne Hand den Orient durchstreift."

„Manche Leute," sagte Fitte nach einer Pause des Nachdenkens, „erwerben sich den Adel dadurch, daß sie ihrem Namen den Ort ihrer Geburt anhängen, und das ist für den Schriftsteller der natürlichste Weg. Ein Mann heißt — sagen wir Müller und führt den Taufnamen Adolf. Herr Adolf Müller ist in Tröchtelborn geboren. Adolf Müller ist kein guter Name für einen Schriftsteller. Er klingt nicht, es gibt auch gar zu viele Adolf Müller. Er nennt sich also zur Unterscheidung Adolf Müller von Tröchtelborn und läßt sich Visitenkarten mit dieser Bezeichnung stechen. Nach einiger Zeit, wenn die Welt sich an den Namen gewöhnt hat, ändert er die Visitenkarte ein wenig und läßt stechen:

Adolf M. von Tröchtelborn. Nachdem die Welt auch dieser Karte eine Zeit lang keinen Widerstand entgegengesetzt hat, so daß er erwarten kann, daß der Name sich eingebürgert hat, läßt er das M. fallen und ist der Herr Adolf von Tröchtelborn."

„Was wollen Sie damit sagen, Herr Fitte?" fragte Petersen. „In welcher Beziehung steht dies zu der Gräfin von Werba?"

„Ich meine," sagte Fitte, „daß es den von mir bezeichneten Weg der Selbstadelung gibt, daß er mir aber der Verbesserung fähig erscheint. Wie ich Ihnen schon sagte, beabsichtige ich den Adel zu erwerben, sobald ich Professor und Geheimer Hofrat sein werde. Wenn ich die Gräfin heiratete, so könnte ich mich Adalbert Fitte von Werba nennen. So machen es viele Leute. Eine Menge von Bürgerlichen, welche adlige Frauen oder Mütter haben, heben sich durch Hinzufügung des weiblichen Namens. Indessen denke ich noch an einen dritten Weg. Wie heißt die Besitzung des Grafen von Werba? Wissen Sie das vielleicht? Sie sagten doch, daß die Familie auf einem Gute in der Nähe von Neustadt lebe."

„Sie scheinen mir wirklich erfindungsreich zu sein, Herr Fitte," sagte Petersen. „Das Gut heißt Wengerode."

„Wengerode — Wengerode," sagte Fitte. „Adalbert von Werba-Wengerode. Adalbert von Wengerode. Adalbert von Fitte-Werba. Adalbert Fitte von Wengerode. Ich brauche schließlich die Gräfin gar nicht zu heiraten. Wenn sie schreibt, so hat sie vermutlich kein Geld. Vermutlich ist Wengerode stark verschuldet. Man könnte vermutlich Wengerode billig erwerben. Adalbert Fitte von Wengerode, das klingt schließlich am besten. Sie lachen, Herr Petersen, aber man macht doch so seine Luftschlösser und Pläne. Sie, als verständiger

Geschäftsmann, thun das natürlich nicht, und wenn Sie es thun, so sprechen Sie wenigstens nicht offen darüber. Aber wo die Phantasie lebendig ist, da ist es nun einmal anders. Und wer weiß — wir sprechen uns noch einmal wieder, und dann werden Sie sagen: Adalbert von Fitte-Wengerode war doch nicht so hirnverbrannt, wie er mir vorkam."

„Aber das eine begreife ich immer noch nicht, Herr Fitte, nämlich, daß Sie überhaupt auf das Adelsprädikat soviel Wert legen. Scheint Ihnen denn das auch notwendig für Ihre Laufbahn zu sein? Ich begreife den Professor und den Geheimen Hofrat, aber der Adel?"

„Er bildet die Spitze," sagte Fitte.

„Die Spitze von was?"

„Die Spitze der Pyramide, der Pyramide sozialer Ordnung."

„Und das sagt ein Schriftsteller!" rief Petersen. „Haben Sie mir nicht selbst noch vor kurzem vorgetragen, daß ganz allein das demokratische Element der rechte Fruchtboden für litterarische Erfolge sei?"

„Ist es auch, Herr Petersen. Aber hier heißt es unterscheiden. Laßt uns Demokraten sein, so lange wir streben, aber Aristokraten, wenn wir es zu etwas gebracht haben. Denn wie wollten wir uns dann noch vor der gemeinen Masse hervorthun?"

„Aber ob der Adelstitel just das entscheidende Merkmal ist? Hört man nicht gerade von der litterarischen Welt den Ruf, daß der Adel des Geistes der einzig wahre Adel sei, und wird nicht heutzutage mit Recht der Adel als Stand ein überwundener Standpunkt genannt, ein Überbleibsel aus dem Mittelalter, welches bald völlig vertrocknet abfallen wird?"

„Ja, sehen Sie, Herr Petersen, Sie drücken das so schön und richtig aus, daß ich wirklich bedauere, Sie nicht als

Kollegen begrüßen zu dürfen. In der That wird so über den Adel gesprochen und geschrieben, und kein Schriftsteller von entgegengesetzter Meinung dürfte wohl auf größeren Erfolg für seine Schriften rechnen. Aber es geht in der Welt eigentümlich zu, und für jemand, der die Augen offen hat, gibt es täglich Gelegenheit, sich zu wundern. Ist Ihnen wohl einmal aufgefallen, daß alle Menschen am meisten von dem sprechen, was sie nicht besitzen?"

„Es ist mir wohl schon bemerklich geworden, daß die Menschen am meisten vom Gelde sprechen," sagte Petersen, „und allerdings kann man wohl sagen, daß nur wenige Menschen genug Geld besitzen."

„Freilich, da haben Sie ein Beispiel. Aber auch in anderen Stücken geht es so. Wenn jemand viel von der Tugend spricht, so können Sie sich darauf verlassen, daß er nicht sehr tugendhaft ist."

„Und wenn jemand von seiner Offenheit und Aufrichtigkeit spricht, Herr Fitte, so darf man also annehmen, daß er ein versteckter Mensch ist."

„Na, wohl nicht so ganz. Es gibt auch Ausnahmen, wie bei jeder Regel," sagte Herr Fitte lachend. „Daß ich aufrichtig bin, darauf können Sie bauen, obwohl ich es selbst sage. Aber um auf den Adel zurückzukommen: daß alle Welt heutzutage behauptet, der Adel habe keine Bedeutung mehr, ist ein sicherer Beweis für das Gegenteil. Der Adel ist sogar der einzige Stand, der wirklich Bedeutung hat. Adalbert von Fitte-Werba ist etwas, stellt von Geburt an etwas vor und kann als solcher bis zu seinem Lebensende in jeden Salon treten und seinen Platz ausfüllen. Adalbert Fitte ist von Natur gar nichts. Er muß erst etwas werden, um eine Persönlichkeit darzustellen, er ist ohne Titel in der Gesellschaft das, was in der Natur ein Mensch ohne Klei-

dung ist. Das ist der Unterschied zwischen Adel und Bürgertum, und deshalb will ich den Adel erwerben, sobald ich die Titel erlangt haben werde — vielleicht auch vorher schon. Ich thue es nicht allein für mich, sondern hauptsächlich meiner Kinder wegen."

Nach Verabredung mit Fitte und Karl Niedermeyer schrieb Petersen an die Gräfin Julia Werba und bat sie um Erlaubnis, das Manuskript ihres Romans einem ihm befreundeten Verleger zur Einsicht geben zu dürfen. Umgehend erfolgte die Antwort, daß er das Manuskript zeigen könne, wem er wolle, vorausgesetzt, daß es nur nicht verloren gehe, da die Verfasserin sonst die Firma Friedrich Schottmüller wegen Schadenersatz belangen werde. Hierauf übergab Petersen den Roman Herrn Fitte, und dieser machte sich an die Lektüre desselben.

Inzwischen ward das Fest des Vereins, bei welchem Herr Lizak eine so hervorragende Rolle einzunehmen gedachte, gefeiert, ohne daß die Lizakschen Projekte zur Ausführung kamen. Der Vorstand hatte unter dem Eindrucke des schönen Sommerwetters beschlossen, dem Feste einen ländlichen, idyllischen Charakter zu geben, und Festspiel wie Kostümball waren auf den nächsten Winter verschoben worden. Herrn Lizaks große Pläne hatten nun zwar einen Aufschub erlitten, waren jedoch um so weniger aufgegeben worden, als der Gedanke an das Festspiel unter den Kollegen immer festeren Boden gewann. Das Verdienst davon gebührte nächst Herrn Lizak der einnehmenden, gewinnenden Persönlichkeit des Fräulein Amalie de Baez. Die Schauspielerin hatte eine Einladung zu dem ländlichen Feste erhalten und war eine so reizende idyllische Erscheinung auf demselben, daß die Herzen der Buchhandlungsgehilfen des Hauses Scheffler, welche das nächste Anrecht auf sie hatten, von ihr

bezwungen worden waren. Mit gewichtiger Gebärde, als intimer Freund der Dame, stellte Herr Lizak seine Kollegen ihr vor. Zwar hielt Herr Scharf sich etwas zurück und äußerte sich gegen den Kollegen Pannewitz dahin, daß die Verbindung mit Theaterprinzessinnen schon manchem soliden Geschäftsmanne zum Verderben gereicht habe. „Es hat schon mancher Protze hier in Leipzig, der sich einbildete, sein Geldbeutel sei unergründlich, böse Erfahrungen gemacht," sagte er. „Da denken sie, sie könnten es bezahlen, nehmen eine Sängerin oder Tänzerin anstatt einer soliden Bürgerstochter und sehen zu spät ein, was sie gethan haben. Da werden Equipagen und Diamanten gekauft, um die Prinzessin zufrieden zu stellen, und schließlich ist sie, wenn sie einmal von der Bühne weg ist, auch nichts anderes und besseres als jedes ehrbare Frauenzimmer. Nur daß sie sich in einer soliden Häuslichkeit langweilt. So ruiniert sie denn den Mann."

„Pah, Sie sind ein Philister," erwiderte Herr Pannewitz. „Sie bedenken nicht die Poesie und den höheren Schwung. Nein, wenn ich erst einmal mein eigenes Geschäft haben werde, so will ich auch ein schneidiges Frauenzimmer heiraten. Für das Geld will ich schon sorgen. Ich verlange abends, wenn ich aus dem Geschäfte komme, einen Salon, wo Gelehrte und Künstler verkehren, wo Quartette aufgeführt werden und wo meine Frau den Mittelpunkt eines geistreichen Zirkels bildet." Den tiefsten Eindruck machte Fräulein de Baez jedoch auf jemand, der gar nicht über sie sprach. Herr Bäumcher errötete und erbleichte abwechselnd, als er ihr vorgestellt wurde, und dann hielt er sich beharrlich zu ihrer Rechten, während Herr Fitte ihr den Arm gegeben hatte und sie im Garten des Festlokals umherführte. Es war eine große Gesellschaft, und manche Gat=

tinnen, viele Töchter von Prinzipalen beehrten den Verein der Buchhandlungsgehilfen mit ihrer Gegenwart, während die Prinzipale selbst freilich an den Vereinsfesten nicht teilnahmen. Auch Frau Scheffler mit zwei Töchtern war anwesend, und es hätte sich wohl gebührt, daß alle Angehörigen des Hauses diesen Damen gehuldigt hätten. Aber Petersen, der aus Anhänglichkeit an das Scheffler'sche Haus und weil ihm die Damen wirklich lieb waren, den größten Teil des Abends an ihrer Seite verbrachte, sah mit einiger Verwunderung, daß der sonst so höfliche Herr Bäumcher heute von einem fremden Geiste beherrscht wurde und nur einmal auf ganz kurze Zeit seine Aufwartung machte. Herr Bäumcher verharrte in der Anziehungssphäre des Sternes de Baez.

Es hatte sich eine kleine separierte Tafel in einer Ecke des Saales gebildet, an welcher Herr Fitte präsidierte. Herr Lizak, Herr Pannewitz, Herr Bäumcher und, als Mittelpunkt des kleinen Kreises, Fräulein Amalie de Baez saßen hier zusammen und waren sehr lebhaft. Herr Bäumcher hatte die üblichen Getränke: Bier, Rotwein und Rheinwein, in den Hintergrund gedrängt, indem er durch heimliche Winke an den Oberkellner einige Flaschen Heidsieck, Grand Vin, herbeigezaubert hatte. Seine Miene war demütig, und er bat mit den Augen seine Kollegen um Entschuldigung wegen der Freiheit, welche er sich nahm. Er schien um alles in der Welt vermeiden zu wollen, daß Bemerkungen über seine großartige Auffassung der Verhältnisse fielen, und er ward von seiner Unruhe erst dann befreit, als alle Tischgenossen mit gefüllten Gläsern auf das Wohl des Fräulein de Baez anstießen, ohne seiner Wenigkeit zu gedenken. Er saß dem Fräulein zur Rechten und blickte sie, nachdem er mit ihr angestoßen und getrunken hatte, voll Begeisterung an.

„O, mein gnädiges Fräulein," sagte er mit strahlendem Blicke, „welch ein beneidenswertes Los haben Sie doch! Wer sein Leben der Darstellung der edelsten Werke des menschlichen Genius geweiht hat und die göttliche Gabe besitzt, den Gedanken des Dichters ergreifenden Ausdruck zu verleihen, der muß wohl selig sein."

Die Schauspielerin blickte ihn mit einiger Verwunderung an, und nachdem sie den Inhalt seiner Worte begriffen hatte, ließ sie ein kleines helles Lustspiellachen von ihren Lippen ertönen. „Gewiß, gewiß," sagte sie, „wenn die Rollen dankbar sind, so geht's schon. Aber es werden doch auch sehr viele Ansprüche gemacht, namentlich hinsichtlich der Garderobe, und die Gage ist alleweil lumpig."

„Aber ich weiß doch, wenigstens von Ihnen weiß ich es gewiß, mein gnädiges Fräulein, sprach Herr Bäumcher, „daß die Idealität des gottbegnadeten Künstlers gleichsam mit Adlersschwingen über all diese Erbärmlichkeiten der Materie hinwegträgt und gleichsam die Schlacken, welche ja aller irdischen Existenz ankleben, durchglüht und läutert."

Die Schauspielerin sah ihn wieder mit dem Blicke des Nichtverstehens und der Verwunderung an. „Freilich, freilich," sagte sie dann. Sie beendete ihr Wiener Schnitzel und wandte sich flüsternd an ihren Nachbarn zur Linken, den Herrn Fitte. „Sagen Sie doch, wer ist der Herr an meiner anderen Seite?" fragte sie. „Ich habe vorhin den Namen nicht verstanden."

„Herr Bäumcher," flüsterte Fitte zurück. „Buchhandlungsgehilfe, Sohn eines Chemnitzer Millionärs."

„Ah!" sagte sie und betrachtete Herrn Bäumcher mit erhöhtem Interesse. Das Wort Millionär hatte einen Klang von eigentümlichem Reize für ihr Ohr. Es thaten sich unwillkürlich Fernblicke in stilvoll dekorierte Gemächer, Brunnen-

promenaden und Kleidermagazine vor ihr auf. Fräulein de Baez hatte seit zwei oder drei Jahren bemerkt, daß gewisse jüngere Kräfte, die teils hinter ihr, teils Seite an Seite mit ihr sich am Wettrennen um die Gunst des Publikums beteiligten, allmählich vorzukommen anfingen. Sie füllte ihre Stellung noch recht wacker aus, sie hatte ihre guten Rollen, und sie wußte diese Rollen festzuhalten, aber sie sah, daß sie den Zenith ihrer Laufbahn erreicht hatte. Sie war nicht mehr im Aufschwunge, sie stand still und sie fühlte, daß der Stillstand der Anfang vom Rückschritt sei. Beängstigend stieg zuzeiten der Gedanke an das Fach der Mütter vor ihr auf. Es stand noch fern, hoffentlich sehr fern, aber kommen mußte es doch einmal. So hatte denn ihr Gemüt angefangen, neben dem aufregenden Reize des lauten Beifalls eines vielköpfigen Publikums auch dem stillen Behagen der Häuslichkeit im engen Familienkreise Raum zu gönnen, und immer häufiger fragte sie sich im stillen, ob sich nicht für sie eine Gelegenheit finden würde, ähnlich so mancher Kollegin auf angenehme und gesetzte Art dem Bühnenleben Valet zu geben.

„Wissen Sie, was ich wünschte?“ fragte Herr Bäumcher die Schauspielerin, indem er ihr im höchsten Grade beglückt in die Augen sah.

„Nun, was wünschten Sie denn?“ fragte sie dagegen mit munterem Soubrettentone.

Herr Bäumcher hatte in der Begeisterung so viele Gläser Champagner getrunken, daß seine gewöhnliche Schüchternheit beinahe ganz verschwunden war. „Ich möchte Sie in der Rolle der Jungfrau von Orleans sehen,“ sagte er. „In dieser Rolle müssen Sie himmlisch sein. Wie müssen da alle Ihre herrlichen Eigenschaften zur Geltung kommen, diese schlanke, prachtvolle Gestalt, der Ton der köstlichen Stimme, diese

dramatische Kraft! Und ich wünschte dann, ich ganz allein dürfte Sie sehen, es wäre eine Separatvorstellung, so daß ich, durch keine profane Gegenwart gestört, mich dem Genusse dieser höchsten Kunstleistung hingeben könnte."

Die Schauspielerin lachte. Sie wußte nicht, was sie darauf antworten sollte, so begnügte sie sich mit einem verbindlichen Nicken und wandte sich, als Herr Bäumcher jetzt mit seinen Kollegen Pannewitz und Lizak über die besten Rollen des Fräulein de Baez in Streit geriet, vertraulich an Fitte. „Er ist noch recht grün," sagte sie mit einem bezeichnenden Augenwinken auf Herrn Bäumcher.

„Aber hoffnungsgrün," erwiderte Fitte.

„Wie alt, denken Sie, daß er ist? Wissen Sie das, Fitte? Sie führen ja Register über alle Menschen."

„Wohl nicht über alle Menschen, bewundernswerte Histrione, sondern nur über Künstler und sonstige Größen. Wie alt Herr Bäumcher ist, kann ich Ihnen aber trotzdem annähernd sagen. Er ist seit zwei Jahren Gehilfe bei Heinrich Scheffler, wird mit einundzwanzig Jahren eingetreten sein, möchte also wohl dreiundzwanzig Jahre alt sein."

„Was wird nun solch ein Gehilfe?" fragte sie.

„Das kommt auf die Umstände an. Hat er keine Mittel, so kann er zwanzig Jahre lang oder noch länger Kommis bleiben. Hat er Mittel, so gründet er mit der Zeit, nach fünf, zehn, fünfzehn Jahren, ein eignes Geschäft. Sitzt das Geld so dick wie bei Herrn Bäumcher, so kann der Gehilfe von heute in drei Monaten oder in drei Wochen Prinzipal und Inhaber einer blühenden Handlung sein. Es tritt hier also auch der nicht mehr ungewöhnliche Fall ein, daß das Geld den Ausschlag gibt."

Auf Herrn Lizaks Antrieb hatte sich inzwischen die Unterhaltung von den Rollen des Fräulein de Baez auf die Dicht-

werke und auf die Dichter selbst gewandt. Lange konnten gewöhnliche Stoffe den hochstrebenden Geist eines Lizak nicht fesseln. Und indem die drei Herren nun die Größe eines Shakespeare mit der einiger moderner Dichter verglichen, hatten sie ein Auge immer auf Fräulein de Baez gerichtet, in der Hoffnung und dem Glauben, daß sie keinen Unterhaltungsstoff hätten finden können, der für die Schauspielerin interessanter sein würde. Mit Begeisterung citierte Herr Lizak die Rede Hamlets über die Schauspielkunst, und flammende Blicke richtete Herr Bäumcher währenddessen auf die Dame, indem er erwartete, daß, wie aus dem Stahle der Funken beim Anschlag des Feuersteins, so aus der Künstlerseele ein blendender Geistesblitz durch die Berührung des Shakespeareschen Genius hervorgelockt werden würde.

Aber die Schauspielerin erfüllte diese Erwartung nicht ganz. Sie winkte lachend mit der Hand Herrn Lizak zu, er möge schweigen, und sagte, daß sie solches Zeug zum Überdruß in den Proben mit anhören müsse. Ihr Regisseur führe stets derartige Reden im Munde, aber es sei alles Unsinn, denn ein jeder müsse selber fühlen, wie er zu spielen habe, und nur das Herz spreche zum Herzen. Sie gab alsdann zu verstehen, daß auch sie Shakespeare für einen bedeutenden Dichter halte, namentlich wenn man die Zeit bedenke, in welcher er gelebt habe und wo die Menschheit doch noch so roh und ungebildet gewesen sei. Wahrhaft gute und dankbare Rollen seien jedoch nur in den Stücken von Sardou zu finden. Fernande, Dora, Fedora und Theodora seien Rollen, in denen eine Künstlerin zeigen könne, ob sie Talent besäße und sich anzuziehen verstände. Es sei schade, daß nicht unter den Deutschen auch ein Schriftsteller zu finden sei, der mit den Franzosen konkurrieren könne. Denn sie sei Patriotin, aber L'Arronge, Lindau, Moser und Rosen seien doch gar zu fad.

Herr Lizak war entsetzt über solche Reden, und sein klassisches Empfinden bäumte sich auf. Er citierte Juvenal, doch nur in seinem Innern, und wehklagte bei sich über den Verfall der Sitten des deutschen Volkes. Er wollte dem Kollegen Pannewitz begreiflich machen, wie er über die Kunst denke, und machte halblaute Äußerungen diesem gegenüber, welche als eine indirekte Widerlegung der von der Schauspielerin gemachten Bemerkungen gelten konnten, aber Herr Pannewitz hörte nicht auf ihn. Fräulein de Baez hatte ihn mit ihren Ansichten angesteckt, und er murmelte beifällige Worte, wie chic! pyramidal! kolossal richtig! Herr Pannewitz nahm gern hohen Flug, aber es ging ihm wie den Luftballons, die immer noch nicht zuverlässig hinsichtlich ihrer Lenkbarkeit sind. So nahm auch Herr Pannewitz leicht eine ungewollte Richtung.

Herr Bäumcher aber war ganz gefesselt und wie verzaubert. Als er bemerkte, daß seine idealen Anschauungen von der Schauspielerin nicht geteilt wurden, fing er in seinem schüchternen und biegsamen Gemüte an, dem eignen Urteile zu mißtrauen, und es währte nicht lange, so hielt er sich für einen bis jetzt in echter Erkenntnis zurückgebliebenen Provinzialen, der nun erst anfange, das Leben zu begreifen. Dazu trank er viel Champagner, bestellte mehrere Male neue Flaschen und erschien sich schließlich als ein Mann, der zwar noch kein Roué sei, aber wohl die glückliche Anlage habe, ein solcher zu werden.

Als die Gesellschaft von der Tafel aufstand, um das in später Abendstunde im Hintergrunde des Gartens abgebrannte Feuerwerk zu betrachten, und Fräulein de Baez am Arme des Herrn Pannewitz voraussschritt, drängte sich Herr Bäumcher an Fitte dicht heran und flüsterte ihm in's Ohr: „Ich muß dieses Weib besitzen.“

Herr Fitte blieb in Überraschung stehen. Das rote Licht einer der den Garten schmückenden unzähligen chinesischen Laternen fiel auf Herrn Bäumchers erhitztes Gesicht, und Fitte sah des jungen Mannes Augen von stolzer und wilder Entschlossenheit blitzen.

„Wie meinen Sie das, Herr Bäumcher, und von welchem Weibe sprechen Sie?“ fragte er.

„Sie muß mein werden, diese himmlische, entzückende de Baez!“

„Sie gehen einen scharfen Schritt, Herr Bäumcher, schon mehr Blitzzug,“ sagte Fitte. „Also so ernstlich hat es Sie getroffen?“

„Scherzen Sie nicht, Herr Fitte, es ist mein Ernst. Sie muß mein werden, und sollte es mein Leben kosten. Ich wende mich an Sie, Herr Fitte, Sie kennen die Dame, Sie sind bekannt mit dem Bühnenleben und den Intriguen der Koulissen. Helfen Sie mir!“

„Alle Wetter, Herr Bäumcher, was muten Sie mir zu?“ entgegnete Fitte. „Was kümmern mich Ihre Liebesgeschichten? Da suchen Sie selber Ihren Weg.“

„Aber Ihren Rat, Herr Fitte!“ sagte Bäumcher, nach Fittes Hand haschend, „Ihren Rat! Ich bin so unerfahren in den Mitteln und Wegen, mich einer Schauspielerin zu nähern. Sicherlich, es fehlt mir nicht an Energie, aber einer Freundeshand bedarf ich, die mich auf dem sichersten und kürzesten Wege leitet. Sie sind so bekannt mit der Künstlerwelt.“

Herr Fitte betrachtete nachdenklich den jungen Mann, der so eifrig sprach. Wie hatte doch dieses zarte, bescheidene Wesen sich verändert! „Stille Wasser sind tief,“ sagte Herr Fitte. „Solchen Ungestüm, solche Liebeswut hätte ich Ihnen wahrhaftig nicht zugetraut, Herr Bäumcher. Sie erinnern

mich an Romeo. Wahrhaftig, wenn ich es einrichten könnte, stellte ich Ihnen einen Balkon dort drüben an das Restaurationsgebäude und Ihre Julia im Kaschmir-Schlafrocke darauf."

„O, Sie scherzen, Sie begreifen nicht, wie mir ums Herz ist," sagte Herr Bäumcher unwillig und wandte sich ab.

„Halt, warten Sie doch einen Augenblick," sagte Herr Fitte und hielt ihn am Rocke fest. „Wer wird denn gleich übelnehmen? Sie verstehen doch Spaß. Ich wußte wirklich nicht, was Sie eigentlich beabsichtigten. Sagen Sie ernstlich, hat die Schauspielerin es Ihnen angethan?"

„Ja," sagte Herr Bäumcher in ruhiger Größe.

„Nun, in der That, Herr Bäumcher, ich müßte ein schlechter Freund sein, wenn ich Ihnen da einen guten Rat verweigern wollte. Hören Sie! Oft regt sich ein Herz in Liebe beim Mondenscheine, Feuerwerk und Sekt, kühlt sich aber am anderen Tage beim Sonnenscheine wieder ab. Als erste Probe für Fräulein de Baez und auch für Sie selbst möchte es sich empfehlen, daß Sie morgen am Tage einen hübschen Schmuck, etwa ein Armband oder einen Ring mit Brillanten kauften, denselben auf sinnige Art in einem Boukette versteckten — nicht so tief, verstehen Sie, daß man ihn nicht wiederfinden könnte — und dies Boukett dem Fräulein de Baez mit Ihrer Visitenkarte übersendeten. Sie spielt morgen abend im Doktor Klaus. Da gehen Sie ins Parkett vornhin, und wenn sie dann mit dem Strauße erscheint, können Sie daraus entnehmen, daß sie die Blumen angenommen hat."

„Sehr richtig," sagte Bäumcher, „aber ist das nicht zu kühn? Wird Fräulein de Baez nicht, wenn sie eine Kostbarkeit sieht, an das Geld erinnert, welches der Schmuck gekostet hat, und wird sie nicht verächtlich von mir denken?"

„Hm!“ machte Herr Fitte und besah sich den jungen Mann noch einmal sehr genau. „Entschuldigen Sie, Herr Bäumcher, daß ich danach frage: Ihr Herr Vater wohnt doch in Chemnitz. Was hat er für ein Geschäft?“

„Er hat eine Fabrik von Spinn- und Webstoffen,“ erwiderte Herr Bäumcher verwundert.

„Er hat Sie zum Buchhändler bestimmt, Herr Bäumcher,“ fuhr Fitte fort. „Nicht wahr, er denkt doch, Ihnen eine Buchhandlung zu kaufen? Er ist ein sehr vermögender Herr, Ihr Herr Vater und giebt Ihnen doch einen guten Wechsel?“

„O, Sie denken doch nicht, daß es Geiz ist, der mich zurückhält?“ fragte der junge Mann, blaß vor Ärger.

„Nicht im Traume, mein verehrtester Herr. Ich fragte nur deshalb so, weil ich mir sagte, daß Sie vielleicht ernsthafte Absichten — doch gleichgültig: wie dem auch sein möge, Herr Bäumcher, und mag Ihre Gesinnung mehr nach links oder nach rechts neigen, versuchen Sie es zunächst mit den Brillanten im Strauße. Es ist eine ganz eigentümliche Beredsamkeit, die aus den hellen Steinen spricht, und sie haben noch niemals etwas verdorben.“

Herr Bäumcher drückte ihm die Hand. „Ich werde es thun,“ sagte er, und dann suchten die beiden Herren wieder die Schauspielerin auf, welche ihnen im Gedränge abhanden gekommen war.

Auch Petersen hatte den Saal verlassen und promenierte mit seinen Damen im Garten. Außer der Frau und den beiden Fräulein Scheffler war noch eine junge Dame von der Gesellschaft, welche in mehrfacher Hinsicht Petersens Interesse erregte. Sie war die Tochter eines berühmten und großen Verlegers, eines jener Männer, welche die Zierde und der Stolz ihres Standes sind, den „königlichen Kaufleuten“ gleich, deren Ruhm aus alter Zeit noch zu uns

herüberscheint. Sie war mit den Fräulein Scheffler befreundet und auf deren Einladung gekommen, um sich das Fest anzusehen. Mit Petersen hatte sie sogleich dadurch einen für ihn sehr angenehmen Anknüpfungspunkt gefunden, daß sie Anna Schottmüller kannte und liebevoll von ihr sprach. Sie war vor mehreren Jahren mit Anna zusammen in einem Pensionate am Rhein gewesen, und die jungen Mädchen hatten unter dem gemeinsamen Studium vieler gelehrter Fächer und bei französischer und englischer Konversation Freundschaft geschlossen. Fräulein Frida Persius wußte viel Liebes und Gutes über Anna Schottmüller zu sagen, und so faßte Petersen eine große Zuneigung zu ihr. Sie war eine Erscheinung, die zwar von den meisten Männern kaum beachtet wurde, die aber den wenigen, welche Verständnis für ihr Wesen hatten, einen um so tieferen Eindruck zu machen pflegte. Sie war von stillem Wesen, was sie aber sagte, hatte immer seine gute Bedeutung. Sie war keine auffallende Schönheit, aber ihre klaren grauen Augen verkündeten demjenigen, der darin zu lesen verstand, eine geistige Macht, welche wohl mehr zu fesseln im stande war als körperliche Schönheit allein es vermag.

Sechzehntes Kapitel.

Herr Fitte saß am Nachmittage des auf das Vereinsfest folgenden Tages friedlich in seinem Arbeitszimmer und beschäftigte sich mit Betrachtung und Ordnung seiner Sammlungen, als zu seiner Überraschung die Zofe des Fräuleins Amalie de Baez hereintrat und ihm einen Gruß von ihrer Herrin zugleich mit der Aufforderung, sich augenblicklich bei ihr einzufinden, überbrachte.

„So eilig und so gebieterisch, meine Süße?" fragte Fitte. „Was ist denn geschehen?"

„Das kann ich Ihnen nicht sagen, Herr Doktor," erwiderte die Zofe. „Aber das Fräulein sind in großer Aufregung und sagen, der Herr Doktor möchte so schnell wie möglich kommen."

Herr Fitte nahm seine beiden Haarbürsten zur Hand, trat vor den Spiegel und verlieh seinem Haupte, obwohl dasselbe bereits wohlfrisiert war, noch eine letzte Politur. Er gab dem Haar den Schwung nach rückwärts, holte es dann, mit unfehlbarer Sicherheit den Scheitel im Nacken teilend, wieder vor, so daß es sich über den Ohren staute, und drehte die Haaselocke kunstvoll auf dem Oberteile der Stirn. Dann benetzte er den Aufschlag seines Rockes mit dem Atkinsonschen Parfüm „Frisch gemähtes Heu," steckte eine Nelke ins Knopfloch und ging dahin. Er ward von der Zofe, die inzwischen wieder zu Hause eingetroffen war,

sogleich vorgelassen, und fand Fräulein de Baez beim Eintreten mitten im Zimmer stehen, beide Hände in die Seiten gestemmt und gleichsam als verkörperten Ausdruck der Verwunderung.

„Nun sagen Sie, Fitte, Mensch!“ rief sie ihm entgegen, „was soll mir das bedeuten?“

„Haben Sie nur die Gnade, meine Gnädige, sich deutlicher zu explizieren,“ erwiderte er.

Die Schauspielerin schritt zu ihrer Toilette, nahm ein Etui zur Hand, drückte es auf und hielt es Fitte dicht vor das Gesicht. „Hier,“ sagte sie, „und dabei ist die Visitenkarte von Herrn Rudolf Bäumcher und auch noch ein Boukett gekommen.“

Fitte sah in das Etui hinein, es funkelte und blitzte darin. Ein Armband mit weißen und roten Steinen lag auf dem fleischfarbenen Samt.

„Ei,“ sagte er, „das ist wunderhübsch“.

„Wunderhübsch?“ fragte sie. „Das Ding kam heute vormittag, als ich aus der Probe kam. Ich ging sogleich damit zum Goldschmied, und der sagte mir, es sei fünfhundert Mark wert. Das Ding ist prachtvoll.“

„Nein, dieser Bäumcher!“ rief Fitte aus.

„Wissen Sie, Fitte, ich weiß nicht, wie der Mensch dazu kommt,“ sagte die Schauspielerin. „Auf alle Fälle scheint er mir ein feingebildeter junger Mann zu sein.“

„O, ein sehr feingebildeter junger Mann,“ sagte Fitte.

„Aber wie kommt er nur dazu, mir das zu schenken?“ fragte sie. „Was denkt sich denn der Mensch dabei? Sie kennen ihn doch, Fitte, Sie haben ihn mir vorgestellt.“

Fitte begriff. Er hatte nicht erwartet, daß es so kommen würde. Er hatte gedacht, Bäumcher läge mit schmerzendem Kopfe im Bette und hätte für Fräulein de Baez nur Ge=

danken der Reue. Wie schwer es doch war, andere Menschen ganz richtig zu beurteilen! Solche Energie hatte er Bäumcher doch nicht zugetraut.

„Fräulein de Baez," sagte er, „diese Angelegenheit ist ernsthaft in hohem Grade. Ich sehe deutlich, daß Sie einen tiefen, unauslöschlichen Eindruck auf das Herz meines Freundes Bäumcher gemacht haben. Indessen, wenn die Übersendung dieses Armbandes in Ihren Augen etwas Verletzendes hat, so mache ich mich anheischig, dasselbe in möglichst rücksichtsvoller und schonender Form zurückzugeben."

„Seien Sie nicht so albern, Fitte," sagte die Dame. „Der junge Mensch hat sich sehr taktvoll und artig benommen. Ich möchte mich aber bei Ihnen, da er doch Ihr Freund ist, näher nach ihm erkundigen, denn Sie begreifen, daß eine Dame nicht von jedem beliebigen Unbekannten wertvolle Geschenke annehmen kann."

Herr Fitte folgte der Aufforderung der Schauspielerin und setzte sich zu ihr ins Sofa, um eine Tasse Schokolade mit ihr zu trinken. Um sechs Uhr müsse sie in der Garderobe sein, sagte sie, aber es sei noch Zeit, einige Worte zu plaudern. Herr Fitte verstand immer besser. Fräulein de Baez hätte gern gewußt, ob Herr Bäumcher ernste Absichten habe. Sie wollte diesen Abend mit den Blumen und dem Armbande auf der Bühne erscheinen, sagte sie, und sie habe nichts dagegen, wenn Herr Bäumcher sie in Gesellschaft eines soliden Bekannten, wie Herr Fitte sei, besuchen wolle. Sie erkundigte sich nach den Verhältnissen der Fabrikanten in Chemnitz und nach den Zuständen im Leipziger Buchhandel, und als Herr Fitte sie nach einer halben Stunde verließ, nahm er den Eindruck mit sich fort, daß Fräulein de Baez eine sehr vernünftige, wohl überlegende Dame sei. Zugleich aber bauten sich in seinem Hirn allerhand Luft-

schlösser auf, die ihn so heiter stimmten, daß er leise singend und lachend in sein Heim zu den Autographen zurückkehrte. In dieser guten Laune blieb er auch im Verlaufe des ganzen Abends. Er sah von seinem Freiplatze im Parkett aus Herrn Bäumcher rot vor Erregung auf der ersten Bank sitzen und sah Fräulein de Baez mit Edelsteinen und Blumen erscheinen und einen glänzenden Blick am Souffleurkasten vorbei auf Herrn Bäumcher werfen.

Es war nicht lange nach diesen Ereignissen und nach Petersens Rückkehr von Neustadt, daß sich das Benehmen der Frau Opitz gegen ihren früher so sehr geschätzten Mieter zusehends schroffer gestaltete und von eisiger Kälte wurde. Sie that immer noch ihre Pflicht und erschien, um nach dem Rechten zu sehen, in Petersens Zimmern nach wie vor. Aber es schien so, als ob sie dies hauptsächlich deshalb thue, um eine Gelegenheit zu haben, ihrer Verachtung gegen den Bewohner Ausdruck zu geben. Petersen würde nicht den leisesten Grund gehabt haben, sich über irgend eine Unordnung oder Unsauberkeit zu beschweren. Im Gegenteil, alles war womöglich noch blanker und schmucker als vorher. Die Frau, welche die Aufwartung hatte und die groben Arbeiten besorgte, stand unter einem sehr scharfen Drucke von seiten der Frau Opitz. Kaum vermochte sie deren Ansprüchen an Glanz der Fensterscheiben und der Fußböden in Petersens Räumen zu genügen. So waren auch Geschirr und Kleider in musterhaftem Zustande, und der Kaffee, der Thee und was sonst aus der Frau Opitz eignen Händen für Petersens Bedarf hervorging, war alles von erster Güte. Nur die Spenderin selbst war nicht gütig, sie schritt einer Parze gleich, der ja Unerbittlichkeit nachgesagt wird, ihres Weges und gab in jeder Bewegung zu erkennen, daß sie ihre Pflicht thue, und daß eine edle Seele stolz sei nicht

nur auf ihre Pflichterfüllung, sondern auch auf die Undankbarkeit, welche sie ernte.

Petersen ließ sich das einige Wochen lang gefallen, obwohl es ihm ungemütlich war, aber eines schönen Tages, als sein freundlicher Gruß nur mit einem Kopfnicken beantwortet wurde, wie es etwa dem Komtur im Don Juan eigen ist, sagte er zu Frau Opitz, welche den Nachmittagskaffee auf den Tisch gestellt hatte: „Meine verehrte Frau, Sie geben mir sehr deutlich zu verstehen, daß meine Anwesenheit Ihnen mißfällt, und da ist es wohl besser, wenn ich mich nach einem anderen Quartiere umsehe.“

„Wieso?“ fragte Frau Opitz, indem sie sich an der Thür scharf umdrehte und Petersen herausfordernd ansah.

„Wir wollen darüber nicht streiten,“ entgegnete er. „So etwas fühlt sich. Man pflegt zu sagen, daß es der Klang ist, der die Musik macht, und Fräulein Lise würde das zugestehen.“

„Und ich etwa nicht, Herr Petersen? Mir trauen Sie das Verständnis nicht zu?“

„Lassen Sie uns nicht weiter darüber reden, Frau Opitz! Es nützt zu nichts. Ich denke, daß Sie recht gut wissen werden, was ich meine, und, wie gesagt, ich will nicht lästig fallen. Ich habe gern freundliche Gesichter um mich her, und es macht mir nicht viel Beschwer, ein anderes Quartier zu nehmen, wenn ich Ihnen damit einen Gefallen thun kann.“

Frau Opitz nahm eine tragische Miene an, seufzte, blickte zur Zimmerdecke empor, sah Petersen voll Zorn an und zog endlich, indem Weichheit bei ihr die Oberhand gewann, ihr Taschentuch hervor.

„Also dahin ist es gekommen!“ rief sie unter Schluchzen. „O, Herr Petersen, das hätte ich nicht von Ihnen erwartet!“

Petersen sah sehr bestürzt dem ihm ganz unerklärlichen Benehmen der Witwe zu. Der Wechsel ihrer Stimmung war ihm ein Rätsel, und er fragte sich, was er denn nur gesagt haben könne, um so eigentümliche Erscheinungen hervorzurufen. Er redete Frau Opitz mehrere Male an, fragte sie, ob er sie beleidigt habe, und sprach ihr seiner Meinung nach beruhigend zu, aber Frau Opitz fuhr fort, in Ausrufungen und Klagen sich zu ergehen, die ihm ohne Zusammenhang zu sein schienen. Erst nach und nach, als Petersen schwieg, nahmen die Reden der Witwe eine verständlichere Wendung und ihr Benehmen eine mehr greifbare Form an. Doch wurde Petersen dadurch nicht besser zu Mute, denn er merkte, daß Frau Opitz nunmehr eine vielleicht schon seit lange herbeigewünschte Gelegenheit benutzte, um einen erneuten Sturm auf sein Herz zu unternehmen.

„Sie sind ja selbst schuld daran, Herr Petersen, daß ich so garstig gegen Sie geworden bin," sagte sie. „Denn kein fühlendes Wesen kann es ertragen, so behandelt zu werden, wie ich behandelt worden bin. Oder erinnern Sie sich nicht mehr, was wir jenen Abend miteinander besprachen und wo Sie so ganz anders waren? Es entspricht nicht dem Zartgefühle, welches jede Frau besitzt, daß ich darauf zurückkomme, und deshalb will ich Sie nicht daran erinnern, aber ich hatte geglaubt, daß Sie sich überlegen würden, was damals geschehen ist, und daß . . ."

„Aber meine beste Frau Opitz," sagte Petersen ganz verwirrt, indem er sie unterbrach, „mir war doch so, als ob Herr Niedermeyer sich für Sie interessierte, und wie mir Herr Fitte gesagt hat, besteht die Absicht einer Verbindung zwischen Ihnen und meinem sehr geschätzten Kollegen."

„Fitte? Fitte?" rief sie verächtlich. „Was Fitte sagt, darauf werden Sie doch wohl nicht hören? Solch ein Wind-

hund! Solch ein Schwätzer, der sich schminkt und malt und prahlt und auf und ab läuft, um die Leute aneinander und auseinander zu schwatzen?"

„Das mag nun sein, wie es will," sagte Petersen, der allmählich ärgerlich geworden war, „ich bitte mir aber aus, daß ich jetzt mit allen diesen Geschichten in Ruhe gelassen werde."

Das ernste und scharfe Wort verfehlte nicht seine Wirkung. Frau Opitz trocknete ihre letzten Thränen, nahm wieder ihre sonstige gefaßte Miene an, betrachtete Petersen eine kurze Weile mit traurigem Blicke und sagte: „Es ist gut, Herr Petersen, Sie sollen in Ruhe gelassen werden. Man kann niemand zu etwas zwingen, was er nicht liebt, und keiner kann ja auch mit Bestimmtheit sagen, was das Glück wirklich ist. Aber ich hätte wohl gewünscht, daß ein guter und solider Mann, wie Sie es sind, Herr Petersen, auch gefunden hätte, was er verdient, und daß er ein sicheres und gedeihliches Leben führen könnte. Es ist gut, ich bin still, nur der liebe Gott kennt die Zukunft. Gehen Sie denn Ihren Weg für sich, Herr Petersen, ich meinerseits wünsche Ihnen alles Gute."

Nur etwa acht Tage hierauf war es, daß der alte Hauswirt mit sehr verschmitzter Miene zu Petersen kam und ihm eine prächtige große Karte vom feinsten Karton überreichte, worauf Frau Margarete Opitz, geborene Baumgärtel, und Karl Niedermeyer sich als Verlobte empfahlen. „Ich gratuliere, Herr Baumgärtel," sagte Petersen, nachdem er dies gelesen hatte. „Das heißt, für Sie persönlich ist es doch wohl ein großer Verlust, wenn Ihre Frau Tochter heiratet. Sie verlieren eine vortreffliche Hausfrau und Wirtschafterin."

„Herr Petersen," sagte der Alte, „Sie haben auf der einen Seite recht, aber auf der anderen Seite stellt das vorge-

schrittene Entwickelungsstadium der Menschheit bestimmte Anforderungen, die mir für meine Person so heilig sind, wie sonst nur irgend ein religiöser Irrwahn für die Köhlergläubigen ist. Altruismus, mein lieber Herr Petersen, nennt sich das Dogma der wissenschaftlich Gebildeten, und dasselbe erfordert ein völliges Aufopfern der persönlichen Interessen zum Besten des Ganzen. Außerdem werde ich für mein Geld jederzeit eine tüchtige Wirtschafterin bekommen, welche ich zwar nicht mit väterlichen Gefühlen betrachten, darum aber um so eher anfahren und kuranzen kann, wenn meine oder ihre Laune das wünschenswert erscheinen läßt. Ich leide jetzt bei gewissen Witterungsumschlägen an einem Zwicken und Bohren in meiner linken großen Zehe, wobei mir eine Person, an der ich es auslassen kann, äußerst wohlthätig und erleichternd ist."

„Dann ist es allerdings etwas Anderes, und ich kann ohne Bedenken gratulieren," sagte Petersen. „Soll denn die Hochzeit schon bald stattfinden?"

„Sobald es die vom Staate vorgeschriebenen Formalitäten gestatten," sagte der alte Herr. „Ich spreche nicht ohne Absicht vom Staate allein, denn so abgeschmackt werden die beiden Leutchen doch hoffentlich nicht sein, daß sie auch noch das Schürzenband der Mutter Kirche festhalten."

„Das ist mir noch zweifelhaft, Herr Baumgärtel. Ich habe Ihre Frau Tochter mehrfach zum Gottesdienst gehen sehen, und Herr Niedermeyer hielt sich meines Wissens früher regelmäßig zur Kirche."

„So?" sagte der Alte. „Nun, diejenigen, welche sich der Freiheit, die ihnen geboten wird, nicht zu bedienen wissen, für diese ist die Freiheit ja auch nicht gegeben worden. Das Volk ist noch nicht reif, mein lieber Herr Petersen. Ich sagte es gleich, als den Leuten die Taufe erlassen wurde, paßt

auf, sie taufen doch! Und richtig, die meisten sind dabei geblieben und dürfen sich nun auch nicht beklagen, wenn es ihnen schließlich wieder befohlen wird. Die mechanische Weltordnung, mein lieber Herr Petersen! Überall zeigt sich hier wieder dies großartige Prinzip intellektueller Notwendigkeit in der gesetzmäßigen Vererbung vom Urschleim bis zum Kulturmenschen. Es dringt überall durch. Denn hat das Gehirn einmal teils in der Kindheit, teils schon durch unbegreifliche Spontaneität und durch einen gewissen Atavismus vom Großvater oder Urgroßvater her bestimmte Eindrücke erhalten, so bleibt es so, und Sie mögen nachher den ganzen Darwin und Helmholtz und Haeckel und alle diese Geistesriesen hineintrichtern — es nützt nichts, die Falten bleiben liegen wie sie liegen, und der Kerl ist verpfuscht."

„Wie wird es denn aber mit meiner Wohnung, Herr Baumgärtel?" fragte Petersen. „Denken Sie eine andere Einteilung vorzunehmen? Wird vielleicht das junge Ehepaar bei Ihnen einziehen? Oder bleibt es in dieser Hinsicht beim alten?"

„Vorläufig bleibt es beim alten, und ich hoffe, Sie sind zufrieden, Herr Petersen. Was mein Schwiegersohn künftig zu thun beabsichtigt, kann ich noch nicht sagen. Er wird sein Geschäft erweitern können, Herr Petersen, er hat sich seine Braut nicht dumm ausgewählt, Herr Petersen!"

Der Alte machte ein überaus pfiffiges Gesicht, als ob er mit Vergnügen in Karl Niedermeyer eine Spur jener Klugheit entdecke, durch die er selbst groß geworden war.

Petersen ging seinem Kollegen Niedermeyer zu gratulieren, nachdem dieser auch selbst noch ihm seine Verlobung angezeigt hatte, und fand ihn bei sehr guter Laune. Niedermeyer wollte zum 1. Oktober, nach seiner Rückkehr von der Hochzeitsreise, den ersten Stock des Baumgärtelschen Haupt=

gebäudes, mit der Front nach der Königstraße, beziehen und hoffte seinem Geschäfte einen großen Aufschwung zu geben. Es schien, als ob sein Vater sich endlich entschlossen habe, eine größere Summe herzugeben. So schloß Petersen wenigstens aus Karls Äußerungen, und was das Vermögen betraf, welches Frau Opitz ihm zubringen würde, so wußte Petersen ja aus der Witwe eignem Munde darum Bescheid. Während die beiden Männer sich noch hierüber besprachen, trat tänzelnden Schrittes Herr Fitte herein, lächelte, drückte ein Auge zu, blinzelte Karl Niedermeyer an und sagte, das Verloben schiene ansteckend zu sein.

„Haben Sie sich etwa verlobt?“ fragte Petersen.

Fitte schüttelte den Kopf. „Sie kennen meine Ansichten,“ sagte er. „Mein Leben ist anderen Aufgaben geweiht. Nein, aber unser gemeinsamer Freund Bäumcher hat sich verlobt.“

„Wirklich!“ rief Niedermeyer, der an dieser Nachricht lebhaft Anteil zu nehmen schien. „Also doch!“

„Mit Fräulein Amalie de Baez,“ sagte Fitte.

„Ah!“ sagte Petersen, „ein so junger Mensch! Ich entsinne mich, ihn auf dem Vereinsfeste sehr eifrig um die Dame beschäftigt gesehen zu haben.“

In der That hatte Herr Bäumcher dem Drange seines Herzens und der klugen Leitung seiner Leidenschaft von seiten der Schauspielerin nicht zu widerstehen vermocht, obwohl eine gewisse Bangigkeit vor der Größe der That und dem Gesichte, das seine Eltern machen würden, ihn zurückhalten wollte. Er hatte sich wirklich verlobt und war dann von Glück und Furcht berauscht zu Herrn Fitte gekommen, um diesem die fernere Lenkung der Angelegenheit anzuvertrauen.

„Herr Fitte,“ sagte er feierlich, während seine Miene wieder an jene Erregung erinnerte, die sich bei ihm an jenem von Liebe und Champagner erfüllten Vereinsabend gezeigt

hatte, „Herr Fitte, der Würfel ist gefallen. Sie will mein sein. Nun raten Sie mir. Sie waren der Zeuge meines ersten Empfindens, auf Ihren Rat näherte ich mich der Angebeteten. Was soll ich nun thun?“

Herr Fitte schüttelte eifrig des jungen Mannes Hand. „Tausend Glückwünsche!“ sagte er. „Tausend Glückwünsche! Was Sie nun thun sollen? Heiraten sollen Sie und der Glücklichste aller Sterblichen werden.“

„Ja, allerdings, das hoffe ich. Indessen, noch liegt mir ein schwerer Stein auf der Seele. Meine Eltern wissen noch nichts davon. Was werden sie sagen?“

„Wie, mein verehrter Herr? Was Ihre Eltern sagen werden? Wünschen Ihre verehrten Eltern nicht das Glück ihres Sohnes?“

„O gewiß, es wäre undankbar von mir, wenn ich das bezweifeln wollte. Aber, Herr Fitte, Sie kennen die Vorurteile der Welt. Mein Vater ist von so sehr — wie soll ich sagen — altväterischer Gesinnung, so überaus für das Solide eingenommen. Und meine Mutter ist das auch. Ich glaube, sie werden es beide ungern sehen, daß ich nicht eine Dame aus ihrem Kreise gewählt habe, und daß es nun gerade eine Schauspielerin ist — ach, Herr Fitte, Sie glauben nicht, wie wenig echte Begeisterung für die Kunst in den patrizischen Kreisen von Chemnitz existiert.“

„Wem sagen Sie das, Herr Bäumcher, wem sagen Sie das? Es ist das in Chemnitz nicht anders als überall, davon wissen wir Dichter und Künstler ein Lied zu singen. Indessen wird sich doch mit Ihrem Herrn Vater reden lassen. Er ist ein reicher Mann, sagten Sie nicht so, Herr Bäumcher? Er wird doch für seinen Sohn etwas übrig haben. Wenn reiche Leute nicht ihren Neigungen folgen dürften, wer dürfte es dann?“

„Er ist ein reicher Mann, allerdings. Er ist mehrfacher Millionär. Auch wäre es eine Verleumdung seiner Güte, wenn ich sagen wollte, daß er mir nicht das größte Glück gönnte. Nur hat er sich sicherlich etwas ganz anderes gedacht, als daß ich gerade eine Schauspielerin heiraten wollte. Doch, der Himmel ist mein Zeuge! Ich kann nicht anders."

„Haben Sie noch viele Geschwister, Herr Bäumcher?"

„Zwei Schwestern, welche beide verheiratet sind."

„Mit wohlhabenden Männern, sollte ich denken."

„Mit sehr reichen Männern, Herr Fitte; beide sind Fabrikbesitzer in Chemnitz."

„Mein verehrter Herr Bäumcher, sind Ihre Eltern mager oder sind sie wohlbeleibt? Entschuldigen Sie diese Frage, welche Ihnen vielleicht indiskret erscheinen mag, aber Sie erinnern sich vielleicht, daß schon der große Julius Cäsar ein günstiges Vorurteil hinsichtlich der Sanftmut und Geduld beleibter Leute hegte."

„Allerdings," sagte Bäumcher lächelnd. „In dieser Hinsicht liegt die Sache günstig. Meine Mutter ist wohlbeleibt, mein Vater aber ist wohl schon sehr korpulent zu nennen."

„Nun, also Mut, Herr Bäumcher!" sagte Fitte.

„Ja," erwiderte der junge Mann, „ich werde meine ganze Energie aufbieten. Ich werde meinen Eltern sagen, daß diese oder keine mein Weib werden soll, und daß ich in den Tod gehen werde, wenn sie nicht ihre Einwilligung geben."

„Mit Ihrer gütigen Erlaubnis, Herr Bäumcher! Gestatten Sie mir eine kleine, auf die Erfahrung gegründete Einwendung. Ich glaube, daß es nicht klug ist, von dem eignen Gemütszustande auf den des Anderen zu schließen, und ich denke mir, daß Exaltation mehr schadet als nützt. Sanftmut, Herr Bäumcher, Sanftmut und Ruhe! Sieht Ihr Herr Vater Sie in solcher Aufregung, so mißtraut er Ihrer

Besonnenheit hinsichtlich der ganzen Angelegenheit. Ruhe und Sanftmut, Herr Bäumcher, sind die besten und stärksten Mittel des Erfolges. Mit Sanftmut läßt sich alles machen, die Sanftmut ist das Öl in der Maschine des menschlichen Verkehrs. So viel Vorzüge es auf der einen Seite haben könnte, wenn Sie nach Chemnitz reisten, um sich Ihren Eltern zu Füßen zu werfen, so fürchte ich doch, die Exaltation möchte Sie hinreißen und Sie möchten sich zu einer Unvorsichtigkeit verleiten lassen. Besser ist es, Sie schreiben. Sie schreiben ruhig und sanftmütig, legen alles offen dar und sagen am Schlusse, daß Sie Ihre verehrten Eltern bäten, das entscheidende Wort zu sprechen, da Sie unter keiner Bedingung gegen ihren Willen handeln würden. Dann sagen sich Ihre verehrten Eltern doch natürlich, daß ein Sohn, der so besonnen und vernünftig schreibt, auch bei seiner Verlobung nicht unbesonnen und unvernünftig gewesen sein wird. Es sollte mich sehr wundern, wenn nicht Ihr Herr Vater schon am Tage darauf hier erschiene, um Ihre Auserwählte zu sehen, und wenn er kommt, so haben Sie nur die Güte, mich zu benachrichtigen, damit ich Ihnen meine schwache Hilfe leihen kann."

„Es ist doch merkwürdig, was diese schüchternen Charaktere für Streiche ausführen können," sagte sich Fitte, als Bäumcher ihn verlassen hatte. Und dann besuchte er Fräulein de Baez, um ihr zu gratulieren. Er fand sie in einiger Unruhe und sehr erfreut, ihn zu sehen. Sie behandelte ihn mit viel mehr Achtung als früher.

„Was sagen Sie nun, Fitte?" fragte sie ihn. „Habe ich nicht eine Dummheit gemacht? Wenn der Alte nicht will, so bin ich blamiert."

„Meine Gnädigste," sagte er, „ich bedaure die Kunst und ihre Tempel am Augustusplatze und an der Promenade.

Die holdeste ihrer Priesterinnen wird den Schleier nehmen und durch Myrthen eingehen in das profane Dasein einer wohlsituierten Verlegersgattin. Sie wird . . ."

„Sie sind ein unausstehlicher Mensch, Fitte," sagte sie lachend, indem sie ihn unterbrach. „Reden Sie ernsthaft. Was soll aus der Geschichte werden? Noch dazu ist der gute junge Mensch fünf Jahre jünger als ich."

„Fünf Jahre?" fragte Fitte ganz betroffen. Doch besann er sich sogleich und lächelte. Er wußte besser, welcher Unterschied an Lebensalter zwischen Braut und Bräutigam bestand. Die Schauspielerin war dreiunddreißig Jahre alt.

„Lassen Sie es fünf Jahre sein, mein Fräulein," sagte er. „Was will das bedeuten, wo der Genius der Kunst unsterbliche Jugend verliehen hat?"

Es gelang ihm, die Bedenken der Schauspielerin zu zerstreuen, und das ward ihm um so leichter, als die Dame in der That keine ernsten Besorgnisse hegte und vollständig davon überzeugt war, daß sie viel zu gewinnen, aber gar nichts zu verlieren habe. Sie versicherte Herrn Fitte ihrer ewigen Dankbarkeit, wenn es ihm gelingen sollte, auch die Besorgnisse des alten Herrn Bäumcher zu zerstreuen und dessen Bedenken zu beseitigen.

Und wirklich entwickelte sich die ganze Angelegenheit, dank der Liebe des Elternpaares Bäumcher zu seinem Sohne, dank aber auch der geschickten Intervention Fittes, zur allgemeinen Zufriedenheit. Die Eltern kamen beide sogleich angereist, nachdem sie ihres Sohnes Brief erhalten hatten, und waren zu Anfang sehr geneigt, die Verlobung rückgängig zu machen und ihren Sohn mit sich weg nach Chemnitz zu nehmen. Aber der junge Bäumcher zeigte sich so unglücklich, die Schauspielerin benahm sich so sehr dem Geiste ihrer Rolle gemäß, und Fitte sprach so überzeugend,

daß die Brandung sich legte und die Sonne wieder freundlich auf die Wellen herabstrahlte. Herr Fitte gab es zu, daß der junge Bäumcher noch sehr jung sei, aber er wußte einen vortrefflichen Geschäftsmann und geschickten Verleger, der dem jungen Manne zur Seite stehen wollte und konnte. Wenn dann der alte Herr Bäumcher ein Kapital hergeben wollte, so ließ sich eine Firma Niedermeyer und Bäumcher gründen, und der junge Mann würde dann das richtige Maß von Selbständigkeit und Anlehnung finden. Der alte Bäumcher zog Erkundigungen ein, und da er über die Firma Niedermeyer nur Gutes vernahm, so ging er auf die Sache ein. Durch Fittes Vermittelung kam ein Vertrag zustande, demgemäß Karl Niedermeyer aus eignem Vermögen 150000 Mark und aus dem Vermögen seiner zukünftigen Frau ebenfalls 150000 Mark in das Geschäft einzahlen sollte, während Herr Bäumcher seinerseits für seinen Sohn dieselbe Summe, 300000 Mark, einlegte. Der Gewinn sollte nach Maßgabe der Einzahlung geteilt werden. Nach Unterzeichnung dieses Vertrages wurden Schritte gethan, um die Verlagsfirma Niedermeyer & Bäumcher ins Handelsregister einzutragen.

Bäumcher gab seinen Kollegen ein solennes Abschiedsmahl bei seinem Austritte aus dem Schefflerschen Geschäfte. Er machte die Sache nobel, wie das in seiner Art lag, es war ein Souper bei Dähne, das Kouvert zu sechs Mark und dazu feine Weine in Verschwendung. Nur die Kollegen vom Kontor waren geladen worden, und die Stimmung war ganz ungeniert und wurde ungemein angeregt. Selbst Herr Scharf verlor ein gut Teil seines Pessimismus und gab zu, daß es Verhältnisse gebe, unter denen es ein Vergnügen sei, Buchhändler zu sein. Groß war Herr Pannewitz. Er beschrieb, wie er seine Villa am Starnberger See einrichten werde, wenn er erst sein Schäfchen im trocknen haben werde.

Herr Bäumcher nenne eine Schauspielerin sein, er für seine Person gedenke eine Sängerin zu gewinnen. Nichts könne er sich reizender vorstellen, als bei Mondenschein im Boote auf dem See zu fahren und die Sängerin ihre Arien und Lieder dazu singen zu lassen. Ganz ungewöhnlich viel trank an diesem denkwürdigen Abend jener alte ruhige Herr, den Lizak mit dem Beinamen „der Bodenlose“ geschmückt hatte. Ein so leichtes Getränk wie Champagner floß ihm mühelos in ungezählten Gläsern die Kehle hinab. Lizak selber bewahrte eine sarkastische Miene im Jubel des Abends, und selbst seine Rede zur Beglückwünschung des Kollegen Bäumcher, die er unter allgemeinem rauschendem Beifall hielt, war nicht ganz frei von Sarkasmus. Denn er bewahrte noch die Unterhaltung mit Fräulein de Baez beim Vereinsfeste in gutem Gedächtnisse, und sein kritischer Sinn bezweifelte die Echtheit der Poesie, welche nicht nur Bäumcher selbst, sondern auch die übrigen Kollegen in der Verbindung mit der Schauspielerin erblickten. War es Instinkt, was den eisernen Heinrich antrieb, zu vorgerückter Stunde im Lokale zu erscheinen, oder hatte ihn irgend ein vorsichtiger Denker bestellt — genug, seine Anwesenheit erwies sich als sehr nützlich. Er war plötzlich in unauffälliger Weise zugegen, gleich als habe er von Anfang an im Hintergrunde gestanden, trank freundlich dankend dreimal ein Wasserglas voll Portwein aus und trug dann Herrn Bäumcher davon und zu Bett. Sein großes Glück und sein Eifer als Gastgeber hatten den jungen Mann überwältigt, so daß er zuletzt zwar noch lächeln und strahlen, aber nicht mehr zusammenhängend reden und auch nicht mehr allein stehen und gehen konnte.

Herr Fitte unterdessen dachte an ernstere Dinge als Festschmäuse, er sann über seine beginnende Größe nach, der er nun das Fundament zu legen im stande war.

„Wie soll sie heißen, unsere Wochenschrift?“ sprach er zu Karl Niedermeyer.

„Ja, wie soll sie heißen?“ fragte dieser gutgelaunt dagegen. „Machen Sie einen Vorschlag, Fitte.“

„Sehen Sie, es ist etwas Wichtiges um den Titel,“ sagte Fitte, den Zeigefinger an die Nase legend.

„Gewiß, etwas sehr Wichtiges. Titel zu geben, dazu sind nicht viele Leute fähig. Es ist Sache des Genies.“

„Wenn ich bedenke, wie viele Wochenschriften, Monatsschriften, Tagesschriften es schon gibt und wie viele Titel schon verbraucht worden sind, da sage ich mir, es ist sehr schwer, etwas Neues, Originelles zu finden. Oft gibt ein glückliches Ungefähr, ein Zufall den richtigen Anstoß, wo tagelanges Kopfzerbrechen und Besprechen zu nichts geführt hat. Ich entsinne mich noch der Entstehung des famosen Titels „Kladderadatsch.“ Dohm und Hofmann sitzen in verdrießlicher Laune beisammen. Sie wollen ein neues Witzblatt herausgeben und mühen sich seit Wochen vergeblich, einen packenden Titel für dasselbe zu erfinden. Hofmanns Magd tritt herein, bringt den Kaffee und stellt ihn auf ein Tischchen zwischen die beiden Herren. Hofmann achtet nicht darauf, ruft: es ist zum Verzweifeln, daß man den Titel nicht finden kann! springt auf und stößt ungeschickterweise den Tisch um, so daß das Kaffeegeschirr klirrend zu Boden fällt. Kladderadatsch! sagte Dohm. Kladderadatsch! ruft Hofmann, hurra, ein guter Titel!“

„Ja,“ sagte Niedermeyer, „wenn wir auch irgend etwas hinwerfen sollen — es müßte nur etwas Weicheres sein, denn wir wollen ja kein Witzblatt machen. Übrigens kann Ihre Geschichte nicht richtig sein, denn der Kladderadatsch existierte schon, ehe Hofmann ihn in seinen Verlag bekam. Ich habe auch gehört, daß ein Neufundländer den Tisch

umgestoßen hat und daß zur Erinnerung an den Hund dessen Kopf in der Titelvignette des Kladderadatsch mit angebracht ist."

„Sie wissen wahrhaftig in der Litteraturgeschichte noch besser Bescheid als ich," sagte Fitte. „Um übrigens wieder auf unsern Hammel zu kommen: Betrachte ich die Titel, welche schon existieren, so scheinen sie mir klassenweise etwas Gemeinsames, etwas Ähnliches zu haben. Zwar nicht dem Wortlaute, aber doch der Bedeutung nach. Da haben wir: Familienblatt, Daheim, Gartenlaube ꝛc., und diese Bezeichnungen schmiegen sich so gleichsam dem Schoße des Familienlebens an, legen sich der Häuslichkeit ans Herz, appellieren an die Behaglichkeit des Herdes, sitzen zu Füßen der Penaten."

„Natürlich," sagte Niedermeyer. „Eine Familie besteht durchschnittlich aus fünf Personen. Der Verleger wäre thöricht, wenn er sich an die Väter, an die Mütter, oder gar an die Junggesellen wenden wollte. Sein Leserkreis ist doch fünfmal so groß, wenn er die ganze Familie gewinnt, als wenn er den einzelnen zum Abonnenten bekommt."

„Gewiß, obwohl der Sache auch noch etwas anderes zu Grunde liegt. Dann sind da aber noch andere Titel. Es gibt eine ganze Klasse von Bezeichnungen, die wiederum ihr Gemeinsames haben. Es sind die umfassenden Titel: Vom Fels zum Meer, Über Land und Meer, Nord und Süd ꝛc. Diese lassen vor des Lesers Blicken eine gewaltige Perspektive erstehen oder vielmehr ein Panorama, das den weiten Erdenkreis und die Ozeane umfaßt, und sie fesseln seine Phantasie und sein Bildungsbedürfnis zu gleicher Zeit, indem sie ihm Darstellungen und Belehrung aus unermeßlichen Gebieten versprechen. Das ist auch schön."

„Freilich," sagte Niedermeyer, „obwohl für den befangenen Blick des Verlegers aus diesen Titeln mehr die Sehnsucht

nach einem umfassenden Abonnentenkreise spricht. So etwas ist instinktiv. Ich denke mir immer, daß der Wunsch hier der unbewußte Vater des Titels gewesen ist. Man wünscht sich Abonnenten vom Fels zum Meer, um nicht zu sagen wie Sand am Meer, und verrät sich."

„Gleichwohl klingt es gut, und das Publikum merkt ja nichts," sagte Fitte. „Dann haben wir noch die gewissermaßen neutralen Titel: Romanzeitung, Romanbibliothek, Illustrirte Zeitung, Illustrirte Welt ꝛc. Auf diesem Gebiete ist für uns meines Erachtens nichts Originelles zu holen. Wir könnten ja auch etwas Indifferentes, etwas Neutrales bieten, z. B.: „Die Warte," oder „Der Ausguck," oder „Bilderbuch für Erwachsene," oder „Illustrirte Bücherei" — aber das gefällt mir alles nicht."

„Mir auch nicht," sagte Niedermeyer.

„Unsere Wochenschrift muß Charakter haben," fuhr Fitte fort, „und sie muß im Titel gleich sagen, was für einen Charakter sie hat. Und da bin ich der Ansicht, daß sie möglichst warm gehalten sein muß und daß auch der Titel möglichst warm sein soll."

„Wieso warm?" fragte Niedermeyer.

„Sie muß sich an das Gemüt wenden," sagte Fitte. „Das Gemüt gibt schließlich im Buchhandel den Ausschlag. Wollen Sie das Publikum analysieren, so finden Sie, das Totalempfinden zu hundert gerechnet, sechzig bis fünfundsiebzig Prozent Gemüt. Den großen Erfolg haben immer nur die gemütvollen Schriften und Bücher."

„Da könnten wir das Ding ja vielleicht „Das Gemüt" nennen," bemerkte Niedermeyer spöttisch.

„Der Titel wäre wohl zu sehr auf den Mann dressiert, wenn ich mich so ausdrücken darf," sagte Fitte. „Eher ginge noch so etwas wie „Das Herdfeuer."

„Warm ist der Titel," sagte Niedermeyer. „Im Winter klingt er angenehm, aber das Blatt soll doch auch im Sommer gelesen werden."

„Ja, was ich sagen wollte," fuhr Fitte fort, „jene Titel, welche ich zuerst erwähnte, diejenigen, welche sich an die Familie wenden, sind auf die Erkenntnis der Macht des Gemüts gegründet. Es sind indirekte Titel. Sie setzen voraus, daß das Daheim, der häusliche Herd eben der Sitz des Gemütes ist."

„Nennen wir es „Der häusliche Herd" oder „Am häuslichen Herde," sagte Niedermeyer.

„Das wäre nicht übel," sagte Fitte, nur erinnert es zu sehr an „Das Heimchen am Herde." Ungemein gemütvoll und gemütlich ist „Die Gartenlaube." Schade, daß der Titel schon weg ist. Könnten wir nur sagen „Am Kamin!" Aber leider gibt es bei uns keine Kamine, und „Am Ofen" oder „Hinterm Ofen" ist gar zu prosaisch. Innerhalb der ersten Klasse der Titel müssen wir uns aber auf alle Fälle halten."

In diesem Augenblicke klopfte es an die Thür, und Petersen trat herein. Er wollte sich erkundigen, wie es mit dem Romane der Gräfin Werba stehe. Von Neustadt aus hatte er gute Nachrichten über das Befinden Friedrichs erhalten. Der junge Mann war auf der Besserung. Anna selbst hatte ihm geschrieben. Es war, wie der Arzt gesagt hatte, ein nervös-rheumatisches Fieber, woran er litt, doch war die Gefahr nun beseitigt. Friedrich ging wieder im Hause umher, war jedoch nach wochenlangem Bettliegen recht angegriffen. Von Geschäften war mit ihm noch nicht die Rede gewesen, und er hatte auch mit keiner Silbe des Romans und der Gräfin Werba Erwähnung gethan. Aber Anna fürchtete, daß dieser Gegenstand doch bei irgend einer Gelegenheit den Anlaß zu erneuter Aufregung geben

könnte, und sie hätte gern gewußt, was aus dem Manuskripte geworden sei.

„Ich stehe noch mit der Gräfin in Verhandlung," sagte Niedermeyer. „Großes Vertrauen habe ich gerade nicht zu dem Romane, denn Herr Fitte sagt mir, er sei etwas überspannt. Doch bin ich auch nicht abgeneigt, das Manuskript zu erwerben. Nur darf die Dame nicht zu viel verlangen. Ich habe ihr fünfhundert Mark für die erste Auflage geboten, darauf hat sie mir geschrieben, sie wollte mir den Roman lieber umsonst geben und erst von den späteren Auflagen Honorar haben. Das sind nun solche Redensarten. Ich habe ihr geantwortet, daß ich mir keine Manuskripte schenken ließe, und habe sie gefragt, was für ein Honorar sie denn ins Auge gefaßt hätte. Darauf hat sie mir geschrieben, sie wüßte in den buchhändlerischen Gebräuchen durchaus nicht Bescheid und überließe alles meinem Gefühle für Recht und Anstand."

„Und darauf haben Sie noch nicht geantwortet?" fragte Petersen.

„Nein!"

„Sie sollten doch nicht so viele Umstände mit einer solchen Kleinigkeit machen! Ein Mann in Ihrer Stellung, Niedermeyer!" sagte Petersen. „Was meinen Sie, Herr Fitte? Wird der Roman gehen?"

Fitte zuckte die Achseln. „Es ist nicht genug Gemüt darin," sagte er. „Sonst ganz interessant, schneidig, pikant, aber es fehlt an Gemüt."

„Fitte ist jetzt ganz des Kuckuks mit seinem Gemüte," sagte Niedermeyer. „Er behauptet, im Buchhandel könnte man nur mit dem Gemüte große Geschäfte machen."

„Das ist auch so," entgegnete Fitte. „Der Buchhandel wendet sich doch an das Publikum, er lebt doch vom Pub-

likum, indem er dessen litterarischem Bedürfnisse entgegenkommt. Folglich muß er auf die Eigentümlichkeit dieses Bedürfnisses Rücksicht nehmen. Bücher auf den Markt zu bringen, die nicht gelesen werden, ist kein Geschäft, ist immer nur ein Mißgriff, eine aus der Unkenntniß des Publikums hervorgehende falsche Spekulation. Die Bücher müssen der Geistesrichtung des Publikums entsprechend sein, müssen aus einem Denken hervorgegangen sein, das mit dem Denken des Publikums Ähnlichkeit hat. Ich behaupte aber, daß es zwar manche witzige, geistesscharfe, verständige, strebsame, auch neuerungssüchtige und revolutionäre Elemente im Publikum gibt, daß aber die gemütlichen, gemütvollen Elemente bei weitem überwiegen. Deshalb muß ein Buch, welches viel Gemütvolles enthält, entschieden mehr Leser finden, mehr Beifall, Zustimmung, mit einem Worte buchhändlerischen Erfolg erringen, als ein Buch, das geistreich, witzig, originell, aber dabei kalt ist. Ich gehe sogar noch einen Schritt weiter und sage: das Geistreiche schadet. Die besten Bücher sind die, welche zugleich gemütvoll und einfältig sind, denn das sind just die allgemeinsten Eigenschaften des Publikums selbst."

„Das heißt denn doch den wahren Sachverhalt durch eine falsch geschliffene Brille betrachten, so daß ein verzerrtes Bild entsteht," sagte Petersen, dem die ausschließlich auf das Nützliche und den Gewinn gerichtete Denkart Fittes schon oft unangenehm aufgefallen war. „Sie verkennen wohl die große Macht des Guten. Es ist etwas Echtes um das Bewußtsein des Volkes. Mein Stand und Beruf als Buchhändler würde mir wahrhaftig verleidet werden, wenn ich glauben sollte, daß das Einfältige in der Litteratur herrscht und daß mit Kniffen und Spekulationen auf die niedrigeren Eigenschaften des Publikums dauernder Erfolg zu erreichen wäre."

Herr Fitte ward vor Ärger so blaß, daß nur noch die Schminke auf seinen Wangen ihm Farbe gab.

„Wie verstehen Sie denn das, verehrtester Herr?“ fragte er. „Was meinen Sie denn mit der Echtheit des Volksbewußtseins und der Macht des Guten? Sie reden ähnlich wie die Sibylle in alter Zeit.“

„Ich meine damit, daß so, wie überhaupt das Gute herrschend in der Welt ist, so auch in der Litteratur nur das Wahre, Große und Schöne wirklich von Erfolg begleitet ist, und daß das Publikum ein gutes Verständnis für den Wert der Bücher besitzt; freilich finden oft seichte, nichtswürdige Schriften eine große Verbreitung und werden sogar viel bewundert, aber das ist immer nur ein vorübergehender Erfolg, der denjenigen nicht irreführt, welcher auf das Ganze sieht. Das geben Sie auch selbst zu, wenn Sie vom Erfolge des Gemütvollen sprechen, aber Sie sehen dabei nur den falschen Schein, wenn Sie nicht erkennen, daß die Zustimmung, welche das Gemütvolle findet, nur ein Teil und einzelner Ausdruck der Macht ist, welche das Gute überhaupt auf die Menschen ausübt.“

Herr Fitte lächelte gezwungen und zuckte die Achseln. Es fehlte ihm sonst nicht an Beredsamkeit, aber seine Eitelkeit brachte es mit sich, daß ihm leicht das Wort versagte, wenn er dem Widerstande einer ernstlichen Überzeugung begegnete, so daß er nicht hoffen durfte, den Sieg zu erringen. „Natürlich, Friedrich Schottmüller rechnet nicht zur Menge,“ sagte er schließlich. „Friedrich Schottmüller will die Welt bessern und bekehren.“

„Das Büchermachen ist überhaupt ein Geheimnis,“ warf Niedermeyer vermittelnd ein. Kein Buchhändler kennt die Gründe, warum das eine Buch geht und das andere nicht. Das Verlegen ist eine Lotterie. Nachher, wenn er vom

Rathause kommt, ist natürlich ein jeder klug. Viele helfen sich mit Nachmachen. Was eingeschlagen ist, das wollen sie kopieren. Aber das Nachmachen bringt für alle Teile nur Unheil, ist unsicher und schädigt das Geschäft im ganzen."

„Doch wie ist es mit dem Romane?" fragte Petersen. „Ich komme nur, um mich zu erkundigen. Wollen Sie ihn nicht, so sagen Sie es, bitte. Er ist uns nun einmal zuerst angeboten worden, und ich fühle eine gewisse moralische Verpflichtung gegenüber der Gräfin, von der wir doch schon die Orientreise verlegt haben."

Niedermeyer überlegte noch und besprach sich mit Fitte, der das Manuskript gelesen hatte. Dieser meinte, das Buch sei nicht ohne Aussicht. Für die herauszugebende Wochenschrift passe der Roman durchaus nicht, aber in der Buchausgabe könne er möglicherweise Erfolg haben. „Ich kann aber nicht mehr als fünfhundert Mark zahlen," sagte Niedermeyer, „dabei rechne ich auf eine Auflage von 750 Exemplaren."

„Vielleicht nimmt irgend ein anderes Blatt den Roman vorher ins Feuilleton," bemerkte Fitte.

„Freilich," sagte Niedermeyer, „wenn die Gräfin höheres Honorar haben will, muß sie den Roman vorher in einer Zeitschrift oder Zeitung abdrucken lassen. Auf Verdienst beim Buchroman kann kein Verleger rechnen, wenn er nicht gerade einen Autor wie Ebers oder Freytag hat, die vom Publikum gekauft werden, weil das zur Bildung gehört."

„Es ist sonderbar, wie die Zeiten sich ändern," sagte Fitte, der seine Lebhaftigkeit allmählich wiedergewann. „Viktor Hugo sagt in seinem Romane Notre Dame de Paris, da, wo er die ewig lange Beschreibung des Domes giebt, die Neuzeit hätte das Buch an Stelle des Steines gesetzt. In alter Zeit hätten sich die Ideen der Menschheit in der

Architektur ausgeprägt, jetzt zeigten sie sich in den Büchern. Dieser Gedanke ist nun auch schon veraltet. Die neueste Zeit setzt das Journal an Stelle des Buches. Wer liest denn jetzt noch Bücher? Man sieht es ja an den Honoraren. Ein Autor, der sein Geschäft versteht, wird kein Buch mehr schreiben, das nicht darauf berechnet ist, zuerst in einer Zeitschrift zu erscheinen. Für den Abdruck in einem Familienjournal oder einer bedeutenden Zeitung bekommt er mindestens dreimal so viel wie für die Buchausgabe."

„Das kommt daher, daß die Leute gebildeter geworden sind," entgegnete Niedermeyer.

„Wieso?" fragte Fitte.

„Wieso? Jeder Geschäftsmann, der früher nicht an Lesen gedacht hat, liest jetzt. Eine Masse Menschen, die früher an nichts Höheres dachten, verlangen jetzt ihre Zeitung, die sie im Bette lesen, ehe sie einschlafen, oder auch schon des Morgens beim Frühstück."

„Wissen Sie, Niedermeyer, was Sie da vom Bette sagen, ist ein kolossaler Gedanke," sagte Fitte. „Ich glaube, daß man bei der Litteratur entschieden mehr Rücksicht darauf nehmen müßte, daß das Format klein ist. Übrigens, was ich noch bemerken wollte: unsere ganze Litteratur und damit die ganze Bildung der neuesten Zeit beruht auf der Zeitung. Das ist klar. Und daraus folgt der unumstößliche Beweis, daß in Wahrheit die Bildung unserer Voreltern, welche auf Büchern beruhte, weit gediegener war als die unserige. Das darf man natürlich nicht laut sagen."

„Aber Fitte!" rief Niedermeyer. „Das ist doch Ihr Scherz!"

„Wissen Sie, Niedermeyer, wir sind ja unter uns," entgegnete Fitte. „Wer die Litteratur selber macht, muß sich doch über den Schwindel klar sein. Unsere Väter lasen Bücher und nahmen sich Zeit dazu. Wir lesen Zeitungen und

schlingen sie herunter, weil wir keine Zeit zum Lesen haben. Es wird ja viel Wesens von der modernen Wissenschaft gemacht, Einer spricht es dem Andern vor, bis es endlich Alle glauben. Wer aber die Abrechnungen bei den Verlegern kennt, der weiß, daß es vier bis fünf tausend Gelehrte giebt, die Einer für den Andern schreiben und von denen jeder froh ist, wenn sein Buch in dreihundert Exemplaren verkauft wird. Von der ganzen Gesellschaft bleiben aus diesem Jahrhundert ganz gewiß nicht mehr Köpfe übrig als aus dem vorigen Jahrhundert übrig geblieben sind."

„Wir sprechen auch nicht blos von der Wissenschaft, sondern von der Litteratur im Allgemeinen," warf Niedermeyer ein.

„Da ist es ganz dasselbe. Ich habe eine Tante, welche immer sechs bis sieben Romane im Lesezirkel auf einmal liest. Sie wirft die Erzählungen in ihrem Kopfe durcheinander wie Häringssalat. Diese Tante steht nicht vereinzelt da. Die Masse macht es nicht. Das heißt, die Masse macht es allerdings, nämlich das Geschäft. Und deshalb sage ich immer wieder: eine illustrierte Wochenschrift.

Petersen drängte auf eine Entscheidung über den Roman der Gräfin, und endlich erklärte sich Niedermeyer bereit, das Manuskript für tausend Mark unter der Bedingung zu erwerben, daß er den Roman auch in einer Zeitung zum Abdruck bringen dürfe.

Siebzehntes Kapitel.

Petersen war in dieser Zeit sehr viel in Anspruch genommen. Zum 1. Oktober wollte der nunmehrige Reichsgerichtsrat Rudloff nach Leipzig ziehen, und dieser Umzug brachte allerhand Beschäftigung für Petersen mit sich, da er sich der Wohnungsangelegenheit angenommen hatte. Seine Gedanken wurden dadurch vielfach vom Geschäfte abgelenkt, während ihm doch gerade das Geschäft jetzt auch zu seiner Freude viel zu thun machte. Nach vielen Anstrengungen, die anfänglich nicht sonderlich vom Erfolge begleitet gewesen waren, ging endlich der Schottmüllersche Stern wieder in hellerem Glanze auf. Einige Unternehmungen, welche so recht eigentlich Petersens Werk waren und bei denen die Firma erhebliche Summen gewagt hatte, schlugen ein, und es entwickelte sich ein so reges Leben in den Werken, welche auf den Markt gebracht worden waren, daß Petersen seine helle Freude daran hatte, und daß der alte Herr in Neustadt voller Befriedigung und Zuversicht auf ferneres Gedeihen schrieb. Zwischen diese geschäftlichen Interessen mischte sich nun das persönliche Empfinden und zwar mit nicht geringer Aufregung.

Petersen war seit der Krankheit Friedrichs im Briefwechsel mit Anna. Sie gab ihm Nachricht über die fortschreitende Besserung des Bruders und hielt dabei den Gedanken fest, den sie Petersen gegenüber ausgesprochen hatte, nämlich,

daß Friedrich aus den Neustädter Verhältnissen herauskommen und nach Leipzig übersiedeln solle. Dieser Plan ward dadurch begünstigt, daß die Familie Rudloff nach Leipzig zog, denn es wurde Friedrich dadurch sogleich ein Familienkreis geboten, in welchem er Anlehnung für sein Junggesellenleben fand, und welcher ihm Verbindungen mit anderen angesehenen Familien schaffen konnte. Wie Anna schrieb, hatte die schwere Krankheit eine wesentliche Veränderung in Friedrichs Wesen hervorgerufen. Er war ruhiger, nachdenklicher und, wie es schien, auch zufriedener geworden.

Anna wußte nicht, welche Ereignisse es gewesen waren, die ihren Bruder so sehr erregt und den Hauptgrund seiner Erkrankung gebildet hatten. Aber sie durchschaute die Wahrheit mit weiblichem Scharfblicke, und es entging ihr nicht, daß Friedrich es geflissentlich vermied, auf die Vergangenheit zurückzukommen. Ja, er schien eine wahre Furcht vor der Vergangenheit zu haben und eine Abneigung gerade gegen diejenigen Dinge zu verspüren, die ihn früher am meisten interessiert hatten. Niemals sprach er den Namen Werba aus, und wenn das Gespräch einmal eine Wendung nahm, welche auf seine früheren Ritte und Partieen hinzuführen drohte, wenn einmal die Frau Geheime Kommerzienrätin in ihrer vornehmen Art den Kopf zurückwarf und auf anständige Bekanntschaften anspielte, wie sie sich für ihren Sohn unter dem Adel der Provinz immer gefunden hätten und immer finden würden, so wurde er unruhig und suchte die Unterhaltung abzulenken. So hatte er auch, wie Anna schrieb, noch nicht ein einziges Mal nach dem Manuskripte der Gräfin gefragt, dagegen mit sichtlicher Erleichterung die Bemerkung aufgenommen, welche sie scheinbar absichtslos einmal hatte fallen lassen, daß der

Roman in Leipzig sei und daß Karl Niedermeyer mit der Verfasserin in Unterhandlung stehe.

Nunmehr war unter Annas Leitung alles so weit gediehen, daß Friedrich sich bereit erklärt hatte, zum 1. Oktober nach Leipzig zu ziehen und bei seinen Verwandten Wohnung zu nehmen. Petersen hatte in Übereinstimmung mit dem Reichsgerichtsrat eine Etage gemietet, bei welcher auf Friedrichs Bedürfnisse mit Rücksicht genommen worden war. Er sollte ein Wohnzimmer und ein Schlafzimmer mit besonderem Eingange für sich haben und auf dem Kontor arbeiten, welches Petersen bis jetzt für sich allein gehabt hatte. Petersen erklärte gern seine Bereitwilligkeit, von jenem Zeitpunkte an die Leitung der Kommandite in Friedrichs Hände zu übergeben. Er konnte das mit um so größerer Zuversicht thun, als er wohl wußte, daß Friedrich sehr viel weniger als er in den Geschäften bewandert war, so daß er selbst doch in Wirklichkeit die Lenkung in der Hand behielt. Was Petersen jedoch am meisten von allen diesen Dingen interessierte, war der Umstand, daß auch Annas Besuch in Aussicht stand. Anna wollte mit ihrem Bruder zugleich kommen und wollte, während dieser vorläufig ins Hotel ging, ihrer Schwester bei Einrichtung der Wohnung helfen, wie sie dies schon früher versprochen hatte. Schon Annas Briefe waren für Petersen ganz absonderliche Dinge, es waren Schriftstücke, die mit den von gewöhnlichen Menschenhänden mittels Tinte und Papier hergestellten Aufzeichnungen keine Ähnlichkeit hatten. Sie wurden nicht auf dem Kontor eröffnet, sondern wenn diese wundersamen Zeichen zwischen der gemeinen Menge von Adressen erschienen, so schob Petersen den Brief in die Tasche und ging in einer Erregung, deren er sich als gesetzter Geschäftsmann selber schämte, in sein Privatzimmer. Die Gegenwart der

Kommis würde eine Entweihung der Lektüre gewesen sein. Er schnitt diese Briefe mit zärtlicher Sorgfalt auf und betrachtete die Schriftzüge mit der Ehrfurcht, welche der forschende Archäologe auf eine in Hieroglyphen, Keilschrift oder sonst einer den höheren Sphären angehörenden Art abgefaßte Kunde richtet. Dann las er den Brief nicht nur einmal sondern wendete gleichsam den ganzen Inhalt und auch noch die einzelnen Wörter um, damit er sie von allen Seiten betrachten und den Sinn der Mittheilung ja recht genau und gründlich erfassen könne. Es begegnete ihm sogar, daß er in dem Gedanken, Annas Hand sei über das Papier geglitten und ihr Blick habe darauf verweilt, seine Lippen auf den Brief drückte, worauf er sich dann nicht enthalten konnte, zu erröten und unwillkürlich sich umzublicken, als ob ihn jemand in seiner so wenig buchhändlerischen Thätigkeit hätte beobachten und seiner Schwäche wegen verspotten können. Wahrhaft elektrisch schlagend, so daß der Atem ihm stillstand, berührte ihn ein Brief, der Mitte August eintraf, und worin Anna eine Nachricht einfließen ließ, die sich zwar nur kurz ausnahm und scheinbar absichtslos mit anderen Nachrichten verflochten war, die jedoch für Petersen leuchtend, wie mit den großen Buchstaben der Feuerwerker beim Jubiläum der Firma Friedrich Schottmüller geschrieben, aus dem Briefe hervortrat. Anna schrieb nämlich, daß Friedrich nur noch ungern an seinen früheren Freund Busstedt erinnert werde, und daß sie deshalb hoffe, der Einfluß, welchen dieser Herr auf ihren Bruder ausgeübt habe, sei gänzlich geschwunden.

So war es also richtig, was Petersen von anderer Seite vernommen hatte: die Verlobung Annas mit dem Leutnant war aufgehoben. Unmöglich konnte Anna so schreiben, wenn sie nicht völlig abgebrochen hatte. Und warum schrieb sie

ihm dies? Das war ein Punkt, der Petersen vieles Nachdenken, viele Überlegungen angenehmer Art verursachte. Hatte sie dies nur erwähnt, um es deutlich zu machen, daß Friedrich in der That ein anderer geworden sei? Daß er vergessen wolle, was er gewesen war? Daß er den Offizier nicht nur äußerlich, sondern auch innerlich ausgezogen habe, um nunmehr wirklich mehr an Bücher als an Pferde zu denken? Petersen hatte keine sicheren Anhaltspunkte für eine andere Meinung. Aber die Hoffnung, welche als Fünkchen und als Flämmchen immer lebendig in ihm geblieben war, wollte nun mit Gewalt zur Flamme werden. Sie glühte auf und durchwärmte den ganzen Menschen. Er dachte an Annas Händedruck und das süße Vertrauen, das aus ihren Augen zu ihm gesprochen hatte, als er sie zuletzt gesehen; er dachte auch mit einigem Stolze daran, daß er kein unnützes Glied des Hauses Friedrich Schottmüller sei, sondern daß, wenn irgend jemandem das Verdienst zukam, die unsicheren Verhältnisse des Geschäftes gestützt und dem ehedem so stattlichen Fahrzeuge neue flotte Fahrt verschafft zu haben, dies Verdienst sicherlich ihm gebührte.

So sah er denn Annas Ankunft in höchster Spannung entgegen und zählte die Tage, die noch bis zum 30. September verlaufen mußten. Am 15. September hielten Karl Niedermeyer und Frau Opitz Hochzeit. Sie wollten eine Reise nach Berlin machen. Frau Opitz, welche romantischere Gefühle hegte als ihr Bräutigam, hatte mehr Neigung gezeigt, nach der Schweiz und insbesondere in das Chamounixthal zu gehen, aber Niedermeyer sagte, die Jahreszeit sei schon zu weit vorgerückt, und es kämen dann leicht Unglücksfälle durch Lawinen und Gletscher vor. In Wahrheit vermochte er sich seine Hochzeitsreise nicht als vollkommen befriedigend vorzustellen, wenn er nicht auch die Erquickung

einiger Geschäftsvorteile dabei haben konnte. In Berlin wollte er sich mit den Kollegen besprechen; lediglich zum Vergnügen zu reisen, kam seinem strebsamen Sinne als niederdrückende Vergeudung der Zeit und des Geldes vor.

Herr Baumgärtel richtete eine stattliche Hochzeit zu. Er hatte hier eine gute Gelegenheit, seinen Freunden zu zeigen, daß er zwar reich an Bildung, aber auch an Geld nicht arm sei. Über seiner Enkelin Lise künftiges Schicksal machte er sich noch Skrupel. Daß Lise mit der Mutter zog, wollte in mancher Hinsicht nicht recht passend erscheinen, daß sie bei dem Alten blieb, war für diesen auch nicht recht bequem. Er wollte mit seiner Wirtschafterin lieber allein haushalten, und Lise fand doch auch bei ihm nicht das rechte Heim, dessen ein junges Mädchen bedurfte. Aber Lise traf mit ruhiger Bestimmtheit zur Verwunderung aller ihre Verfügungen selbst. Sie erklärte, daß sie sich ganz der Kunst widmen und vorläufig nach Italien reisen wolle, um ihre Kenntnisse in den bildenden Künsten zu erweitern. Sie ließ sich auch durch keine Vorstellungen von diesem Plane abbringen und machte eine Annonce im Tageblatt, derzufolge sie bald eine ihr zusagende ältere Dame fand, in deren Begleitung sie reisen konnte. Da sie die Mittel besaß, welche zur Reise notwendig waren, und auch genug Charakter, um sich trotz ihrer Jugend ihre Selbständigkeit zu bewahren, so ließ man sie endlich ziehen, und sie reiste schon acht Tage vor der Verheiratung ihrer Mutter ab, indem sie in ihrer gelassenen Weise, die niemand verletzte und dem Widerstande die Spitze abbrach, die Erklärung gab, Hochzeiten seien ihr nicht angenehm.

Mit Fitte traf Petersen nur noch selten zusammen. Fitte hatte es übelgenommen, daß Petersen sich mißfällig über seine litterarischen Ansichten geäußert hatte. Außerdem wurde

Fitte jetzt vornehm. Die Firma Niedermeyer & Bäumcher hatte ihm in dankbarer Anerkennung dessen, was er für das Zustandekommen des Kompagniegeschäftes gethan hatte, und in der Hoffnung auf seine Leistungen für die Wochenschrift eine Redakteurstelle mit zehntausend Mark festem jährlichem Gehalte eingeräumt. Dazu war noch ausgemacht worden, daß Fitte, falls die Wochenschrift über zwanzigtausend Abonnenten erhielte, für jeden Abonnenten über diese Zahl noch fünfzig Pfennig Tantieme bekommen sollte. Fitte behielt jedoch seine bescheidene Wohnung im Baumgärtelschen Hinterhause bei. Er war der Ansicht, daß das Sparen erst dann seine rechte Bedeutung gewinne, wenn etwas zum Sparen vorhanden sei. Er war jetzt sehr fleißig und hatte sein Umherlaufen bei den Künstlern, Redakteuren und Buchhändlern aufgegeben. Er führte eine ausgedehnte Korrespondenz mit namhaften und beliebten Schriftstellern, sowie mit Malern und Holzschneidern. Er sammelte das notwendige Material für die Wochenschrift und konferierte täglich stundenlang mit Niedermeyer und auch mit Bäumcher, wenn diesem seine Liebe Zeit zu Geschäften übrigließ.

Der Name für die Wochenschrift, deren erste Nummer schon im Oktober erscheinen sollte, war nun auch gefunden. Die Firma hatte Fittes Vorschlag, sie „Die deutsche Familie“ zu nennen, angenommen.

„Man sollte meinen, das Wort „deutsch“ wäre überflüssig,“ hatte Fitte gesagt, „denn da wir doch eine deutsche Wochenschrift herausgeben, so versteht es sich von selbst, daß die Engländer und Franzosen das Hauptkontingent unserer Abonnenten nicht stellen werden. Aber „Familie“ allein würde etwas kahl dastehen, und dann hat das Wort „deutsch“ in unserer Zeit noch einen besonderen Vorzug. Wir sind als Deutsche noch sehr jung, es fehlt uns noch das rechte

Selbstgefühl, welches erst durch die Gewohnheit des politischen Erfolges entsteht. Deshalb ist es gar nicht überflüssig, wenn man mit Vorliebe von „deutsch“ auch bei solchen Gelegenheiten redet, wo dieses Adjektiv sich im Grunde von selbst versteht. Deutsche Männer, deutsche Frauen, deutsche Jungfrauen, deutsche Junggesellen sollen bei uns abonnieren, in deutscher Treue aushalten und mit deutscher Redlichkeit bezahlen.“

Über die Richtung, welche das Blatt verfolgen sollte, und über den Inhalt desselben gab es manche Debatten zwischen der Firma und dem Redakteur, aber Fittes Ansicht drang immer durch. Niedermeyer hatte einen guten buchhändlerischen Instinkt und verhehlte sich nicht, daß Fitte das Publikum kenne. Bäumcher war zeitweise entrüstet über die ganz allein auf das Geschäftliche gerichtete Denkart seines Kollegen. Seiner Jugend wohnte noch der Enthusiasmus bei, und er hätte gern der Welt eine Fackel auf dem Wege zum Ideal entzündet. Aber er besaß nicht die Energie, seine Meinung gehörig zu vertreten, und fand bei seiner Braut, welche den Verhandlungen der Geschäftsleute bisweilen beiwohnte, durchaus keine Unterstützung. „Laß Du nur die Beiden machen, mein Liebling,“ sagte sie lächelnd zu ihrem Bräutigam.

„Was die Richtung betrifft,“ sagte Fitte, „so will ich zugestehen, daß es für ein neu entstehendes Blatt Vorteile bietet, wenn es sich einer Partei anschließt, besonders wenn nicht genug Mittel vorhanden sind, um dem Blatte seine Selbständigkeit zu wahren. Ist die Partei groß, so findet man dann gleich eine gehörige Rückendeckung und gleichsam einen riesigen Resonanzboden, der die Musik des Instrumentes in die weitesten Leserkreise trägt. Immerhin hat die Parteistellung auch unter den günstigsten Verhältnissen den

Nachteil, daß von vornherein einem gewaltig großen Teile des Publikums, nämlich allen denjenigen, welche zu anderen Parteien gehören, erklärt wird: für Euch ist dieses Blatt nicht. Und das scheint mir eine Dummheit zu sein. Ja, wenn man ein politisches Blatt herausgibt, dann ist es schon etwas anderes. Da heißt es Farbe bekennen. Aber selbst bei den politischen Blättern sieht man doch, daß die größten und gelesensten sehr milde, sehr gemäßigt sind, und daß die eigentlichen Weltblätter so sehr gemäßigt sind, daß man schon eine Lupe nehmen muß, um zu erkennen, welche Ansicht sie vertreten. Die Hauptsache bei der ganzen Geschichte sind doch immer die Annoncen. Mit den Annoncen wird doch erst das eigentliche Geschäft gemacht, und kein vernünftiger Mensch wird in einem Blatte annoncieren, das nicht gelesen wird. Das Ding dreht sich im Kreise: Viele Leser, viele Annoncen — viele Annoncen, viele Leser. Und ich habe für unsere illustrierte Wochenschrift noch eine besondere Idee. Man muß die Leute locken. Wir machen eine Reihe von Annoncen selbst, damit das Publikum denkt, wir besäßen bereits das Vertrauen des Publikums. Wir annoncieren z. B.: Gesucht in ein vornehmes Haus auf dem Lande ein gebildetes junges Mädchen zur Erziehung von zwei Kindern — und dergleichen. Gebildete junge Mädchen gibt es massenhaft. Die lesen das und melden sich und annoncieren selbst, und so mischen sich die echten Annoncen mit den fingierten, bis das Ganze schließlich imponierend wirkt und der Unbefangene meint, wir ständen inmitten aller Familieninteressen. Deshalb nur ja keine Partei! Das heißt meine Herrschaften, es gibt allerdings eine Partei, zu welcher man sich halten muß, wenn man Erfolg haben will, und heimlich suchen alle Verleger und Redakteure diese Partei und schmeicheln ihr, so gut sie können. Aber es gehört Genie

dazu, sie zu finden und sie an dem rechten Flecke zu kitzeln. Nicht jedes Jahrzehnt gebiert einen Mann wie den seligen Ernst Keil, den Begründer der Gartenlaube, einen Mann, der von Natur und nach dem Stande seiner eignen Bildung ganz mit der großen, von allen gesuchten Partei übereinstimmte, so daß er selbst als Verleger und Redakteur eben dasselbe schön und wahr fand, was seinen dreimalhunderttausend Abonnenten imponierte. So etwas ist Gabe; erwerben läßt sich das nicht."

Fitte setzte einen Prospekt für die „Die deutsche Familie" auf. Es hieß darin: „Bei der großen Menge und zum Teil vorzüglich guten Beschaffenheit der illustrierten Blätter unseres Vaterlandes möchte es auf den ersten Blick überflüssig und sehr gewagt erscheinen, mit einem neuen derartigen Unternehmen vor dem deutschen Publikum zu erscheinen, welches seiner Bildung und Gesittung nach wahrlich hohe Ansprüche zu machen berechtigt ist. Von der beliebten „Lücke", welche gewöhnlich in den Prospekten ihre Rolle spielt, wollen wir deshalb nicht reden, sondern lieber voll und ganz anerkennen und mit patriotischem Stolze hervorheben, daß Litteratur und Kunst in dem allgemeinen Aufschwunge, den die Nation genommen hat, nicht zurückgeblieben sind. Gleichwohl haben wir eine Bemerkung gemacht — und glauben uns in dieser Hinsicht mit vielen warmherzig fühlenden deutschen Männern und Frauen in Übereinstimmung zu befinden — nämlich die Bemerkung, daß es sehr wenige Blätter, wenn überhaupt eines, für die deutsche Familie gibt, deren Lektüre am häuslichen Herde volle Befriedigung erregt. Ja, wir wollen es kühnlich bekennen: nicht ein einziges illustriertes Blatt ist uns bekannt, das von dem Familienvater, von der sorgenden Mutter mit dem Gefühle zur Hand genommen würde, daß dieses Blatt nun eine Nahrung für Geist und Herz ent-

hielte, welche im trauten Heim, bei der heranwachsenden Jugend, bei der so sorgfältig behüteten Tochter völliges Genüge hervorriefe und in jener einzig echten Weise unterhielte, indem es belehrte, bildete, indem es nur zu erfreuen schiene. Es ist eine schwere, aber schöne Aufgabe, die wir uns gestellt haben, denn wir haben allerdings die Absicht, ein solches echt deutsches Familienblatt zu schaffen, ein Blatt für den deutschen Herd, ein gemütvolles, unterhaltendes, belehrendes, bildendes Blatt, gleichweit entfernt von frivoler Pikanterie wie von steifer Pedanterie und von den nivellierenden anarchistischen und nihilistischen Tendenzen der Umsturzpartei. Wir glauben aber unserm Ziele auf keinem besseren Wege nachgehen zu können, als indem wir unverrückt und stetig festhalten an den unserer Nation von jeher selbst vom Feinde zuerkannten guten und edlen Eigenschaften und Grundsätzen. Das Panier deutscher Sitte, deutscher Treue, deutscher Redlichkeit, deutschen Ernstes, deutscher Gründlichkeit wollen wir als den teuersten Hort der Größe und Einheit, der Selbständigkeit und Freiheit unsers Volkes hüten und bewahren. Das deutsche Gemüt soll, allen Anfechtungen der Zeit zum Trotze, in unserm Blatte seine Heimstätte finden, und so soll dieses, seinem Namen gemäß, ein Abbild des Kreises sein, für den es geschaffen wird: der deutschen Familie. Es werden ja bei neuen Unternehmungen in der Regel viele Versprechungen, viele Verheißungen gemacht, die sich oft nicht erfüllen. Wer jedoch die unten verzeichnete Liste unserer Mitarbeiter durchsehen will, der wird sich überzeugen, daß wir außer unserm guten Willen auch noch eine Reihe von Kräften einsetzen, von denen wir getrost sagen dürfen, daß sie die ersten Dichter, Schriftsteller und Künstler der Nation unter sich zählen. Es ist uns ernst um die Sache."

Der Prospekt rief bei vielen kundigen Verlegern und Redakteuren Lächeln hervor, mancher Buchhändler zuckte die Achseln, und einige witzige Kritiker begleiteten ihn in den Blättern mit spöttischen Bemerkungen. Aber im ganzen erweckte das neue Unternehmen doch die Aufmerksamkeit der beteiligten Kreise, und es wurden viele Exemplare der gratis versprochenen Probenummer bestellt.

Fitte kümmerte sich wenig um abfällige Kritiken und das Lächeln der Konkurrenten. „Wir haben es mit dem Publikum zu thun," sagte er, „und das Publikum ist der gnädige Herr. Niest das Publikum, so kommen alle Kritiker gelaufen und rufen Prosit."

Er hatte eine große Menge Material gesammelt. Novellen, Romane, Artikel, Zeichnungen, Probedrucke von Holzschnitten häuften sich im Redaktionsbüreau bei Karl Niedermeyer an, und Fitte saß bis in die tiefe Nacht am Schreibtische. Auch Niedermeyer und Bäumcher beschäftigten sich persönlich mit den Manuskripten und Zeichnungen, und es tauchte nicht selten eine Verschiedenheit der Ansichten auf. Da aber Fitte und Niedermeyer meistens derselben Meinung waren, so ward Bäumcher in der Regel überstimmt.

„Ich habe hier eine sehr schöne Novelle gelesen," sagte Bäumcher eines Abends, indem er mit freudigem Gesichte eintrat. „Wir müssen sie jedenfalls nehmen, sie ist so rein empfunden und so gedankentief."

„Gedankentief?" fragte Fitte. „Hoffentlich nicht zu tief."

„Ist es denn auch möglich, daß Gedanken zu tief sind?" fragte Bäumcher ein wenig pikiert.

„Ja, sehen Sie, Herr Bäumcher," antwortete Fitte, „wir müssen wohl Rücksicht nehmen auf das Publikum, auf jene große Partei, deren Wohlwollen entscheidend ist. An sich betrachtet, können ja Gedanken nicht zu tief sein, aber für

die „Deutsche Familie“ lobe ich mir doch Gedanken von etwas flacherer Beschaffenheit. Ah, meine Herren, es geht nichts über die seichten, halbwahren, ein bißchen schiefen, verdrückten, abgelagerten Gedanken, denn da sagen gleich von hundert Lesern mindestens fünfundneunzig, das sei ihnen ganz aus der Seele gesprochen. Auch mit den Empfindungen ist es so. Sie sagen, Herr Bäumcher, die Novelle sei rein empfunden. Das ist vortrefflich für die Novelle an sich, aber ich lobe mir für unser Blatt eine Empfindung, die der großen Partei einleuchtet. Es geht nichts über ein falsches Pathos, sittliche Entrüstung an der unrechten Stelle ist das Geheimnis großer Erfolge, Enthusiasmus für eine Nebensache öffnet den Berg Sesam.“

„Sie werden ja ganz beredt, Fitte!“ rief Niedermeyer lachend.

„Es ist für die gute Sache,“ sprach Fitte, schlug auf den Tisch, erhob sich und drehte die Haaselocke. „Hier! Es ist mit dem Texte wie mit den Bildern. Gebt nichts Falsches, aber auch nichts Wahres, gebt nichts Schlechtes, aber auch nichts Gutes, denn die Menge ist mittelmäßig, und dem Mittelmäßigen gehört die Welt. Hier, dies Bild, es sei mein Beispiel! Es ist ein Schusterjunge, ein umgestürzter Milchtopf und ein Pudel. Der Junge greint, der Pudel leckt, die Milch fließt am Boden. Es ist kein tiefer Sinn in dem Bilde, denn warum ist es gerade ein Schusterjunge, dem der Hund die Milch umgeworfen hat? Aber es ist Gemüt in dem Bilde, der Junge ist schmutzig, er hat die Stiefel fallen lassen, und sie liegen schwarz neben der weißen Milch. Dies schmutzige Gesicht mit den Thränen wird hunderttausend Herzen rühren. Es ist eine Perle für die Probenummer. In der ganzen großen Partei ist niemand, dessen Anschauungen und Gefühle durch dieses Bild verletzt würden, niemand, dessen Fassungskraft dadurch überwältigt würde.

„Sehen Sie, meine Herren," fuhr Fitte fort, da ihn das Lachen beider Zuhörer ermutigte, „was ist überhaupt ein illustriertes Blatt? Wie kam der Mensch zuerst auf den Gedanken, ein Buch, eine Schrift zu illustrieren? Darüber müssen wir uns klar werden, wenn wir das Ding am rechten Ende anfassen wollen. Offenbar liegt die Illustration doch in der Erkenntnis begründet und ist aus der Einsicht hervorgegangen, daß jene große Partei, um deren Gunst alle Buchhändler und Redakteure buhlen, zwar reich an Augen, aber an Verstand nur arm ist. Der Unternehmer sucht ein Organ, woran er das Publikum packen könnte, und um nicht ins Leere zu greifen, appelliert er ans Auge. Wie schade, daß er nicht auch ans Ohr appellieren kann! Denn auch Ohren hat unsere Partei und zwar keine kleinen. Aber wenn auch einige kühne Männer angefangen haben, musikalische Kompositionen in den Zeitschriften abzudrucken — es zieht nicht, denn die Musik muß sich ja das Publikum erst selbst machen. Aber das Auge! So haben denn talentvolle Redaktionen auch längst schon sich nicht begnügt, Bilder zu bringen, denen sie einen erklärenden Text beifügten, sondern selbst die Romane, welche sie brachten, mit Bildern verziert, in der richtigen Voraussetzung, daß weder das Publikum durchweg stark genug sei, um sich bei der Erzählung deutliche Vorstellungen zu machen, noch auch die Erzähler stark genug, um die Phantasie der großen Partei genügend anzuregen. Berücksichtigen wir dies in gebührendem Maße, so werden wir besser einsehen, in welcher Art und Weise wir bei unsern Illustrationen wie bei unserm Texte zu verfahren haben. Geben wir Verständliches, Faßbares, immer dabei das Gemütvolle vorausgesetzt, und bedenken wir, daß auch die Maler, insoweit sie ihr Geschäft verstehen, immer lieber ihren Fleiß auf die Ausstattung des Zimmers,

auf die Treue der Kostüme, auf den Faltenwurf und den Schimmer der Gewandung verwenden, als auf den Ausdruck der Gesichter und das Dramatische der Haltung. Ein stilvoller Saal im Geschmacke Ludwigs XV. mit einigen Figürchen und Windhunden darin ist seiner Wirkung immer viel sicherer bei unserer großen Partei, als einige Menschen, die einander gegenüberstehen mit nichts Wesentlichem bekleidet außer dem eignen Charakter, so daß der Beschauer nicht weiß, was er aus ihnen machen soll, und wohl gar durch ihre Leidenschaft beleidigt oder abgestoßen wird.

Herrn Bäumcher war bei solchen Reden nicht ganz wohl zu Mute. Nicht daß er Befürchtungen des geschäftlichen Erfolges wegen gehabt hätte. Um das Geschäft machte er sich nicht viel Sorgen. Er fühlte, daß sein Vater hinter ihm stand und daß seine dreihunderttausend Mark nur ein erster Wurf waren, dem im Falle des Mißlingens andere Hunderttausende folgen konnten. Aber er war von idealen Anschauungen erfüllt und hätte gern unter seiner Hand das Schöne und Edle erblühen sehen. Nur wußte er nicht, wie das zu machen sei. Er besaß wohl den guten Willen, aber beherrschte das Gebiet nicht, auf dem er arbeitete. Auch hinsichtlich seiner Braut wollte ihn zuweilen das Gefühl einer gelinden Enttäuschung anwandeln. Fräulein de Baez hatte eine gewisse Ähnlichkeit mit seinem Kollegen und dem gewandten Redakteur. Sie war so sehr praktisch. So hatte er eines Tages eine ältere Dame bei ihr gefunden, deren Anzug und Benehmen ihn auf den ersten Blick schon unangenehm berührt hatten. Seine Braut hatte vor dieser Dame ihren Theaterputz ausgebreitet, eine Reihe von prächtigen Roben, Samtmänteln mit Goldstickerei, schweren Halsketten von unechtem Golde und Diademen von gelber Bronze und buntem Glase, und sie unterhandelte mit der

älteren Dame über deren Verkauf. Anfänglich war sie beim Erscheinen ihres Bräutigams verlegen geworden, dann aber hatte das Bewußtsein, daß sie doch nichts Unrechtes thue, sie beruhigt, und sie hatte das Geschäft fortgesetzt. Endlich hatte der Eifer des Handelns sie mit sich fortgerissen, und sie war so leidenschaftlich im Feilschen geworden, daß der gute Bäumcher, was listiges Fordern und Bieten, Schlauheit im Verdecken der Fehler des Angebotenen und gewandtes Zugreifen betraf, keinen moralischen Unterschied zwischen ihr und der älteren Dame mit den lauernden Augen und den dürren gelben Händen mehr zu entdecken vermocht hatte. Er saß ganz stumm und bedrückt da, als Fräulein de Baez sich schließlich nach Beendigung des Geschäftes triumphierend zu ihm wandte und ihn fragte, ob nicht achthundertfünfundsechzig Mark fünfundsiebzig Pfennig ein ganz schönes Geld für den alten Plunder seien.

Diese unechten Schmucksachen tauchten in einer fatalen Weise vor Bäumchers innerem Auge auf, als Fitte so begeistert von der neu zu begründenden Wochenschrift sprach. Nur war ihm alles das, was ihn umgab, nicht so recht klar, wie sein eignes Herz ihm auch nicht so recht verständlich war. Er fühlte wohl, es sei nicht alles so ganz nach seinem Wunsche, aber es fehlte ihm der Überblick, und es fehlte ihm auch die Energie, das Netz zu zerreißen, in welchem er sich gefangen fühlte. Er dachte zuweilen an die Prima des Gymnasiums, die ihm vor wenig Jahren noch langweilig erschienen war und aus der er sich hinaus in das Leben gesehnt hatte. Er dachte an sie mit dem Gefühle zurück, daß die Welt damals reinlicher ausgesehen habe. Er hatte damals, wenn er in den Alten von der Tugend las, oft gedacht, wie einfältig es doch sei, so viele Worte um ein Ding zu machen, das so einfach und so leicht zu

haben sei, wie die Tugend. Er hatte damals dem Lehrer zugestimmt, der in der Klasse erklärte, das Christentum bilde einen großen Fortschritt gegenüber der alten Philosophie, und die Tugend der alten Griechen sei ein veralteter Standpunkt. Seitdem er aber ein Geschäft und eine Braut hatte, kam er zu einer anderen Anschauung. Er war ein innerlicher Mensch. Oft erinnerte er sich, wenn er Fitte reden hörte, mit wahrer Verwirrung und Ängstlichkeit gewisser Sätze von der Schulbank her, und er fing an einzusehen, daß die Tugend doch wohl nicht so leicht sein möchte. „Ein solcher Mann erst," hieß es in der Prima, „ist in Wahrheit ein Liebling der Musen und aller Götter, der nicht die Lyra oder sonst Werkzeuge heiteren Spieles zur schönsten Tonart gestimmt hat, sondern das Leben selbst, indem er in seinem Wandel seine Worte gleichlautend mit seinen Handlungen stimmt."

Der Prospekt, der in einer halben Million von Exemplaren hinaus in die Welt gegangen war, mißfiel dem armen Bäumcher. Lizak war ihm auf der Straße beim Austritte aus Witzlebens Geschäft, wo Bäumcher eine Pelzgarnitur für seine Braut gekauft hatte, begegnet, hatte den Prospekt aus der Tasche gezogen und das eine Auge zugekniffen.

„Sagen Sie, Bäumcher," hatte er gefragt, „worin unterscheidet sich denn eigentlich die deutsche Sitte? Von der englischen zum Beispiel? Meinen Sie, darin, daß die Engländer Toast essen und das Gemüse mit Wasser kochen, wir aber Roggenbrot und mit Butter schmalzen?"

„Aber, bester Lizak! Sie wollen doch nicht leugnen, daß deutsche Sitte etwas Eigenartiges hat, und daß unsere Nation vor allen anderen durch Sittlichkeit ausgezeichnet ist. Wozu nur solche Sticheleien?"

„Es ist um zu lernen, ich will doch später auch einmal Verleger werden, und der Prospekt hat mir imponiert. Er

ist so tief. Ich habe meinen Operngucker genommen, aber er ist nicht scharf genug. Ich konnte nicht bis auf den Grund blicken. Es sind noch einige Stellen darin, die mir ebenso dunkel sind wie die von der Sitte, und ich hoffe, Sie werden mir eine Tiefsee-Laterne anzünden."

„Ach gehen Sie, Lizak, Sie sind der ewige Spötter!" hatte Bäumcher erwidert und war weiter gegangen. Aber es war ihm ein unangenehmes Gefühl zurückgeblieben, und er scheute sich, die früheren Kollegen, den grimmigen Scharf, den hochfliegenden Pannewitz, namentlich aber Lizak mit seiner klassischen Bildung wieder zu treffen. Er hielt sich jetzt mehr zu den Künstlern, welche er durch seine Braut und Herrn Fitte kennen gelernt hatte, aber auch dieser Umgang verlor an Reiz für ihn, als sein Plan eines litterarischen Kränzchens, worin Schillers Tragödien mit verteilten Rollen gelesen werden sollten, scheiterte.

„Siehst du, Mignon," sagte ihm seine Braut, welcher er die Rollen der tragischen Heldinnen zugedacht hatte, „ich will ganz aufrichtig sein. Für die frühere Zeit mag ja Schiller recht gut gewesen sein, und auch jetzt gefallen seine Stücke ja stellenweise noch, weil das Publikum nun einmal die Verehrung hat. Aber die Welt ist doch fortgeschritten und, unter uns gesagt, glaube ich, daß Paul Lindau zum Beispiel ein viel größerer Dichter ist. Davon jedoch ganz abgesehen, kannst du nicht verlangen, daß Leute, die sich das ganze Jahr hindurch schon durch ihren Beruf mit Proben und Vorstellungen abplacken müssen, auch noch extra zu ihrem Vergnügen Komödie treiben."

Inzwischen war der Tag der ehelichen Verbindung des Herrn Karl Niedermeyer und der Frau Margarete Opitz herangekommen, und ein großes Fest fand statt. Der alte Baumgärtel hatte auch Petersen eingeladen, und obwohl

es diesem nicht ganz recht war, an der Feier teilzunehmen, konnte er doch der Höflichkeit halber nicht ablehnen. Die Augen der Frau Opitz weilten, wenn er noch einmal mit ihr zusammentraf, mit so seltsamem Ausdrucke auf ihm, daß er nicht recht wußte, wie er sich benehmen sollte. Sowohl der Bräutigam wie die Braut bestanden dem alten Baumgärtel zum Trotze auf der kirchlichen Trauung, was diesem Anlaß zu vielen Reden über die geistige Finsternis der Welt gab. Petersen vermutete, daß es dem Alten insgeheim sehr lieb war, diese gute Gelegenheit zur Kundgebung seiner eignen Bildung gefunden zu haben, denn derselbe vertiefte sich mit solcher Liebe in seinen Stoff, daß er schließlich sogar seine eigene Grabschrift verfaßte und dieselbe zu einem geharnischten Protest gegen kirchliche Ceremonien und den Glauben an die Unsterblichkeit gestaltete. Er hatte den Ehrgeiz, diese Grabschrift in gebundener Rede aufzusetzen, und als er sie dann Petersen zeigte, konnte sich dieser des Argwohns nicht enthalten, daß Fitte, der in den letzten Tagen einmal allein mit dem Alten spät Abends noch beim Wein gesessen hatte, Mitschuldiger an den Versen sei. Die Grabschrift lautete:

Hier liegt ein Mann, der, als er lebte,
Nicht vor der Macht der Kirche bebte.
Es giebt den Stoff und auch die Kraft,
Doch Eins nur mit dem Andern schafft;
Drum gibt es keinen Geist fürwahr.
Wir sind der geistigen Kräfte baar,
Und was wir auch errungen haben,
Es wird der Ganze Mensch begraben.
So scheint uns hell das Hoffnungslicht:
Ein Auferstehen giebt es nicht.

Es ist sicherer, man bestimmt so etwas selbst, sagte Baumgärtel, als er Petersen dies gezeigt hatte. Denn wenn man

todt ist, so kommt der Obskurantismus und definiert einem einen solchen Spiritualismus und Köhlerglauben auf den Leib, daß ein Mann von echter Wissenschaftlichkeit sich noch im Grabe umdrehen möchte.

„Das soll Ihnen aber doch wohl gleichgültig sein, Herr Baumgärtel," sagte Petersen, „denn Sie merken ja nichts davon."

„Gleichgültig?" fragte der Alte, die Stirn runzelnd. „Mein lieber Herr, Sie müssen wissen, ich habe, sozusagen, mit Nichts angefangen, und wer bin ich jetzt? Von einem einfachen Buchbinderlehrling zu dem, was ich nun vorstelle, ganz allein, sozusagen, durch Kopfgenie? Ein Mann der es zu etwas gebracht hat, ein Mann, der sein Lebenlang für die Aufklärung und für die Wissenschaft gekämpft hat, dem kann es nicht gleichgültig sein, was nach seinem Tode von ihm gesagt wird, sondern sein Andenken soll heilig sein bei Kindern und Kindeskindern."

„Freilich," sagte Petersen.

Die Hochzeit fand mit großem Pompe statt. Auch Bäumcher und seine Braut, welche erst im Oktober heiraten wollten, da Fräulein de Baez noch durch ihr Engagement gebunden war, befanden sich unter den Gästen, und der alte Baumgärtel hielt eine große Tischrede, worin er die Bedeutung der Zuchtwahl auseinandersetzte. Dann reiste das neuvermählte Paar nach Berlin ab. Karl Niedermeyer hatte eine schwere Kiste mit Verlagsartikeln schon als Frachtgut vorausgehen lassen. Er wollte sich den Honigmond dadurch versüßen, daß er in Berlin bei den Kollegen und Redakteuren von Haus zu Haus lief.

Achtzehntes Kapitel.

Petersen war sehr geschäftig. Die Familie Rudloff war angekommen, vier Kinder und zwei weibliche Dienstboten außer dem Elternpaare zählend und mit einem großen Gepäck, dazu waren auch Anna und Friedrich aus Neustadt eingetroffen, und Petersen bemühte sich nach besten Kräften, beim Einzuge zu helfen. Die Frau Reichsgerichtsrat Rudloff war ganz entzückt von seinem Eifer und seiner Umsicht. „Nein, meine beste Anna," sagte sie zu ihrer Schwester, „was ist das für ein reizender Mensch, dieser Petersen, auf den die ganze Familie, meinen teuren Gatten mit eingeschlossen, immer gescholten hat! Aber der Mensch ist ja ein Juwel! Er denkt ja an alles. Und vorhin hat er noch mein bestes Porzellan gerettet, als diese unglückselige Trine, die ihren Kopf natürlich in Berlin bei ihrem Kaiser Alexander gelassen hat, den Korb kopfüber stürzen lassen wollte."

„Ja," erwiderte Anna, „er ist ein ausgezeichneter Mann. Sei aber überzeugt, daß diese Gefälligkeiten, die er uns erweist, nur einen sehr schwachen Begriff von seinem Werte geben. Er ist der Retter unseres Hauses."

„Du, meinst Du das im Ernst?" fragte Sophie, indem sie sich auf einen Koffer in dem halb möblierten Zimmer setzte und einen Handschuh auszog. „Wie man doch hier gleich schwarz wird! Ich dächte, Berlin hätte weniger Ruß."

„Liebe Sophie, ich bin während der schwersten Zeit immer zu Hause gewesen und habe gesehen, wie es stand. Ich kann Dir versichern, daß Petersen allein noch festen Halt bot. Ihr habt freilich in Berlin nicht viel von unsern Sorgen gemerkt.“

„Sag das nicht, Anna. Mein Herz war immer bei Euch. Und wir haben es doch auch in pekuniärer Beziehung recht wohl bemerkt. Mein Mann aber ist auf Petersen niemals gut zu sprechen gewesen und behauptet auch heute noch, er wäre ein Hindernis für den Erfolg des Geschäftes, indem er aus übergroßer Ängstlichkeit die Annahme der besten Manuskripte verweigerte.“

„Da hat Dein Mann wohl sein eignes Manuskript im Auge gehabt.“

Sophie lachte. „Na, weißt Du,“ sagte sie, „so gut wie mancher anderen Leute Skripturen wird seine wohl auch sein. Er ist doch ein sehr bedeutender Geist in seinem Fache, wenn er auch sonst … aber sag mir doch, wie steht es denn eigentlich mit Dir? Ich fand das schauderhaft von Busstedt und bewundere Deine Kraft, daß Du ihm aufgesagt hast. Hast Du es denn nun ganz verwunden?“

„Liebe Sophie, wir wollen davon lieber nicht reden. Es gehört nun einmal der Vergangenheit an, und alte Geschichten von so peinlicher Natur wieder aufzurühren, thut nicht gut. Wir machen alle unsere Erfahrungen durch und können Gott danken, wenn sie eine Schule bilden, aus der wir geläutert und belehrt hervorgehen.“

„Nun, ich wollte nur wissen, ob Du stark genug wärest, wieder ohne Aufregung von ihm sprechen zu hören. Ich habe ihn nämlich kürzlich in Berlin gesehen. Er that aber so, als bemerkte er mich nicht. Aber er hat mich recht gut gesehen, ich sah, wie er mit seinen gelben Augen über eine

Ecke seines roten Schnurrbarts wegschielte. Mir war es natürlich sehr gleichgültig, ob er mich grüßte oder nicht, aber ich erkundigte mich doch nach ihm. Er ging nämlich mit einer Dame am Arm, und ich wollte doch wissen, ob er sich vielleicht wieder verlobt hätte, denn er gehört so recht zu denen, die ihre Uniform benutzen, um einen Goldfisch zu angeln. Und richtig: er ist wieder verlobt. Er hat eine Gutsbesitzerstochter aus der Nähe von Stettin, ein sehr reiches Mädchen, wie es heißt, und sie waren wegen der Aussteuer in Berlin. Der Vater wohnte im „Kaiserhofe" und heißt Potts. Er ist Witwer, und sie ist das einzige Kind. Kein sehr aristokratischer Name, aber viel Geld. Sie war sehr elegant, wohl ein bißchen zu elegant, wie mir schien; wie die Franzosen es nennen: élégance tapageuse. Dicke goldene Kette über dem Samtjackett."

„Sollen die Kristallschalen gleich in das Büffett geräumt werden?" fragte Anna.

„Ach, mach es, wie Du willst, wenn sie nur nicht so stehen, daß die Männer hineintreten."

Petersen wandelte in diesen Tagen wie im Traume umher. Er sah Anna täglich, und sie war immer freundlich und gütig gegen ihn. Auch mit Friedrich war er auf gutem Fuße. Friedrich hatte sich sehr verändert. Die Krankheit, welche er durchgemacht hatte, war auf sein geistiges wie sein körperliches Wesen von Einfluß gewesen. Er war ruhiger als vordem. Er schien sich überlegt zu haben, wie er zu sich selber stände, und zu einem Entschlusse gekommen zu sein. Es war nur noch wenig vom Leutnant an ihm zu entdecken. Nur die gute Haltung und das ritterliche Benehmen erinnerten an den ehemaligen Dragoneroffizier, während seine Interessen sich jetzt lediglich seinem neuen Berufe zugewandt hatten. Und Petersen bemerkte selbst, was auch Anna in

ihren Briefen erwähnt hatte, daß Friedrich eine wirkliche Abneigung gegen seine früheren Passionen hegte. Er hatte eine Krisis durchgemacht und war als ein neuer Mensch daraus hervorgegangen. Mit Eifer widmete er sich dem Studium der Geschäftslage und saß mit einer Geduld, welche Petersen bewunderte, auf dem Kontor, um in alle Einzelheiten der neuen Unternehmungen der Firma einzudringen.

Es war eine schöne Zeit für Petersen. Frau Sophie Rudloff wollte ihre Schwester nicht so bald wieder fortlassen, Anna schien auch gern zu bleiben, und es bildete sich ein angenehmer Familienkreis im Rudloffschen Hause, welchem Petersen täglich anwohnte. Zur Theestunde, wenn die Geschäftszeit vorüber war, erschien er regelmäßig mit Friedrich zusammen, und es fanden sich häufig außer den Familienangehörigen auch noch Freunde im Rudloffschen Salon ein. Der Reichsgerichtsrat hatte zahlreiche nähere Bekannte unter seinen Kollegen und den Universitätsprofessoren, und er war es von Berlin her gewohnt, regen Verkehr zu unterhalten. Zu den Freunden des Hauses gehörte auch die Familie Persius, und Petersen hatte eines Abends Gelegenheit, den Chef der großen Firma dieses Namens selbst dort zu sehen und ihm vorgestellt zu werden. Herr Persius ging wenig aus, und es konnte als eine besondere Auszeichnung gelten, wenn er einmal einige Stunden seiner sehr in Anspruch genommenen Zeit der Geselligkeit in einer befreundeten Familie widmete. Er war ein schlanker, etwas hagerer Mann mit blaßem, ernstem Gesichte und durchdringenden Augen. Petersen stand ihm mit besonderer Ehrfurcht gegenüber, da er in ihm den Vertreter alles dessen erblickte, was er in seinem Berufe als groß, ehrenwert und erfolgreich zu betrachten gewohnt war, und auch Friedrich fühlte in der Gegenwart dieses berühmten Buchhändlers,

dessen Geschäftshäuser er mit Staunen durchschritten hatte, einen früher nie gekannten Stolz auf den eignen Beruf.

Das Gespräch wandte sich auf die Litteratur. Dem Herrn Reichsgerichtsrat lag sein ungedrucktes Manuskript je länger desto schwerer auf dem Herzen, und er wollte versuchen, durch weise Bemerkungen über Bücher das Interesse des Herrn Persius für sein Werk zu erwecken. Es wäre ihm ungemein lieb gewesen, wenn dasselbe in diesem angesehenen Verlage erschienen wäre. Er sprach deshalb sehr schön über die Flachheit der meisten Produktionen, über die Seichtheit des Zeitgeschmacks und den hohen Wert wahrhaft wissenschaftlicher Bücher.

„Ja, was wollen wir wahrhafte Wissenschaft nennen?“ fragte Herr Persius. „Wir sehen die öffentliche Meinung von wissenschaftlichen Dogmen bald hierhin, bald dorthin getrieben. Die Wissenschaft scheint der Mode unterworfen zu sein, wie die Kleidertracht. Die wahre Wissenschaft muß jedenfalls sehr schwer zu finden sein. Sie gleicht einer kostbaren Perle, die auf tiefem Meeresgrunde ruht, und nach der die Taucher vergeblich fischen. Ich sehe wenigstens die Gelehrten sich unter einander stets vorwerfen, die Wahrheit noch nicht entdeckt zu haben. Es ist jedenfalls sehr schwer, die wahre Wissenschaft von der falschen zu unterscheiden.“

Der Herr Reichsgerichtsrat wollte nicht gern seinen Gegenstand von diesem Punkte aus weiter verfolgen. Er fürchtete zu einem Ergebnis zu kommen, das für sein besonderes Fach nicht günstig wäre, denn er war sich bewußt, daß auch hinsichtlich seines Wissens die Ansichten streitig waren und häufig wechselten. „Nun,“ sagte er, „damit wir uns die Sache nicht zu schwer machen, wollen wir vorläufig ganz allgemein von guten Büchern sprechen. Ich bin der Ansicht, daß es nicht nur wirklich gute Bücher gibt, sondern auch

ein Publikum, welches sich nach guten Büchern sehnt und flache Produktionen nur deshalb an sich kommen läßt, weil gute Bücher so selten sind. Dies bessere und intelligentere Publikum ist wohl größer, als man gewöhnlich annimmt, so daß mit wahrhaft guten Büchern noch gar kein so schlechtes Geschäft gemacht wird."

„Gute Bücher," erwiderte Herr Persius, indem ein Lächeln um seine feinen Lippen spielte. „Ja, gute Bücher! Ich denke im Grunde, daß der Mensch immer besser thut, in seinem Innern zu lesen, einem Buche, das Gott selbst geschrieben hat, als in dem besten Buche von Menschenhand. Aber hiervon abgesehen — auch über die Güte der besten Bücher gehen die Ansichten sehr weit aus einander."

„Sie als Verleger sind gewiß am ersten berechtigt, so skeptisch über den Wert der Litteratur zu denken," sagte der Reichsgerichtsrat lachend. „Indessen werden Sie doch wenigstens das zugestehen, daß die Werke unserer Klassiker den Namen guter Bücher verdienen. Sie haben die Feuerprobe der Zeit bestanden und sind ein ewig frischbleibender Quell edler Gedanken. Männer wie Goethe und Schiller sind und bleiben doch die Lehrer der Jugend und des Alters."

„Ja, so sagt man wohl," erwiderte Herr Persius. „Aber was ist wohl der Zweck alles Lesens und Studierens? Sehen Sie sich die Menge an, wie sie nicht allein von wissenschaftlichen Meinungen hierhin und dorthin gelenkt, sondern auch von den eigenen Leidenschaften umhergehetzt und in Freuden und Schmerzen aufgeregt wird. Glauben Sie wirklich, daß selbst die Dichtungen unserer Geistesheroen dem Volke förderlich wären? Wenn mir Jemand davon redet, daß ein Goethe, ein Schiller, bedeutendes für die Bildung und Gesittung ihres Volkes gethan hätten, so werde ich ihm zwar zugestehen, daß sie große Dichter waren und mit be=

wundernswerther Kunst die Gefühle und Charaktere der Menschen darzustellen verstanden haben, aber weiter werde ich nicht gehen. Ja, wenn sie noch im Volke die Achtung vor göttlichem und menschlichem Gesetz erhöht und jene besonnene Vernünftigkeit vermehrt hätten, welche für den Einzelnen wie für das Ganze allein wahrhaft gut ist! Aber ich sehe nicht, daß das Volk tugendhafter geworden ist als es vor ihnen war. Im Gegenteil bestärken alle Dichter, und um so mehr, je größer sie als Dichter sind, die Menschen in ihren Schwächen. Sie malen kunstvoll und ergreifend alle Leidenschaften aus, führen uns Männlein und Weiblein vor, die in Liebe vergehen wollen und seufzen und klagen oder gar sich selber umbringen. Sie zeigen den Ehrgeiz, sie zeigen alle Neigungen des Menschenherzens, welche gegen die vernünftige Festigkeit des Geistes ankämpfen, in erschütternden oder verführerischen Bildern und tragen in dieser Weise dazu bei, in den Seelen der Leser den festen Halt, die wahre Frömmigkeit zu zerstören. Diese großen Dichter bringen es durch ihre bewundernswerthe Kunst sogar dahin, bei den vernünftigsten und standhaftesten Naturen eine gewisse Unsicherheit des Urteils hervorzurufen, indem sie die Schwäche der Seele als etwas bezaubernd Schönes hinstellen. Wenn also nun schon von Natur der Mensch dazu neigt, sich der Freude und dem Schmerz in übermäßiger Weise hinzugeben, anstatt gelassen und kraftvoll dem Schicksal zu widerstehen, unerschütterlich seine Pflicht gegen Gott und seinen Nächsten zu erfüllen und überzeugt zu sein, daß ihm alsdann alle Dinge zum Besten dienen werden — sollen wir da noch Leute preisen und als Lehrer und Erzieher des Volks auf den Schild heben, welche im Bilderspiel auf der Bühne wie in den Büchern jene verderbliche Neigung sirenenhaft bethörend vor Augen führen?"

Dem Herrn Reichsgerichtsrat war diese Wendung des Gesprächs gar nicht erbaulich. Es entfernte sich mehr und mehr von seinem eigentlichen Ziele, und er wußte nicht, wie er die Vortrefflichkeit wahrhaft gediegener juristischer Werke aufs Tapet bringen sollte. Außerdem wunderte er sich, daß ein Mann von so paradoxen Ansichten es jemals so weit in seinem Beruf und Geschäft habe bringen können.

„Ich erblicke die Größe des Dichters nicht nur in seiner Kunst der Darstellung,“ sagte er. „Die Hauptsache bei ihm ist doch die Erhabenheit seiner Gesinnung, die Idealität seiner Weltanschauung. Warum sollte der Dichter nicht den Triumph der Tugend vor Augen führen und damit auf sein Volk erhebend und veredelnd wirken können?“

„Freilich sollte er das,“ entgegnete Herr Persius. „Aber das Ding hat seine Schwierigkeit. Der Menge ist eben jener Seelenzustand, welcher den Triumph der wahren Tugend kennzeichnet, ganz unbekannt. Die heitere Ruhe des Geistes, welche dem Sieger in den Stürmen des Lebens eigen ist und ihn triumphiren läßt, die ist dem Volke fremd. Deshalb halten die Leute derartige wahrhaft gute Dichtungen für unnatürlich und langweilen sich dabei. Der Dichter aber liebt den Beifall. Er kann nicht leben, wenn er sich unverstanden fühlt, und wenn er nun die Kraft in sich verspürt, das Volk zu erschüttern und hinter sich her zu locken, wie der Rattenfänger die Kinder von Hameln, so reißt ihn die eigene Kunst mit sich fort, und er opfert den guten Zweck dem Erfolge auf. Vorausgesetzt, daß er wirklich weiß, was er lehren sollte. Das aber pflegt er selber gar nicht zu wissen, sondern er singt wie der Vogel der in den Zweigen wohnt.“

„Da kämen wir ja am Ende dahin, das Lesen und Schreiben überhaupt für ein Übel halten zu müssen.“

„Haben Sie es denn bis jetzt für ein Gut gehalten?“ fragte der große Buchhändler lächelnd. „Halten Sie das für gut, daß unsere Kinder, anstatt ihr junges Leben mit Gesang und Spiel und Tanz zu verbringen, vertrackte krause Zeichen auf Papier malen, um später, wenn sie nach trübseliger Jugend groß und alt geworden sind, in den Schreibstuben so krumm zu werden, wie die Buchstaben selbst, und gewissermaßen als zweibeinige Encyklopädien umherzulaufen, während doch der Mensch nach dem Willen seines Schöpfers das Feld bebauen sollte, wozu allein er die rechten Fähigkeiten hat?“

Die Gesellschaft lachte. „Ich begreife nur nicht Herr Persius,“ sagte der Reichsgerichtsrat, „daß ein Herr, der so denkt wie Sie, Buchhändler, und zwar kein unbedeutender ist. Denn wenn Sie nun jährlich hunderttausende von unheilvoll mit krausen Zeichen bemalten Papieren in das Volk schleudern, so helfen Sie ja dem Bösen zum Siege, indem Sie die Volksverderber unterstützen.“

„Das möchte ich noch nicht so unbedingt zugeben, Herr Reichsgerichtsrat. Ich stehe zu dem wahrhaft guten und vollkommenen Buche in demselben Verhältnisse, wie Sie zu der Gerechtigkeit. Wir suchen beide und lassen uns in unserer Thätigkeit dadurch nicht aufhalten, daß wir wohl einsehen, das Ideal sei unerreichbar. Sollte ich einmal den Schriftsteller gefunden haben, der wahrhaft gute Bücher schriebe, den wollte ich der Welt verkünden! Inzwischen arbeite ich mit den besten, die ich kenne.“

„Dieser Persius hat ein kolossales Geschäft,“ sagte am Abend nach diesem Gespräche der Reichsgerichtsrat zu seiner Frau, als beide allein waren. „Der Mann hat gut reden und so thun, als ob er die Litteratur verachtete!“

„Weißt Du, Männchen, woran ich gedacht habe?“ fragte Frau Sophie hierauf.

„Nun, mein Schatz?“

„Die Frieda wäre eine Partie für Friedrich.“

„Ah, Gott sei Dank, Du gewöhnst Dich in Leipzig ein. Das Heiratsbüreau wird wieder eröffnet,“ sagte der Reichsgerichtsrat.

„Du bist recht unartig. Wenn Du spotten willst, so bekümmere ich mich um nichts mehr.“

„Nein, bitte, fahre nur fort, ich ehre Deine Gründe, ehe ich sie noch kenne, und huldige Deiner praktischen Sinnesart.“

„Nun also, Friedrich muß Dir doch selber leid thun, daß er so einsam dasteht, und ich habe auch von Anna so etwas gehört, was mich auf eine unglückliche Liebe schließen läßt.“

„Du willst also als Homöopathin verfahren.“

„Dazu hat er seinen anfänglichen Stand opfern müssen, was ihm auch nicht leicht geworden ist,“ fuhr Frau Sophie fort. „Kurzum, ich wünschte ihn wieder glücklich machen zu können. Der arme Junge thut mir so sehr leid.“

„Hm!“ machte der Reichsgerichtsrat, der an Friedrichs frühere Schulden dachte.

„Frieda Persius wäre so recht eine Partie für ihn. Meinst Du nicht auch, Männchen? Sie hat noch drei Geschwister, aber bei dem ungeheuern Vermögen kommt auf sie immer noch sehr viel. Und dann bedenke den Vorteil der Verbindung mit einem solchen Hause! Bitte, gib Du mir doch Deinen Rat.“

„Ich will Dir etwas sagen, liebe Sophie,“ antwortete ihr Mann. „Es ist mir sehr schmeichelhaft, daß Du meinen Rat einzuholen pflegst, wenn Du beschlossen hast, etwas auszuführen. Ich denke aber, Du verstehst das besser und hast auch in der Durchführung eine glücklichere, weil geschicktere, Hand als ich, deshalb lasse mich, bitte, ganz aus dem Spiele.“

„Nun ja, wenn Du es auch meinst, lieber Mann,“ sagte Frau Sophie, „so wollen wir sehen, was sich machen läßt. Frieda ist ganz das Mädchen, das Friedrich glücklich machen würde, und es kam mir heute abend so vor, als ob beide sich einander nicht ganz gleichgültig wären.“

„Merkwürdig, welche scharfe Augen Du haben kannst, wenn Du willst,“ sagte der Reichsgerichtsrat.

Frau Sophie ließ sich durch die spöttischen Bemerkungen ihres Gemahls nicht irre machen. Sie war eine kluge Frau, die ihren Gatten reden ließ, was er wollte, und in ihrem Hause durchsetzte, was sie wollte.

„Was meinst Du, Anna?“ fragte sie ihre Schwester, „ist es Dir nicht auch aufgefallen, welches Interesse Friedrich an Fräulein Persius' Unterhaltung nahm? Ich kann es ihm nicht verdenken. Sie ist wirklich ein sehr liebenswürdiges und gescheites Mädchen.“

„Das ist sie,“ entgegnete Anna, „aber daß Friedrich es schon bemerkt haben sollte, glaube ich nicht. Man muß sie dazu doch näher kennen. Sie ist sehr still und zurückhaltend.“

„Nun, ich hoffe doch, daß Friedrich sich seine alten Geschichten gänzlich aus dem Kopfe geschlagen hat,“ sagte Sophie. „Er ist wirklich ganz anders geworden, und ich bin überzeugt, er wird noch einmal ein ebenso tüchtiger Buchhändler wie sein Vater und sein Großvater. Nur muß er heiraten. Meinst Du nicht auch, daß es eine vortreffliche Partie für ihn sein würde, wenn er Frieda Persius bekäme?“

„Es wäre eine ausgezeichnete Partie, in jeder Hinsicht,“ erwiderte Anna. „Für Friedrich wäre eine Frau wie Frieda ein wahrer Segen. Er hat ein so gutes Herz und einen so guten Willen, nur daß es ihm leider an der rechten Beständigkeit und Sicherheit des Charakters fehlt. Eine Frau

wie Frieda würde ihm den moralischen Halt verleihen. Aber das sind fromme Wünsche. Man sagt, Ehen würden im Himmel geschlossen, und das bedeutet doch wohl, daß man sich in solche Dinge nicht einmischen soll."

„Natürlich, jede Einmischung ist vom Übel, und Du kennst mich doch gut genug, um zu wissen, daß mir dergleichen wahrhaftig ganz fern liegt. Aber ich habe doch auch oft genug gesehen, daß Leute, die ein Interesse aneinander nehmen, leicht ihr Glück verscherzen, wenn sie des guten Rates entbehren. Da entstehen Zweifel und Mißverständnisse, und zuweilen kommen Paare, die vortrefflich zu einander gepaßt hätten, lediglich deshalb nicht zusammen, weil es an einer mütterlichen Freundin fehlte."

„Ich kenne Dich gar nicht wieder, Sophie," sagte Anna. „Seit wann bist Du denn eine so überzeugte Ehestifterin? Ich weiß doch, daß Du in früheren Zeiten oft gesagt hast, Sorgen lernte man erst dann kennen, wenn man verheiratet wäre."

„Das ist auch jetzt noch meine Meinung, aber wenn Ehen unglücklich sind, so kommt es doch hauptsächlich davon her, daß die Charaktere nicht zu einander passen. Freunde und Verwandte können es aber immer besser beurteilen, ob die Charaktere harmonieren, als die jungen Leute selbst, denn die Liebe macht blind. Übrigens müssen auch die Verhältnisse zu einander passen, und da haben Freunde und Verwandte ebenfalls das richtigere Urteil."

„Schade nur, daß trotzdem eine innere Stimme spricht, die viel eindringlicher redet als aller guter Rat von außen. Die Klugheit macht es nicht, sonst würde es nicht so viele Ehen geben, die zwar von außen sehr gut und passend aussehen, bei näherem Einblick jedoch recht traurig erscheinen."

„Freilich, das ist wahr," sagte Sophie. „Aber es gibt meiner Erfahrung nach viel mehr unglückliche Männer als unglückliche Frauen, und das kommt daher, daß die meisten Frauen schon zufrieden sind, wenn sie ihre Zukunft gesichert sehen und ein angenehmes Haus machen können, während die Männer mehr verlangen und auch Ansprüche geistiger Art machen. Deshalb denke ich gerade, daß Friedrich gut daran thun würde, Frieda Persius zu heiraten. Sie ist so sehr gediegen und wird auch geistige Ansprüche befriedigen."

„Ich bin auch der Ansicht und würde mich sehr freuen, wenn es dazu käme," sagte Anna, „aber die ganze Sache ist doch nur ein Luftschloß, das Du Dir gebaut hast, und ich für meine Person werde mich ganz gewiß nicht hineinmischen. Das wäre gegen meine Grundsätze."

„Ach was," sagte Sophie, „Grundsätze! Was man als gut und richtig erkannt hat, das muß man auch auszuführen suchen."

Friedrich wußte nicht, welche Pläne für sein Lebensglück geschmiedet wurden. Er ging regelmäßig auf sein Kontor, arbeitete fleißig mit Petersen zusammen und war bestrebt, seine Pflicht zu thun. Öfters noch tauchte das Bild der Komtesse Angelika aus der grauen Vergangenheit auf und wollte ihn anlocken, aber es war ein anderes Bild geworden. Friedrich hatte nur Aufregungen schmerzlicher Art durch die schöne Dame mit dem trostlosen Blicke erlitten, nur Bangigkeit, Eifersucht, Sorge und Kummer war ihm von ihr geworden, und seine Krankheit hatte den letzten Rest von Liebeskraft in ihm verzehrt. In seinen Fieberträumen war Angelika immer gleich einem feindlichen Engel, einem schönen, verderblichen Dämon vor ihm erschienen. So hatten sich seine Gefühle in ihr Gegenteil verkehrt, und er empfand

vor dem Erinnerungsbilde der Komtesse zugleich Furcht und Reue, Reue wegen seiner vergeudeten Zeit und Liebesmühe. Dies war ein Seelenzustand, der ungemein vorteilhaft für die Firma Friedrich Schottmüller war, denn Friedrich verwandte nunmehr einen Eifer auf das Geschäft, der Petersen in freudiges Erstaunen versetzte. Auch gegen ihn selbst war Friedrich jetzt ganz anders gesonnen als früher. Liebe schien sich in Haß und Haß in Liebe verkehrt zu haben. Es gab keine Rivalität zwischen beiden Männern mehr als darin, wer von ihnen am besten zu arbeiten verstände. Friedrich erkannte willig an, was Petersen geleistet hatte, sprach ihm in liebenswürdiger Weise seine Anerkennung aus und bestrebte sich in aufrichtiger Unterordnung unter seine Dispositionen auf den von Petersen gebahnten Wegen fortzuschreiten. Es kam Friedrichs gutem Willen dabei sehr zu statten, daß er sich in Leipzig befand und daß er im Hause seiner Verwandten wohnte. Die geistige Atmosphäre der großen Buchhändlerstadt regte ihn an und die Konkurrenz stachelte ihn. Namentlich der Geschäftsbetrieb im Hause Persius imponierte ihm. Diese großen Etablissements, die abends in elektrischer Beleuchtung erstrahlten und von Hunderten fleißiger Arbeiter erfüllt waren, dieser Einfluß auf dem Buchhändlermarkte, dieser Unternehmungsgeist, diese ganze großherzige und energische Art des Verkehrs mit der übrigen Welt zeigten ihm die Bedeutung seines Berufes und erfüllten ihn mit dem Eifer des Wettbewerbes. Dann aber verschaffte ihm der Verkehr im Rudloffschen Hause auch Anregung anderer Art, und namentlich war Annas Umgang ermunternd bei seiner Arbeit für ihn. Anna hatte einen großen Einfluß auf ihn gewonnen, seitdem sie ihn in seiner Krankheit gepflegt hatte, und ihre ruhig ausgesprochene Ansicht, oft nur ein scheinbar unabsichtlich von

ihr geäußertes Wort konnten ihn zu diesem oder jenem bestimmen. Sie verstand es vortrefflich, ihn jetzt mit neuem Lebensmute zu erfüllen, indem sie im rechten Augenblicke ein Lächeln, ein Wort des Lobes und ein Wort der Bewunderung seines Fleißes und seines Erfolges für ihn hatte.

Da sagte eines Abends seine Schwester Sophie, als sie ihn auf seinem Zimmer besuchte, um nach dem Rechten zu sehen, so ganz beiläufig zu ihm: „Du scheinst auf Fräulein Persius ja einen tiefen Eindruck gemacht zu haben.“

„Wieso?“ fragte er in einiger Überraschung.

„Nun, weiter nichts Besonderes,“ antwortete Sophie, indem sie ruhig an der Lampe schraubte, „sie äußerte sich nur dieser Tage in einer Weise, die Dich wahrscheinlich sehr eitel gemacht haben würde, wenn Du hättest zuhören können.“

„Das ist mir sehr schmeichelhaft. Was sagte sie denn von mir?“

„Ja, das möchtest Du gewiß gern wissen, aber es wäre nicht diskret von mir, wenn ich es wiederholen wollte. Das siehst Du doch selbst ein. Denn sie sprach im Vertrauen zu Anna und würde gewiß sehr böse werden, wenn sie wüßte, daß ich auch nur soviel verraten habe.“

Friedrich wollte sich nicht schwach zeigen und fragte deshalb nicht weiter. Aber Sophiens Äußerungen waren von erheblichem Einflusse auf ihn. Er hatte eine lange trübe Zeit hinter sich und hegte ein solches Mißtrauen gegen sein Glück bei dem schöneren Geschlechte, daß dieses unerwartete Lob seiner Persönlichkeit auf seinen Gemütszustand ungefähr so wirkte, wie ein warmer Regen im Frühling auf das in der Winterkälte erstarrte Gefilde. Die schlaue Sophie hatte sich so unbestimmt ausgedrückt, daß seiner Einbildungskraft ein weiter Spielraum gelassen wurde. Fräulein Persius hatte

schon bei der ersten Begegnung einen angenehmen Eindruck auf ihn gemacht, und wenn er in der Blüte seiner Leutnantszeit gestanden hätte, anstatt die niederdrückenden Erfahrungen mit Komtesse Angelika und die neue ernste Pflicht des Geschäftsmannes auf dem Herzen zu tragen, so würde er wohl gleich auf den Gedanken gekommen sein, ihr den Hof zu machen. Ihr Wesen hatte ihn sympathisch berührt, und er hatte sich lebhaft mit ihr unterhalten. Nun aber wurde sie plötzlich in ein ganz anderes, viel helleres Licht gerückt. Es that Friedrich unbeschreiblich wohl, zu vernehmen, er habe tiefen Eindruck auf sie gemacht. Er hatte sich selbst immer noch ein wenig lieb und konnte die vorteilhafte Meinung von sich selbst noch nicht ganz aufgeben, obwohl er in schwarzen Stunden sich selbst mit den beleidigendsten Vorwürfen zu überhäufen geneigt war. Da kam ihm nun in seinem Bestreben, gut von sich zu denken, diese reizende Frieda Persius in wahrhaft beglückender Weise zu Hilfe.

Aber Sophie ließ es nicht bei dem ersten Schritte auf ihrem wohlbedachten Wege bewenden. Bei der nächsten Gelegenheit, welche sie mit Fräulein Persius zusammenführte, trieb sie dasselbe Spiel, welches sie bei ihrem Bruder getrieben hatte. Hier mußte sie es, wie ihr Instinkt ihr sagte, schon etwas feiner machen. Hatte sie es doch mit ihrem eignen Geschlechte zu thun.

„Haben Sie eine Differenz mit meinem Bruder gehabt?“ fragte sie in der unschuldigsten Weise.

„Nicht daß ich wüßte,“ antwortete Fräulein Persius. „Wie kommen Sie auf den Gedanken?“

„Nun, dann habe ich mich geirrt,“ sagte Frau Sophie. „Entschuldigen Sie, bitte, meine unbescheidene Frage.“

„Ja, aber was brachte Sie denn darauf?“ fragte Fräulein Persius. „Ihr Herr Bruder ist ein so höflicher und

wohlerzogener Mann, daß eine Dame schwerlich so leicht in Streit mit ihm kommen wird. Ich habe mich immer nur sehr gut und angenehm mit ihm unterhalten. Hat er sich über mich beklagt?"

Frau Sophie lachte. „Nein, er hat sich nicht beklagt," antwortete sie. „Im Gegenteil. Aber er zeigte sich letzthin, als die Rede auf Sie kam, so befangen und war... kurz, ich befürchtete, es sei irgend etwas zwischen Ihnen beiden vorgefallen, und ich hätte das gern beigelegt, denn unsere Familien sind doch befreundet, und Anna hängt so an Ihnen, wie ich es gar nicht beschreiben kann. Freundschaften, die in der ersten Jugend geschlossen werden, sind doch immer die dauerhaftesten."

Fräulein Persius war ein wenig verwundert und ihr kluger Blick ruhte so forschend auf Sophiens Gesicht, daß diese beinahe aus der Fassung gekommen wäre. Doch das Bewußtsein, nur in der besten Absicht der Wahrheit ein wenig zu nahe getreten und gewissermaßen zu Hilfe gekommen zu sein, hielt sie aufrecht, und ihr blühendes Gesicht blieb undurchdringlich. Frieda Persius überlegte. Was war denn zwischen ihr und Herrn Schottmüller vorgefallen? Er hatte sich ihr durch ein ritterliches Benehmen und eine Eleganz der körperlichen Haltung, wie sie dergleichen nicht allzu häufig unter den Herren gefunden hatte, angenehm bemerklich gemacht. Sie hatte auch seine Unterhaltung interessant gefunden. Es mischte sich bei ihm immer noch die Erinnerung an den Reiterdienst unter den gesetzteren Ton des Geschäftsmannes, und das verlieh seiner Ausdrucksweise einen Reiz, den nicht jede Konversation mit den ihr bekannten Leipziger Herren besaß. Gestritten hatte sie nie mit ihm, sie wußte sich keines einzigen Wortes zu entsinnen, welches Friedrich hätte übelnehmen können, wie sie selbst

auch ihm niemals etwas übelzunehmen Grund gehabt hatte. Wenn also das der Grund nicht war, so konnte seine Befangenheit nur eine andere Bedeutung haben.

Frieda Persius hatte schon mehrere Körbe ausgeteilt. Sie war eine zu anziehende Erscheinung, und ihr Vater stand in zu hohem Ansehen, als daß sie der Welt hätte verborgen bleiben können. Es hatten sich schon mehrere Männer um sie beworben, aber ihr Herz war noch nicht berührt worden, und ihr verständiger Sinn hatte bis jetzt bei jeder Werbung gefunden, daß der Antrag ein wenig zu schnell gekommen sei, um als Ausfluß einer tiefen, echten Neigung gelten zu können. Sie hätte gern einmal mit dem Schäfermädchen getauscht, das die Lämmer am Bache weidete. Das Bewußtsein, als Erbin zu gelten, flößte ihr Mißtrauen ein. Die Geschäftsleute, welche sie umschwärmten, waren so sehr biegsam und hatten so habgierige Augen. Friedrich hatte ihr nicht zum mindesten deshalb so gut gefallen, weil er von offenem, gutmütigem, soldatischem Wesen war. Eben die Eigenschaften, welche ihm bis jetzt so viel Leid gebracht hatten und von einem falschen Freunde mißbraucht worden waren, verliehen ihm in Friedas Augen, nun sie tiefer über ihn nachdachte, einen Vorzug, den sie bei den klugen Herren der Leipziger Geschäftswelt vermißte.

Während dergestalt Friedrich und Frieda anfingen, einander mit besonderen Augen zu betrachten und wirklich jene Befangenheit zu empfinden, welche die wohlmeinende Intrigantin Sophie ihnen angedichtet hatte, spannen sich auch, unbemerkt vom Kreise der Verwandten und Freunde, die Fäden enger und fester, welche Petersen und Anna miteinander verknüpften.

Frau Sophie hatte viel zu viel damit zu thun, daß sie die ihr höchst interessante Annäherung zwischen ihrem Bruder

und Fräulein Persius, ihr eigenstes Werk, wie sie sich voll Stolz sagte, überwachte und beförderte, als daß sie es hätte beachten sollen, welche langen Unterhaltungen Anna des Abends nach dem Thee mit Petersen in der Ecke des Salons an dem mit Büchern bedeckten Tische führte. Sie neckte Anna wohl damit, daß sie selber ein halber Buchhändler sei. Anna hatte eine bemerkenswerte Kenntnis des litterarischen Marktes. Schon zu Hause, von dem Zeitpunkte an, wo sie ihren Vater des Trostes bedürftig sah, hatte sie sich eingehender, als sonst Damen zu thun pflegen, mit dem Studium des Buchhandels beschäftigt, und zwar zunächst aus Teilnahme an ihrem Vater und dem Schicksale der Firma. Dann aber hatte sie, während Petersen in Leipzig thätig war, dessen Unternehmungen und geschäftliche Maßregeln mit Eifer verfolgt, und ein großer Teil ihrer Korrespondenz mit dem jungen Manne bestand aus hierauf bezüglichen Fragen und Antworten. Sie hatte nicht unwesentlich Petersens Vorschläge und Pläne bei ihrem Vater unterstützt. Aber Frau Sophie war doch im Irrtum, wenn sie sich einbildete, ihre Schwester unterhalte sich mit Petersen nur von Fakturen, Prospekten und Verlagsartikeln. Petersens Augen leuchteten heller und seine Wangen röteten sich lebhafter in diesen intimen Gesprächen an dem Büchertische unter der Hängelampe, als es der Fall gewesen sein würde, wenn das Geschäft allein zwischen ihm und Anna verhandelt worden wäre. Es war eine selige Zeit für ihn, die Tage verflogen in rätselhafter Weise, ungezählt, obwohl reichlich genossen, und mehr und mehr befestigte sich jene Hoffnung in seinem Herzen, die er zu Anfang nur als überkühn betrachtet und zu ersticken versucht hatte.

Da kam plötzlich eine Nachricht aus Neustadt, die jäh und zerstörend in alle Pläne und in den frohen Genuß der

Stunde hineinfuhr: der Geheime Kommerzienrat Schottmüller war ganz unerwartet gestorben. Er hatte sich gewohnterweise nach dem Mittagessen in scheinbar vollkommenem Wohlbefinden zu Bette gelegt, doch war er nicht wieder aufgestanden. Als der Diener nach zwei Stunden, verwundert darüber, daß der Herr nicht klingelte, eingetreten war, hatte er den alten Herrn leblos gefunden. Der Tod mußte sanft eingetreten sein, denn es war kaum zu unterscheiden gewesen, ob Schlaf oder Tod den Ruhenden fesselte.

Neunzehntes Kapitel.

Große Bestürzung herrschte in Neustadt unter den Angestellten des Hauses Schottmüller. Nicht allein waren sie sehr traurig über den Verlust eines so gütigen Prinzipals, sondern sie fragten sich auch voll Besorgnis, was nun werden solle. Sie hatten alle von dem jungen Herrn, der nun die Zügel der Regierung in die Hände nehmen würde, keine günstige Meinung, und namentlich die älteren Leute, welche lange Jahre im Geschäft gewesen waren und in einem vertrauten Verhältnisse zu dem Alten gestanden hatten, fühlten sich äußerst unbehaglich bei dem Gedanken, nun von der Neuerungssucht, den Launen und der Herrschsucht eines jungen Mannes abhängig zu sein, den sie von so wenig vorteilhaften Seiten kennen gelernt hatten. Sie hatten ihn heftig, hochfahrend und leichtsinnig gekannt, sie wußten um seine Schulden, sein flottes Offiziersleben und fürchteten seinen Mangel an Erfahrung in den buchhändlerischen Geschäften.

„Es wird nun wohl Zeit werden, daß einige von uns gehen,“ sagte langsam und trübe der alte Buchhalter zu dem alten Kassierer. „Dieser junge Herr wird alles auf den Kopf stellen, und in diesen Umständen ist es besser, zu gehen, als nach vielem Ärger weggeschickt zu werden.“

„Auf mich besonders hat er einen Zahn,“ entgegnete der Kassierer. „Er hat es mir nie verzeihen können, daß ich seine Bären so langsam losband. Er hätte es lieber ge-

sehen, wenn das Geld gleich mit vollen Händen ausgeschüttet worden wäre, damit er nur nichts mehr damit zu thun gehabt hätte."

Ganz trostlos zeigte sich die Frau Geheime Kommerzienrätin. Sie war gänzlich niedergebeugt und vermochte auf die liebevollen Worte ihrer Kinder, die alle herbeigeeilt waren, kaum zu hören. Nun ihr Gatte so schnell von ihrer Seite gerissen worden war, entsann sie sich aller der Härte, die sie ihm gezeigt, aller der Versäumnisse an Liebe, die sie sich hatte zu schulden kommen lassen. Sie war keine böse Frau, sie gedachte immer das Rechte zu thun, nur hatte ihr Ehrgeiz sie immer verblendet und ihre Heftigkeit sie fortgerissen, so daß sie ihrem Manne zu seinen Lebzeiten nicht hatte verzeihen können, daß er es nicht zu einer noch glänzenderen Stellung gebracht hatte. Voll Reue und Scham blickte sie jetzt auf die Vergangenheit zurück, alles erschien nun plötzlich in gänzlich verändertem Lichte, und besonders ihr Streben nach dem Adelspatent und die Pein, welche sie dem guten Gemahl damit bereitet hatte, erschienen ihr jetzt als höchst verwerflich und strafbar.

Die Eröffnung des Testamentes zeigte, daß die finanzielle Stellung des Hauses und der Familie doch weit besser war, als die Angehörigen vermutet hatten. Einmal war das Kapitalvermögen des alten Herrn doch bedeutender gewesen, als man geglaubt hatte, sodann war gerade im letzten halben Jahre ein Umschwung im Geschäfte eingetreten, der die Verhältnisse wieder befestigt und gehoben hatte. Friedrich, der die Sachlage besonders pessimistisch angesehen hatte, ward durch den jetzt ihm eröffneten Einblick freudig überrascht, und als er in den hinterlassenen Papieren seines Vaters studierte, sah er mit Erstaunen, wie tiefgreifend und erfolgreich gerade Petersens Maßregeln, Pläne und Vorschläge

auf allen Gebieten der geschäftlichen Thätigkeit des Hauses gewesen waren. Überall fanden sich seinem Rate gemäß die Löcher verstopft, durch welche der Wohlstand des Hauses hatte entrinnen wollen, und neue Quellen der Einnahme eröffnet. Die Papiere fanden sich in guter Ordnung. Der alte Herr war in der letzten Zeit, gleich als hätte er eine Ahnung von seinem Ende gehabt, sehr fleißig dabei gewesen, die gesamte Geschäftslage klarzustellen. Es ergab sich, daß außer dem großen Kapital, welches im Geschäfte selbst angelegt war und in der letzten Zeit angefangen hatte, sich sehr gut zu rentieren, noch ein Vermögen von etwa einer Million Mark vorhanden war, welches teils in Grundstücken, teils in zinstragenden Papieren angelegt war und der Familie ein vom Geschäfte unabhängiges Auskommen sicherte. Da eine Teilung Verluste mit sich gebracht haben würde, so war im Testamente bestimmt worden, daß eine Verwaltung dieses Vermögens eintreten und jedem Erben sein Teil am Zinsertrage in Raten ausbezahlt werden sollte. Diese Verwaltung sollte von Friedrich, dem Reichsgerichtsrate und Petersen gemeinsam geführt werden. Da die Frau Geheime Kommerzienrätin außerdem noch ein eignes Vermögen von ungefähr dreihunderttausend Mark besaß, welches unabhängig von dem übrigen verwaltet wurde, so war die Lage der Hinterbliebenen als sehr günstig anzusehen. Es wurde im Familienrate beschlossen, die früheren Einrichtungen unverändert auch fernerhin bestehen zu lassen. Nur sollte Friedrich in seiner jetzigen Stellung als Chef auch hinsichtlich seiner häuslichen Einrichtung an des Vaters Platz treten und die Mutter sich auf einen von ihr zu wählenden Teil des Hauses beschränken.

Nachdem so die Trauerfeierlichkeiten und die privaten Angelegenheiten beendigt worden waren, versammelte Friedrich

alle Angestellten des Hauses im größten Saale um sich und redete mit bewegter Stimme zu ihnen über das Ereignis, welches sie alle schmerzlich empfanden, und über die Zukunft. Sie waren aber alle verwundert, wie sehr der junge Mann sich verändert hatte, wie gut und treffend er sprach und welche Pietät aus seinem Wesen hervorleuchtete. Er versicherte, daß er wohl zu schätzen wisse, welche Dienste die alten Angestellten der Firma erwiesen hätten und wie sehr die gute Stellung des Hauses dem Eifer aller Angehörigen desselben zu verdanken sei. Deshalb gedenke er auch durchaus keine Veränderungen in den persönlichen Verhältnissen vorzunehmen, sondern habe die Absicht, im Sinne und Geiste seines Vaters das Geschäft fortzuführen. Er bitte nur, ihm Vertrauen zu schenken und überzeugt zu sein, daß etwaige Mißgriffe von seiner Seite nur dem Mangel an Erfahrung zuzurechnen sein würden, weshalb er denn die treuen alten Stützen der Firma bitte, ihm bei solchen wie bei allen anderen Gelegenheiten mit ihrem bewährten Rate zu Hilfe zu kommen.

Es traten aber vielen, die ihm zuhörten, Thränen der Rührung in die Augen, und alle drängten sich, als er geendigt hatte, an ihn heran, um ihm die Hand zu drücken und ihm zu versichern, daß sie ihm treu wie seinem Vater sein wollten. Der alte Buchhalter und der alte Kassierer sahen einander an und tauschten einen Blick des Einverständnisses miteinander aus. Es war doch das gute alte Schottmüllersche Blut wieder in dem jungen Chef, trotz der wilden Sprünge, die er in vergangenen Zeiten gemacht hatte.

„Ich muß Dich loben und bewundern, lieber Bruder," sagte Anna zu ihm, als sie von dem Eindrucke vernommen hatte, den er unter den Angestellten hervorgerufen. „Siehst Du nun das helle Fenster in der steilen Spirale des Lebens?"

Sie küßte ihn herzlich, und er fühlte sich froh und stolz.

Petersen kehrte, sobald die Angelegenheiten in Neustadt es gestatteten, wieder nach Leipzig zurück, wo es sehr viel zu thun gab. Er stand jetzt auf dem besten Fuße mit dem neuen Chef, und alle Maßregeln wurden zwischen ihnen beiden beraten. Friedrich hatte den Wert und die Bedeutung dieses Mitarbeiters vollauf würdigen gelernt. Das Weihnachtsgeschäft stand wieder in Aussicht, und die Firma gedachte eine sehr große Anzahl von Jugendbüchern auf den Markt zu bringen. Die Bestellungen von seiten der Sortimenter gingen sehr flott ein.

In Leipzig fand Petersen auch die Probenummer der neuen Wochenschrift von der Firma Niedermeyer & Bäumcher vor. Sie hatte sich etwas verspätet, so daß sie erst zu Mitte November erschienen war. Petersen sah, indem er die Nummer durchblätterte, den großen Macher Adalbert Fitte, der als Redakteur am Kopfe der Wochenschrift genannt war, leibhaftig vor sich stehen. Das war ganz Fittes Hand und Wurf. Zu Anfang ward ein Bildnis eines berühmten, noch lebenden Dichters gegeben und dem Bilde war ein Text von Fittes eigner Hand beigefügt, worin das Licht dieser Berühmtheit nicht unter den Scheffel gestellt wurde. Drei Seiten des Heftes enthielten Autographen, die Fitte seiner Sammlung entnommen hatte. Zwei Seiten waren mit Bilderrätseln und Scherzaufgaben angefüllt, zwei Seiten mit guten Ratschlägen für Küche, Keller, Blumentisch und Zimmeraquarium. Dann fand sich darin eine glänzende Besprechung des Romans der Gräfin Julia Werba, woraus der Leser sehen konnte, daß ein neuer Stern von blendendem Glanze am litterarischen Himmel aufgegangen sei, und in einer Fußnote war angemerkt, daß dieser Roman

soeben in einem Bande zu fünf Mark im Verlage von Niedermeyer & Bäumcher erschienen sei.

Den Hauptteil des Heftes bildeten sehr gute Holzschnitte nach sehr unbedeutenden Gemälden sowie nach Originalzeichnungen moderner Meister, und die Anfänge von zwei Romanen berühmter Schriftsteller. Die Firma hatte es sich offenbar etwas kosten lassen. Die ganze Ausstattung war vorzüglich. Daß die neue Wochenschrift sich durch irgend etwas ausgezeichnet hätte, was den Titel „Die deutsche Familie" in besonderer Weise hätte rechtfertigen können, durfte schwerlich behauptet werden. Sie hatte ganz denselben Inhalt, den die anderen Wochenschriften auch hatten. Nur im Format trat ein Unterschied zu Tage. Fitte und Niedermeyer waren bei der Ansicht geblieben, die Hefte müßten so handlich sein, daß sie bequem im Bette gelesen werden könnten. Die meisten Männer lesen überhaupt nur im Bette, wenn sie müde von der Arbeit des Tages sind, hatten sie sich gesagt, aber auch hinsichtlich der Frauenwelt ist es praktisch, das Format klein zu nehmen. Läßt sich das Ding mit einer Hand halten, so ist der Erfolg schon halb errungen.

„Das wird schon gehen," sagte Petersen mit dem Instinkte des Buchhändlers. Und in der That ging „Die deutsche Familie." Niedermeyer & Bäumcher gaben das zweite Heft schon in vierzigtausend Exemplaren heraus, von denen sie nur zehntausend verschenkten, und beim vierten Hefte, der Weihnachtsnummer, ließen sie sich eine Auflage von siebzigtausend Exemplaren notariell beglaubigen. Was aber Petersen wahrhaft in Erstaunen versetzte, war, daß am Neujahrstage der Schriftsteller Adalbert Fitte zum Professor ernannt wurde. Es stand am 2. Januar im Tageblatt, und die Nachricht ging dann durch alle Zeitungen.

„Wie hat er das nur angefangen?“ fragte Petersen seinen jüngeren Kollegen Lizak, mit dem er jetzt häufig zusammentraf.

„Ja, das ist ein Fuchs,“ sagte Lizak. „Ich hörte von Bäumcher, er hätte es durch den berühmten Dichter erreicht, dessen Porträt er in der Probenummer brachte. Die beiden sind jetzt ganz intim. Der große Dichter ist Freund mit dem kleinen Fürsten, der Fitte zum Professor gemacht hat.“

„Dann wird er auch noch Geh. Hofrat und adlig werden, wie er verheißen hat,“ sagte Petersen.

„Ohne Zweifel,“ erwiderte Lizak, „nur der erste Schritt ist schwer. Werden Sie denn zu Bäumchers Hochzeit gehen?“

„Nein, ich bin nicht eingeladen, ich kenne die Leute ja auch nicht näher.“

„Bäumcher kommt mir wie der Prinz im Märchen vor,“ sagte Lizak. „Kürzlich war sein Vater hier und hat in der Besorgnis, es möchte dem Söhnchen noch an etwas mangeln, eine Villa für das junge Paar in der Salomonstraße gemietet, will auch, abgesehen von dem Kapital, das er ins Geschäft gegeben hat, noch dreißigtausend Mark jährlich extra für die Haushaltungskosten hergeben. Bei alledem kommt mir Bäumcher nicht recht glücklich vor. Wenn nur der Märchentraum nicht bald zerrinnt! Mich hatte die schöne de Baez sehr bald ernüchtert.“

„Wir wollen das Beste hoffen,“ sagte Petersen. Er betrachtete alle Liebesangelegenheiten mit mildem Auge, denn sein Herz war selbst völlig gefangen, und er hatte Mitgefühl mit allen Schmerzen und mit allem Sehnen, die der Eros bringt.

Wieder kam die Ostermesse heran, und sie brachte für die Firma Friedrich Schottmüller ein Ergebnis, das als überaus befriedigend, ja glänzend zu betrachten war. Das

Glück begleitete die eifrige und umsichtige Thätigkeit Petersens und lächelte dem jungen Chef des altberühmten Hauses. Friedrich war zur Messe nach Leipzig gekommen, und er drückte dem treuen und kundigen Mitarbeiter mit dankerfülltem Blicke die Hand. Doch nicht allein der Abrechnung wegen war er erschienen. Er blieb eine ganze Woche in Leipzig und war täglich im Persiusschen Hause zu sehen. Seiner Schwester Sophie kluge Minierarbeit hatte zu der rechten Goldader geführt, eine tiefe und echte Neigung war aus dem ersten Interesse entstanden, welches Friedrich und Frieda Persius aneinander genommen hatten. Wie leere Traumbilder waren allmählich der Leutnant von Busstedt und Komtesse Angelika aus Friedrichs Erinnerung verschwunden. Der neue Reiz des Lebens und insbesondere die verantwortliche, ausgedehnte Arbeit an der Spitze des großen Verlagsgeschäftes hatten Friedrichs Sinn umgewandelt und gefestigt. — Das Jahr verrann, wiederum kam die Weihnachtszeit, da fand ein großes Fest im Hause Persius statt. Verschwenderisch erfüllten Blumen und ausländische Gewächse den Flur, die Treppen und Gemächer des prächtigen Hauses, welches der Buchhändlerfürst mit seiner Familie bewohnte, und in Friedas Zimmer versammelten sich ihre Freundinnen, um die Braut zu schmücken. Am Einfahrtsthore drängte sich schaulustiges Volk, um die Equipagen zu zählen, welche in langer Reihe einfuhren, und um bewundernde Blicke auf die schöngeschmückten Damen und eleganten Herren zu richten, die als Hochzeitsgäste erschienen. Im Glashause war unter Palmen eine glänzende Tafel aufgeschlagen, und inmitten nördlichen Winters zauberte der Reichtum die Pracht des Südens hervor.

„Siehst Du nun," sagte Frau Sophie flüsternd zu ihrem Manne, indem sie mit den Augen nach dem jungen Paare

hinwinkte, das in glückstrahlender Befangenheit unter der Schar gratulierender Verwandten und Freunden stand, „siehst Du nun, daß meine Pläne doch nicht so ganz thöricht sind?“

„Du bist eine Perle von einer Frau,“ antwortete er. „Die jungen Leutchen scheinen mir wahrhaftig ganz vortrefflich zu einander zu passen.“

„Und doch weißt Du noch nicht das Schönste,“ sagte Frau Sophie, indem sie ihn listig ansah.

„Wie? Soll es noch etwas Schöneres geben, als dies junge Ehepaar und sein Glück?“

„So mußt Du es nicht verstehen. Ich meine nur, ein wenig Dankbarkeit gebührt mir doch. Denn wer hat dies gemacht? Nun rate einmal!“

„Ja, mein liebes Kind!“ sagte der Herr Reichsgerichtsrat. „In welcher Richtung soll ich da raten? Wenn ich Dich recht verstehe, so zielst Du auf etwas hin, was mit einem vulgären Ausdruck wohl der Kuppelpelz genannt wird. Wenn ich Dich recht kenne, so hast Du es möglich gemacht, Dir auch . . .“

„Mann!“ sagte Frau Sophie, ihn unterbrechend, „richterlicher Beamter! Denke doch einmal mit dem Herzen anstatt mit dem Corpus juris! Bin ich denn nicht immer auf Deinen Vorteil bedacht? Aber ich will es Dir lieber gleich sagen, sonst fährst Du noch lange in der Irre umher. Also Persius will Dein Werk verlegen. Er hat es mir zugesagt.“

„Wahrhaftig!“ rief der Herr Reichsgerichtsrat, und seine blassen Wangen röteten sich in freudiger Überraschung. „Da zeigt Persius wirklich viel Einsicht. Du bist ein Engel, liebe Sophie! Dieses Werk — ich sage Dir, liebes Weib, dieses Werk enthält sehr viel — es ist ein ungewöhnliches

Werk. Es kann meinem Namen einen Ruhm verleihen, der . . .“

„Eben deshalb, Männchen. Du bist der Erste unter allen Juristen, und es freut mich, daß das nun endlich an den Tag kommt.“

Außer der Tafel, welche im Glashause für den engeren Kreis der Familie und Freunde gedeckt worden war, befand sich noch eine zweite größere in dem anstoßenden Saale, und hier saß Petersen während des Hochzeitsmahles. Es waren im ganzen etwa hundert Gäste gegenwärtig, von denen nur etwa ein Drittel im Glashause Platz fand. Petersen führte eine Kousine der Neuvermählten zu Tische, und dieselbe war eine recht hübsche und unterhaltende junge Dame, doch schweiften seine Blicke oft aus der näheren Nachbarschaft hinweg durch die geöffnete Thür in den Raum, wo Anna saß. Leider konnte er sie von seinem Platze aus nicht sehen.

Nur wenn Gesundheiten ausgebracht wurden, erhob sich wohl ein größerer Teil der Gesellschaft, um mit dem Glase in der Hand dorthin zu gehen, wo die Gefeierten saßen, und mit ihnen anzustoßen, und so bekam Petersen nicht allein die Frau Geheime Kommerzienrätin, die Familie Rudloff und den flotten Reinhard mit seiner Gattin, sondern auch das eigentliche Ziel seiner Sehnsucht von Zeit zu Zeit zu Gesicht. Aber dies wollte ihm nicht recht genügen, und der Umstand, daß er unter der größeren Menge, unter den entfernteren Freunden des Hauses seinen Platz hatte, war ihm niederdrückend, obwohl er sich sagte, daß die Plätze ganz nach Recht und Billigkeit, nach Takt und richtiger Berechnung verteilt worden seien. Er machte sich selbst Vorwürfe über eine melancholische Stimmung, die sich seiner bemächtigt hatte, er sagte sich, daß dies ein Freudenfest für jeden wahren Freund der

Firma Friedrich Schottmüller sein müsse, da der Chef des Hauses unmöglich eine bessere Wahl unter allen Töchtern des Landes hätte treffen können, aber diese schwermütige Laune war stärker als er. Wenn er sich vorhielt, daß das alte Haus Schottmüller im Begriff stehe, zu einem Glanze und einer Größe aufzusteigen, wie es sie niemals vorher besessen hatte, daß die Verbindung mit dem Hause Persius für Friedrich in der buchhändlerischen Welt dasselbe bedeute, wie in der politischen Welt für einen Königssohn seine Vermählung mit einer Kaiserstochter, so freute er sich zwar, aber betrübte sich doch zugleich. Er fühlte die eigne Kleinheit gegenüber solcher Größe. Er mochte sich noch so oft vorhalten, daß er mit Friedrich gut befreundet sei und daß dieser recht wohl wisse, in welchem Maße er dem Kommanditär für den Bestand und Erfolg der Firma zu Dank verpflichtet sei — immer wieder fühlte er sich als der vermögenslose Mann von dunkler Herkunft. Er hatte noch niemals gewagt, Anna sein Herz zu eröffnen. Wohl hatte er in gehobenen Augenblicken gehofft, daß Anna in seinem Herzen gelesen habe, auch ohne daß er dessen Wünsche offenbarte, aber solche frohe Sicherheit war eben nur den guten Stunden eigen, und heute war die Stunde nicht gut. Er liebte, von der frohen Feier tief berührt, so sehr, daß er alles befürchtete.

Nachdem die Tafel aufgehoben war, verteilte sich die Gesellschaft in den Zimmern, das junge Ehepaar, welches die Wintermonate in Italien zu verleben beabsichtigte, verschwand, und die Zurückbleibenden gaben sich dem ferneren Genusse der geselligen Freuden hin. Die junge Welt wollte tanzen, und die älteren Herren vereinigten sich um die auserlesenen Weine des Hausherrn, während die älteren Damen beim Kaffee ihre Betrachtungen über den seltsamen und

unerklärlichen Verlauf der Dinge seit ihrer Jugend anstellten.

Petersen hatte keine Lust zu tanzen. Er hatte in seinen früheren Jahren wohl Bälle besucht, war aber aus der Übung gekommen und fürchtete, sich ungeschickt anzustellen. Auch trinken mochte er nicht mehr, und die Unterhaltung mit den anderen Herren fing an, ihm langweilig zu werden. Es waren fast lauter Buchhändler, und das Gespräch war zu sehr geschäftsmäßig geworden. Er trat in eine Fensternische, betrachtete eine schöne kleine Palme, die auf einem dreibeinigen Tischchen von Goldbronze stand, und überlegte, ob es nicht ratsam sei, nach Hause zu gehen. Da legte sich plötzlich eine Hand auf seinen Arm, und als er sich umdrehte, sah er Anna vor sich.

„Sie sehen ja so schwermütig aus,“ sagte sie und blickte ihn zutraulich an.

Petersen empfand ein angenehmes Gefühl der Erwärmung um das Herz herum, und die Welt schien ihm mit einem Male in besserer Ordnung zu sein, als eine halbe Minute vorher.

„Sie sind sehr gütig, das zu bemerken, Fräulein Schottmüller,“ sagte er. „Ich weiß nicht, wie es kommt. Ein so schönes Fest sollte doch alle Teilnehmer froh stimmen, aber ich fühlte mich recht einsam.“

„Hat man Sie vernachlässigt, Herr Petersen?“ fragte sie mit besorgter Miene.

„O nein, das heißt ja doch,“ entgegnete er. „Ich habe Sie den ganzen Tag kaum zu sehen bekommen.“

„Das ist allerdings gewichtig und sehr betrübend für Sie,“ sagte sie, indem ein schelmischer Zug um ihren Mund spielte.

Petersen erwärmte sich mehr und mehr bei dieser liebenswürdigen Teilnahme und betrachtete Annas anmutige Er-

scheinung mit entzücktem Blicke. Seine Stimmung war gänzlich umgeschlagen und aus der bisherigen Niedergeschlagenheit ging jetzt eine Anwandlung froher Kühnheit hervor. Wollte er es nicht endlich einmal wagen, sein Herz sprechen zu lassen? Er stand Anna in so vielen Beziehungen doch so nahe. Sie hatten über die intimsten Angelegenheiten der Familie miteinander gesprochen, nachdem zuerst die geschäftlichen Sorgen und die Sorge um Friedrich sie einander genähert hatten. In den häufigen und langen Unterhaltungen im Hause des Reichsgerichtsrates vor einem Jahre waren sie fast wie Bruder und Schwester zu einander geworden und hatten über so viele Erscheinungen der Welt ihre Ansichten in beglückendem Gespräche miteinander ausgetauscht. Nur wollte immer noch eine schlimme Furcht Petersen zurückhalten. Wenn er sich täuschte, wenn sein Wagnis mißlang, dann war alles aus, dann waren alle die Freuden, die ihm aus Annas Freundschaft zu teil wurden, mit einem Schlage vernichtet, und er ward in einsame Finsternis hinausgestoßen. Aber endlich mußte es doch gewagt werden.

„Ja," sagte er, als er ihr Lächeln bemerkte, „es gibt so böse Widersprüche im Leben. Ihr Herr Bruder ist so glücklich, daß alle, die ihn lieben, sich mit ihm freuen sollten. Aber ich fürchte, ich bin ein arger Egoist, denn ohne daß ich es wollte, machte mich die Hochzeit auf meine eigne Vereinsamung aufmerksam, und nun tadelte ich mich selbst wegen meiner Schlechtigkeit."

„Allerdings, Herr Petersen, da begreife ich Sie wohl," erwiderte Anna, indem sie mit dem Kopfe nickte und ein altkluges Gesicht machte. „Die Betrachtung der eignen Schlechtigkeit ist niemals eine erfreuliche Beschäftigung. Ich will Ihnen jedoch gestehen, daß es mir nicht viel besser

ging als Ihnen. Als ich meine Schwägerin Frieda so glücklich sah, da dachte ich an meine eigne Zukunft, und als ich so überlegte, wie ich nun als altes Jüngferchen in Suppenvereine gehen und für Waisenkinder Strümpfe stricken würde, da erheiterte mich der Gedanke auch nicht, obwohl eine solche Beschäftigung ja sehr lobenswert ist."

Jetzt lächelte Petersen. „O, mit Ihnen, Fräulein Anna, ist es doch ganz etwas anderes," sagte er. „Um Sie bewerben sich doch so viele ausgezeichnete Männer, daß Sie nur zu wollen brauchen, um Ihr Schicksal nach Ihrem Wunsche zu gestalten."

„Ah, ich danke Ihnen für das Kompliment, Herr Petersen. Seit wann haben Sie sich denn eine so schmeichelhafte Sprache angewöhnt? Aber wenn es wirklich so wäre, wie Sie gütigst meinen — ich bin mir noch immer nicht recht klar über die rechten Eigenschaften eines guten Ehemannes. Deshalb würde mir die Wahl schwer fallen. Wie denken Sie darüber, Herr Petersen? Sie sind doch ein Mann. Glauben Sie zum Beispiel, daß ein tüchtiger Buchhändler als solcher auch schon ein guter Ehemann sein würde?"

„Wenn ich diese Frage ernst und gewissenhaft nach jeder Richtung hin prüfe," sagte Petersen mit angenommener Bedächtigkeit, indem er auf den Scherz einging, „so komme ich zu einem Ergebnisse, das allerdings günstig für den Buchhändler zu sein scheint. Ein tüchtiger Buchhändler versteht zunächst das Wahre vom Falschen zu unterscheiden, läßt sich durch den Flitter nicht blenden und erkennt den echten Wert der Bücher. Deshalb erwirbt er nur solche Manuskripte, welche wirklichen Gehalt haben. Alsdann aber versteht er es auch, die Werke, welche er erworben hat, hoch zu halten und durch verständige Behandlung

deren Wert zur rechten Geltung zu bringen. Er schließt sie gewissermaßen in sein Herz ein, sie machen einen Teil seines Selbst aus, und indem er das Interesse seiner Verlagsartikel in kluger Weise vertritt, gelangt er zu Wohlstand und Ansehen, was dann wiederum seinen Büchern zugute kommt. Dazu gehören Eigenschaften, die auch den guten Ehemann ausmachen. Er braucht nur seine Frau so zu wählen und zu behandeln wie seine Bücher."

„Sie sind doch recht sophistisch, Herr Petersen, und offenbaren heute Eigenschaften, die ich noch gar nicht an Ihnen gekannt habe. So benutzen Sie nun die Gelegenheit, sich selbst in ein vortheilhaftes Licht zu rücken. Wenn ich nun behauptete, daß alsdann jeder gute Geschäftsmann ein guter Ehemann sein würde, so könnten Sie nichts dagegen sagen. Denn ein tüchtiger Kohlenhändler weiß auch die guten von den geringen Kohlen zu unterscheiden und schließt sie in sein Herz ein, um Geschäfte damit zu machen."

„Ja, Sie sind mir zu fein, Fräulein Anna," sagte Petersen lachend. „Aber doch ist noch ein Unterschied da, den Sie sicherlich bemerkt, aber absichtlich nicht erwähnt haben. Denn der Kohlenhändler und der Tuchhändler und der Seifensieder, und was es sonst noch für Geschäftsleute gibt, die arbeiten nicht mit so feinem Stoffe wie wir. Zum Buchhändler gehört eine Warenkenntnis ganz anderer Art. Die gute und geringe Kohle kann schließlich auch der Fuhrmann unterscheiden, der sie fährt, aber die Bücher zu unterscheiden, dazu gehört mehr. Uns Buchhändlern tritt in den Manuskripten die Persönlichkeit der Autoren selbst, also der erlesenen Denker unseres Volkes, vor Augen, denn wie das Werk, so der Schriftsteller, und wie der Schriftsteller, so das Werk. Mit der allerfeinsten Ware also, mit dem Geiste der Begabten, haben wir es zu thun.

Deshalb glaube ich nicht unrecht zu haben, wenn ich behaupte, daß dem Buchhändler der Vorrang gebührt. Er versteht es am besten, so zarte, edle Ware, wie Frauenherzen, zu beurteilen. Nur sie zu gewinnen, ist er, wie ich fürchte, nicht bevorzugt. Denn das ist Gnadensache, da entscheidet die Frau selbst in souveräner Machtvollkommenheit."

„Schön gesagt, Herr Petersen; aber wissen Sie, welche Eigenschaft meines Erachtens vor allem zum guten Ehemanne gehört und welche Sie noch nicht genannt haben?"

„Ich wäre sehr erfreut, sie kennen zu lernen."

„Es ist das Selbstvertrauen, Herr Petersen," sagte sie, indem sie auf den Blumenstrauß, den sie in der Hand hielt, niederblickte. „Das Selbstvertrauen führt die Gnade herbei."

Petersen atmete tief. Er sah umher: es war nur ein kleiner Kreis von Herren und Damen im Zimmer, in eifrige Unterhaltung vertieft, und die Nische, halb versteckt durch schwere seidene Vorhänge, war ein sicherer Ort zu vertraulichstem Gespräche.

„Wenn ich Selbstvertrauen besäße, Fräulein Anna," sagte er, ihre rechte Hand ergreifend, die sie ihm widerstandslos überließ, „so wüßte ich wohl, was ich thäte."

Sie sah zu ihm auf, und ein inniges Gefühl schimmerte in ihrem Blicke.

„Dann bäte ich um diese Hand, Geliebteste, um sie nie wieder zu lassen," sagte er.

Sie antwortete nicht, aber sie gab dem Zuge seiner Hand nach, und dann lag sie an seine Brust geschmiegt und beider Lippen begegneten sich in schüchternem Kusse.

Die Frau Geheime Kommerzienrätin war sehr überrascht und nicht sonderlich erfreut, als sie vernahm, daß Anna sich mit Petersen verlobt habe. Sie hatte sich von dem Gedanken, daß er nur ein Kommis sei, noch nicht recht loszumachen vermocht und hatte auch die unbestimmte Erwartung, daß sich irgend ein anderer Freiherr oder Graf an des Leutnants von Busstedt Stelle finden werde, nicht ganz aufgegeben. Aber sie hielt die Zügel der Regierung nicht mehr wie früher in Händen, und als sie einsah, daß sie die Sache doch nicht werde ändern können, fand sie sich in das Ereignis und gab dem Paare ihren Segen.

Friedrich schrieb einen langen Gratulationsbrief aus Rom. Er freute sich aufrichtig darüber, daß Anna einen Mann gefunden habe, der nicht nur ihr, sondern auch der Firma eine wertvolle, sichere Stütze sein werde. Es ward ausgemacht, daß Petersen vom Tage seiner Vermählung ab als Teilhaber in die Firma treten sollte, mit seinem Sitze in Leipzig als Leiter der dortigen Kommandite. Annas Erbteil, welches aus der Masse herausgezogen wurde, sollte er als seinen Anteil zum Betriebskapitale des Geschäftes einschießen. Seine alten Eltern waren stolz und glücklich, und Petersen vergaß sie nicht, sondern blieb der gute Sohn, der er immer gewesen war. Schon wenige Monate nach der Verlobung fand in Neustadt die Hochzeit statt, und ein glücklicheres Paar als Petersen und seine junge Frau ist schwerlich jemals in Leipzig eingezogen.

Die Firma Niedermeyer & Bäumcher fährt fort, gute Geschäfte zu machen, und lernt immer mehr den Professor Fitte als unvergleichlichen Redakteur schätzen. Er hat ein unfehlbares Auge für das, was dem Publikum gefallen muß. Oft gibt er auch noch Erklärungen dafür ab und redet im Redaktionsbüreau, aber seine Erklärungen sind

veränderlich wie die Farben des Chamäleon, und in Wahrheit kennt er selbst den Grund seines Erfolges nicht, sondern handelt aus Instinkt. Er nimmt eine bedeutende Stellung in der litterarischen und buchhändlerischen Welt ein. Er verfolgt mit eiserner Konsequenz den Grundsatz, alle diejenigen in seiner Zeitschrift zu loben und zu empfehlen, welche „Die deutsche Familie“ gelobt und empfohlen haben, und alle diejenigen zu ignorieren oder anzugreifen, welche sein Blatt ignoriert oder angegriffen haben. Seine Sammlungen erweitern sich unter so günstigen Verhältnissen täglich, und er veröffentlicht auch von Zeit zu Zeit Werke, welche aus diesen Sammlungen zusammengestellt worden sind, so daß sein Ruf als Gelehrter und Schriftsteller zugleich mit seinem Vermögen wächst. Geheiratet hat er noch nicht. Eine Zeitlang dachte er an die Gräfin Julia Werba, welcher er einen ansehnlichen Namen als Schriftstellerin gemacht hat. Als er sie aber persönlich kennen lernte, kam er von dem Gedanken zurück. Er ist zuweilen zum Besuche auf dem Gute des alten Grafen und überlegt die beste Art und Weise, sich einen jener Namen zu erwerben, die er einst Petersen gegenüber entwickelte. Der Graf ist nicht abgeneigt, das Gut zu verkaufen, aber er verlangt zuviel, und Fitte denkt, er könnte es billiger bekommen, wenn er noch wartete. Denn er weiß, daß das Gut sehr stark verschuldet ist. Komtesse Angelika ist nicht mehr zu haben, sonst würde er vielleicht um ihre Hand anhalten. Sie ist bald nach Busstedts Verheiratung mit Fräulein Potts in ein Kloster zu Prag gegangen. Bei all seinem Erfolge nagt gleichwohl ein heimlicher Wurm an Fittes Herzen. Seitdem er ein berühmter Schriftsteller geworden ist, hat ihn ein Ehrgeiz befallen, der ihm früher unbekannt war. Er möchte gern etwas schreiben. Er setzt sich öfters hin,

wenn er Zeit erübrigen kann, und will dichten. Aber es geht nicht, es fällt ihm nichts ein. Das wurmt ihn, und er faßt allmählich einen bittern Groll gegen die Leute, welche schreiben können. Er lacht noch immer über sie und sagt, sie wären unpraktische Leute, aber er lacht nur mit den Lippen.

Auch Niedermeyer und Bäumcher, obwohl sie im Geschäfte Glück haben, scheinen doch nicht recht zufrieden zu sein. Niedermeyer ist ganz zerfallen mit seinem Schwiegervater. Der alte Baumgärtel ist auf die Idee gekommen, seine Haushälterin zu heiraten, hat sich mit Niedermeyer, der ihm abreden wollte, überworfen, die Haushälterin erst recht geheiratet, und nun befürchtet Niedermeyer, daß der Alte ihm zum Trotze ein Testament zu gunsten seiner zweiten Frau machen wird. Niedermeyer aber ist ein Geschäftsmann von der Art derjenigen, die mehr auf das sehen, was sie noch bekommen könnten, als auf das, was sie haben, und so grämt ihn der voraussichtliche Verlust mehr, als ihn der erworbene Reichtum freut. Bäumcher wohnt und lebt sehr elegant, ist aber nicht recht einig mit sich selbst, zankt sich viel mit Niedermeyer und Fitte, deren Übergewicht ihm lästig erscheint, und geht immer damit um, aus dem Geschäfte auszutreten. Er kann sein Ideal nicht ganz vergessen, weiß aber nicht, wo er es finden könnte, und das macht ihn unglücklich. Er trinkt viel Champagner und läßt seine Frau machen, was sie will. Sie fährt in einem sehr modernen Landauer spazieren und entschädigt sich für die Mühsal ihrer jüngeren Jahre dadurch, daß sie sich durchaus nicht mehr um die Kunst bekümmert.

Glücklich sind Petersen und Anna. Ihr Heim wird von dem fröhlichen Lachen der Kinder belebt, der schönsten

Musik, die in einem Hause erklingen kann, und nach ernster, befriedigender Arbeit empfängt den Mann die sanfte, kluge Hausfrau, deren weiche Hand alle Runzeln zu glätten versteht. Denn ganz ohne die Runzeln der Sorge und Mühe geht es wohl nicht ab, auch beim besten Glücke, im Getriebe der Eulen und Krebse.

Ende

Litterarisches.

Von demselben Verfasser sind erschienen und durch jede Buchhandlung des In- und Auslandes zu beziehen:

Der französische Feldzug 1870—71.
Militärische Beschreibung.

Das 6. thüring. Inf.-Reg. Nr. 95 im Feldzuge gegen Frankreich 1870—71.

Militär-Handlexicon. 2. Auflage.

Katharina. Roman, 2. Auflage.

Eine Emancipirte. Roman, 2. Auflage.

Bakchen und Thyrsosträger.
Roman,. 2 Auflage.

Die Grafen von Altenschwerdt. Roman.

Pieter Maritz, der Buernsohn von Transvaal.
Jugendroman, 2. Auflage.

Das Geheimnis der Mumie. Jugendroman.

Das Flibustierbuch. Jugendroman.

Des rechten Auges Ärgernis. Roman, 2. Auflage.

Bei Hofe. Roman.

Gotha — Stollbergsche Buchdruckerei.

